Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

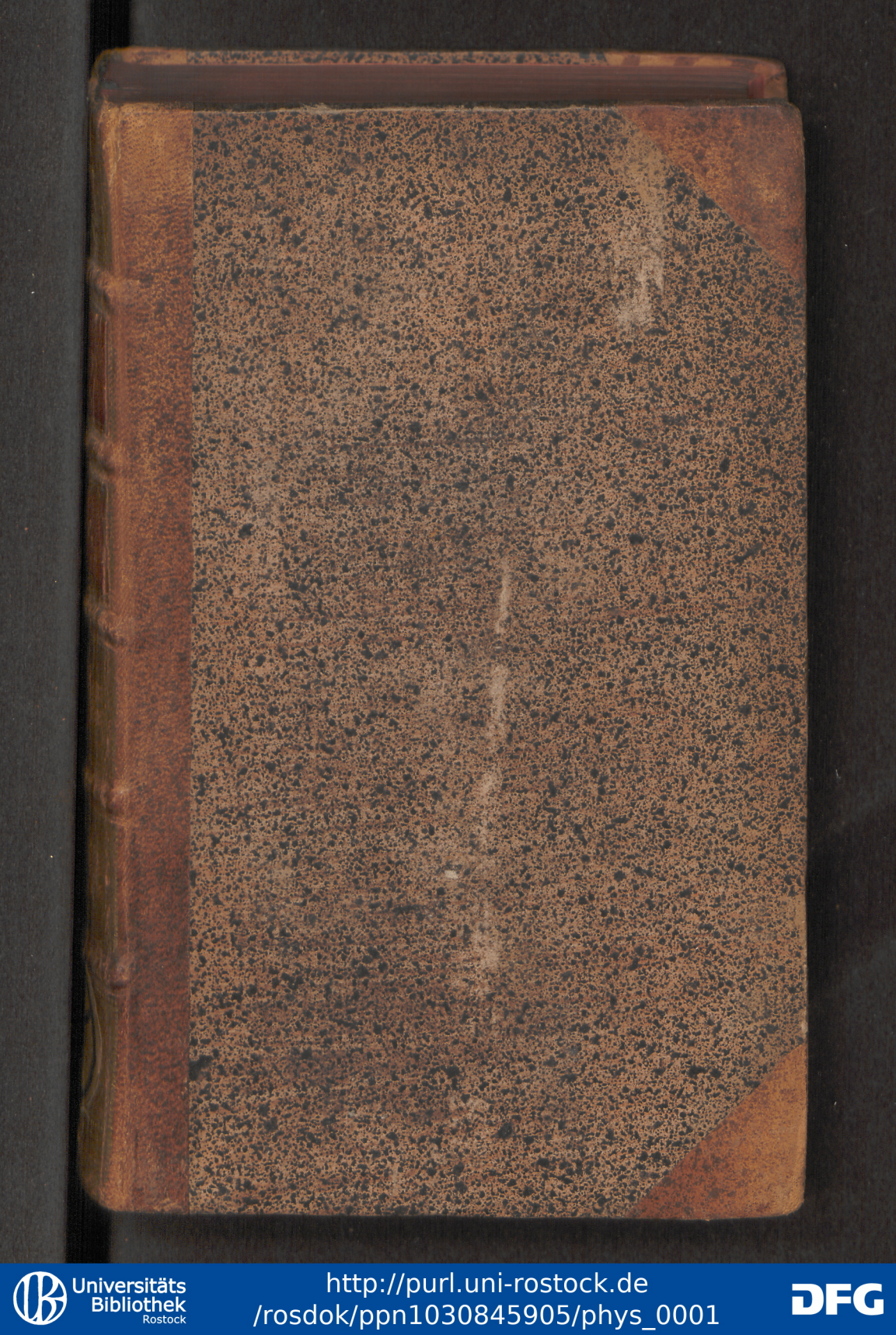
Der Tugendfreund : eine moralische Wochenschrift

4.1756

1756

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1030845905/phys_0001
DFG

7. 8.

Ad-3082 (4)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0002
DFG

Der Tugendfreund,

eine

moralische Wochenschrift.

Vierter und letzter Theil.



Berlin,
bey George Ludewig Winter,
1756.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Inhalt
des
vierten und lezten Theils.

1. Stück.  Daß die Tugend eines Regenten ganze Länder, mithin auch gewiß die Tugend einer jeden einzelnen Person sein Hauswesen glücklich mache.

2. = = Von den Verwandlungen der Laster im menschlichen Herzen. Der Bär; die Schwalbe; Zwo Fabeln.

3. = = Briefe.

4. = = Ein Traum vom Reiche des Todes. Der Fuchs; eine Fabel.

5. = = Betrachtung über die Beredsamkeit und Dichtkunst eines Menschen, der nicht tugendhaft ist.

6. = = Einige Freunde der Tugend, als gute Exempel.

7. = = Dritte Fortsetzung der Geschichte des Fortunatus.

8. = = Eine Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Sitten der Deutschen. Schreiben des Herrn Gordianus.

9. = = Der Eintritt in die Ewigkeit.

10. = = Beschluß vom Reichstage der Tugend.

11. = = Fehler der Jugend.

12. = = Vom Schlaf. Die Pfauen; Der Schlaf und die Träume; zwo Fabeln.

13. Begrif der wahren Freyheit.

14. Briefe aus dem Archiv der Tugend, welche die Erziehung der Kinder betreffen. Begebenheiten einiger Laster; eine Fabel.

15. = = Schreiben des Herrn Philarethus. Der Einsturz von Lissabon: ein Ode. Der Hund; eine Fabel.

16. St.

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1030845905/phys_0007 DFG

Inhalt.

16. St. Die Geschichte der Verschwiegenheit. Der Staar; eine Fabel. Schreiben von J. W. J.

17. = = Beantwortung der Briefe im dritten Stück; und ein Schreiben der Augusta.

18. = = Fortsetzung der Abhandlung von dem rechtmäßigen Verhältniß der Tugend gegen Gott aus der richtigen und lebendigen Erkentniß desselben. Das Seetreffen; eine Ode.

19. = = Traum von den Weltcörpern. Der schöne Morgen; eine Ode. Der Papagoy und der Rabe; eine Fabel.

20. = = Daß das Glück keine notwendige Folge der Tugend sey. Valerian; eine Ode. Die Weindrussel und der Sperling; eine Fabel.

21. = = Bekantmachung einer Handschrift, betreffend die Geschichte der Eintracht. Die Ameisen; eine Fabel.

22. = = Besuch des Herrn **Filtris**. Die Wachtel; die Störche; zwo Fabeln.

23. = = Die im 15ten Stück versprochene Abhandlung wieder die Religionsspötter. Die Elster; eine Fabel.

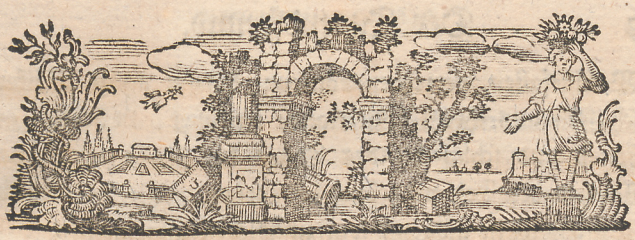
24. = = Von der Hochachtung, die man den Verdiensten schuldig ist, und wie man sich um die Tugend verdient machen kan. Die Klugheit; eine Ode.

25. = = Ein kurzer Bericht von dieser Schrift. Der Begrif der Dankbarkeit. Schreiben des Herrn Diorthons.

26. = = Lezte Fortsetzung der Erzehlung vom **Fortunatus**. Der Beschluß; eine Ode.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0008
DFG



Der Tugendfreund.

Das 1. Stück.

Sey du, Beherscherin der Seelen,
Laß grosse Länder dich erwählen,
O Tugend! du machst alles groß.



Wenn Schutt und Steine, die einzigen traurigen Denkmale vormaliger Palläste, die schönen Gegenden verunstalten, wo sonst die Natur im Feyerkleide erscheinen würde; Wenn ein fruchtbarer Boden, von der Last seines wildgewachsenen Ueberflusses bedeckt, nach vernünftigen Einwohnern zu seufzen scheint, die ihn in Gärten und Felder verwandeln und seine Früchte in dankbarer Empfindung der Güte des Schöpfers mit

Wohlgefallen verzehren könten; Wenn ganze Völkerschaften aus ihrem Vaterlande entführt, in Ketten arbeiten und schlafen, des Tages die Ruhe, und des Nachts den Tod vergeblich erwarten: Welche menschliche Hand ist alsdenn wol zu solchen allgemeinen Verwüstungen stark und welches Herz boshaft genug gewesen?

Es hat wol nie ein Volk unter der Sonnen gewohnt, welches nicht wenigstens einige Häupter erwehlt hätte, daß sie das Glück und die Wohlfart des Landes besorgen solten. Die Natur erfodert schon solche Ordnung unter den Bürgern der Erde, daß die klügsten den andern rathen, die mächtigsten die schwachen schützen, und die besten den andern ein Exempel werden. Und diese Verhältnisse geben zusammen eine Hoheit, welche verehrt werden muß. Es ist etwas grosses, wenn viele Millionen vernünftiger Geschöpfe von einigen wenigen die Anstalten zur Beförderung ihres Wohlstandes erwarten, und die deswegen bekant gemachten Gesetze befolgen sollen. Noch mehr steigt die Hoheit einer einzigen Person, wenn von ihren Einsichten, guter Gesinnung, Macht und Beyspiel das Glück der Staten abhängt. Die Geschichte alter Zeiten ist voll von Namen so hoher Personen, die ganz allein Ursache von allen grossen Veränderungen der Erde gewesen sind.

Ein Monarch kan Dinge ausrichten, wozu man Menschen zu schwach halten solte. Viel tausend Hände richten seinen Willen aus. Viel tausend Schwerter bewegen sich auf seinen Wink und trinken das Blut

der

der ohnmächtigen Feinde. Er giebt seinen Unterthanen den Frieden. Er ruft seine Scharen zum Genuß der Ruhe, der edlen Frucht des kostbaren Sieges. Er theilt ihnen Felder aus. Ein grosses Land wird angebaut, als wäre es ein einzelner Garten. Denn arbeitet ein jeder aufs künftige, das künftige belohnt ihn, und muntert ihn auf, er arbeitet ferner, in seinem Hause versamlet sich der Reichthum, seine Kinder wachsen heran und lernen von ihrem Vater glücklich werden. Wenn prächtige Schlösser, grosse Städte, angenehme Ländereien, und schöne Gärten, jedem Reisenden Vergnügen machen und jedem Fremdling den Wunsch abnöthigen, daß er doch ein Bürger eines so schönen Landes seyn möchte: so können gehorsame Unterthanen die Güte Gottes erheben, der ihnen durch die Hand ihres Fürsten allen diesen Segen ausgetheilt hat.

Alles kömt nur darauf an, ob die Tugend Regentin des Fürsten, so wie der Fürst Beherscher des Landes ist. Wer diese Wahrheit recht einsieht, der macht daraus einen schönen Schluß, oder vielmehr er faßt dadurch einen Entschluß, der nicht vortheilhafter seyn kan. Ist die einzige Tugend zur Wohlfart grosser Staten hinlänglich, wenn sie das Herz des Landesherrn regiert: wie vollkommen wird sie nicht hinreichen, daß einzelne Personen durch sie ihr größtes Glück erlangen. Hieraus folgt eine Ueberredung des Willens, und man muß die Tugend zur Beherscherin des Herzens erwehlen, wenn das lange gesuchte und gewünschte Glück endlich soll gefunden werden. Ich will das Bild eines tugendhaften Monarchen entwerfen und die

Vortheile anzeigen, welche ein ganzes Land zu erwarten hat, wenn es von demselben beherscht wird. Es wird sich zeigen, daß für die Höchsten und Geringsten, für grosse Völker und einzelne Personen nur ein Weg zur wahren Glückseligkeit möglich ist.

Der allgemeine Beherrscher der Welt hat unter den Menschen einige ausgewehlt, denen etwas von der Hoheit beygelegt worden, die ihn über alles erhebt. Sie bleiben zwar unendlich tief unter ihm erniedriget, zu gleichem Gehorsam gegen ihn mit dem geringsten auf Erden verpflichtet, und seinem Wink alle Augenblicke unterworfen: aber andre Menschen lesen doch aus ihren Augen die Züge der Majestät, es überfält sie eine Ehrfurcht bey dem ersten Anblick und ihre Herzen werden von einer geheimen Gewalt ergriffen. Diese Gewalt geht vor ihnen her und überzeugt die Seelen ihrer Nebenmenschen, daß sie Unterthanen sind, ja es gehört eine unmenschliche Frechheit dazu, wenn jemand bey dem Anblick der Fürsten den Eindruck nicht fühlen solte, welchen ihre Gegenwart schon von Natur in den Herzen macht. Nun will ich mir einen Monarchen vorstellen, den seine Unterthanen recht hoch verehren. Der blosse Ruf von seiner Ankunft macht die laute Menge des müßigen Pöbels auf einmal so stille, als wäre nur ein einiger Mann gegenwärtig. Alle Augen sind auf ihn gerichtet, fürchten sich aber, seinen Blicken zu begegnen, und sehen ihn mit Bewunderung von ferne. Ein jeder wünschet, daß er ihn kennen möchte, fühlt aber eine bange Beklemmung bey dem Gedanken: vielleicht frägt er nach seinen Namen.

Seine

Seine Wagen rollen, seine Rosse schäumen, sein Zug ist prächtig, seine Begleiter sind ihm zu Ehren kostbar gekleidet; aber der Anblick seiner Person giebt ihm erst alle Hoheit, wovon der ganze Aufzug nur ein Vorspiel und Schatten war. Die ihn nie gesehn haben, ehren ihn doch in ihrem Herzen, sie würden niemals so frech seyn, daß sie den geringsten seiner Befehle übertreten solten. Die täglich um ihn sind, fragen seine Augen um Verhaltungsbefehle und errathen mit sorgfältiger Klugheit, was er wol gerne möchte gethan haben. Man wagt in der Unterredung mit ihm keine Schmeicheley, sondern ein jeder eifert dem andern nach, damit man ihm in der That die Hochachtung bezeige, welche auszudrücken die ausgesuchtesten Worte allemal zu wenig sind. Wenn er seinen Unterthanen freundliche Blicke gönt, so erheitern sich auch ihre Angesichte, aber die tiefe Ehrfurcht mäßigt ihre Freude; wenn er sie majestätisch anblickt, so untersucht ein jeder sein Verhalten, ob er ihn etwa beleidigt habe, und sein Misfallen wäre ihnen die grösseste Strafe.

Wir wollen diesem grossen Monarchen die königliche Tugend der Demuth beylegen. Ich nenne sie königlich, weil sie bey einer hohen Würde für alle geringe und schlechte Seelen viel zu schwer ist. Voll Betrachtung seiner selbst vergißt er allen äussern Schimmer; er sieht daß ihn die höchste Würde inwendig gar nicht bessert. Seine Unterthanen können sich nie vor ihm bücken, so sind sie seiner Seele eine Erinnerung und Beyspiel wie tief er sich unter der ewigen Gottheit erniedrigen muß, und er liegt inwendig vor

derselben im Staube, wenn andre ihm auf einem erhabenen Thron ihre Unterthänigkeit erweisen. Er würde alle gerne von ihren Pflichten frey sprechen und keinen so hohen Vorzug begehren, wenn die Ordnung der Welt dieses Verhältniß nicht nothwendig machte, wenigstens findet er in sich selbst keine Würdigkeit dessen, was ihm beygelegt wird, und jede Ergebenheit seiner Unterthanen, erinnert ihn an die grossen Pflichten eines Regenten.

Auf diese Weise, ist er mit seinen Eigenschaften nie zufrieden. Er übt sich immer mehr und mehr in der Kunst zu regieren. Er sorgt dafür, daß alle Tugenden, worin ein wahrer Vorzug liegt, bey ihm zunehmen mögen, weil er sich unmöglich leere Titel geben lassen kan, denn diese sind von jeder niederträchtigen Seele, daß ich so rede, um ein Spottgeld zu erkaufen. Er thut nichts aus Stolz. Es ist ferne von ihm dieser Leidenschaft das Blut eines Menschen zu opfern. Die Schmeicheley ist von seinem Hofe verbant, er sieht also seine Fehler ohne Decke und Veringerung in ihrer ganzen Grösse. Er ist den grossen seines Reichs ein rührendes Beyspiel, sie können nicht zu hoch steigen, die Nothwendigkeit hält sie in Schranken, sie würden alle Hochachtung verlieren, wenn sie mehr seyn wolten, als sie in Vergleichung gegen ihren Herrn in ihren eigenen Augen seyn müssen. Von seinen Unterthanen ist ihm keiner zu gering, sie sind alle fähig seine schönen Eigenschaften zu nützen. Also ist auch der allergeringste mit seinem Stande vollkommen zufrieden. Unvermerkt wird der Hochmuth aus seinem Lande vertrieben.

trieben. Er zerstört keine Gesellschaft und Freundschaft mehr. Niemand will mehr seyn als er ist, und niemand versagt einem höhern was ihm zukomt. Die Zufriedenheit mit dem Stande führt allgemach auch eine Willigkeit zu gehorchen ein, wer nicht gerne herschen will, der wird gerne unterthänig seyn, denn eben darum nehmen die Menschen ungerne Befehle an, weil alle gerne selbst Befehle austheilen. Alle Verschwendung, die der Stolz einführt, fält hier von selbst weg. Unnöthige Pracht wird zur Thorheit, man hat eine grössere Grösse kennen gelernet, als die Grösse des äussern Ansehens und eine schönere Schönheit, als die Schönheit der Kleider. Der Umgang zwischen gleichen Personen ist vertraulich und beständig. Die Gesellschaft der höhern mit den geringern ist ordentlich ohne Zwang; da sonst bey dem grössesten Stolz doch die niederträgtigste Dreistigkeit gewöhnlich ist.

So viel kan die Demuth eines grossen Monarchen zum Glück der Unterthanen beytragen.

Das zeitliche Glück eines Menschen, der als ein Prinz erzogen worden, das beste auf Erden gesehen und genossen hat, ein Herr der Schätze grosser Länder ist, und alle erdenkliche Vergnügungen haben kan, macht ganz natürlicher Weise ein vergnügter Gemüth. Ein Fürst kan auch aufgeweckt und munter seyn. Wenn ihn Gott segnet, sein Land vor dem Ueberfall der Feinde und vor Plagen bewahret, seine Unterthanen in treuem Gehorsam erhält: so bietet ihm jeder Tag neue Freude an. Er ist also heiter und freymüthig in seinem Wesen. Er darf sich nicht in vielen Gemächern

als in einem Gefängniß verschliessen, er zeigt sich seinem Volk und läßt sich allezeit merken, daß es ihm bey demselben wohlgefält. Er geniesset mit Vergnügen die reichen Gaben Gottes, wovon das beste ausgesucht und zu ihm gebracht wird. Er baut Häuser und pflanzet Gärten, alles geräth und alles wird königlich, er nimt seine Liebsten an seine Tafel und eine angenehme Unterredung beschäftigt ihre Seelen. Man siehet ihn nie verdrießlich und murrisch, die heitere Freude ziert sein Angesicht und erwacht mit ihm an jedem Morgen.

Wir wollen diese Munterkeit mit einer wahren Furcht vor Gott verbinden. Denke niemand meiner Leser: dis ist eine schöne Einbildung. Es wäre der göttlichen Macht und Erbarmung zu wenig zugetraut, wenn man nicht auch unter hohen Personen welche finden solte, die ihr Herz zum redlichen Gehorsam gegen seine Gebote hätten neigen lassen. Ein Fürst dessen Herz voll kindlicher Furcht vor Gott ist, wird es diesem höchsten Gut nicht zu leide thun, daß er nur in den Gütern dieses Lebens sein Theil suchen solte. Je mehr er davon besitzt, desto deutlicher kan die Verleugnung an ihm gesehn werden, wenn er alle Schätze der Erden im himmlischen Sinn für lauter bittere Armuth hält und sein Herz da seyn lässet, wo sein rechter Schatz ist. Andre, die das größeste Glück der Erden nicht erlangen können, haben auch nicht so vollkommene Gelegenheit, die höchste Pflicht der Christen auszuüben, daß sie Gott lieben solten von ganzem Herzen. Wer aber die Welt in ihrer reitzendsten Gestalt

stalt kent, und in ihrer größten Lieblichkeit gebraucht, bey dem kan eine wahre Ergebenheit an Gott recht offenbar werden. Er hält in allem zurück, die Freude muntert ihn auf, dringt aber nie in das Innerste seiner Seelen, denn hier ist mehr als Freude der Sinnen, mehr als der Anblick des Reichthums, viel mehr als der Umgang mit erfahrnen, witzigen und angenehmen Menschen. Das Aeußere verursacht auch nur eine äußere Freude. Ich kan hier das Gleichniß zweyer Wandrer brauchen. Sie wollen beyde zu einer Stadt. Diese Stadt hat für sie beyde alle mögliche Reitzung: aber ihr Weg zu derselben ist verschieden. Der eine geht durch die angenehmste Alleen, der andre muß über Berge klettern und durch Sümpfe steigen. Beyde freuen sich unterwegens über ihr künftiges Glück: aber der eine hat über dem noch die Freude eines anmuthigen Weges. Doch wird er über dem Wege die Stadt nicht vergessen, er freuet sich nur in so fern darüber, als es ein guter Weg ist. So kan eine Seele die mit Gott bekant ist, nur in ihm ihre eigentliche Freude finden, das übrige auch das Beste auf Erden, ist nur eine Spur zu dieser Freude, es ist nur der Weg der sie dahin leitet. Für die mehresten ist der Weg zur größesten Freude nicht sonderlich angenehm; aber wer alle Güter der Erden hat, der kan immer so zu reden auf Blumen wandeln, bis er zum Ziel seines Lebens gelanget. Wohl ihm, wenn er die höchste Seligkeit in seinem Gott beständig sucht, so geht er von der geringern immer zur grössern, vom schlechtern immer ins Vollkommene.

Nichts kan ihn betrüben und niederschlagen, denn er hat auf der Welt alles, was er sich wünschen kan, und sein Herz hat ein Theil und einen Schatz gefunden, der über alles ist.

Auf diese Weise fehlt an seinem Glück nichts. Man mag das geringste nennen er hat es: man mag das allerhöchste, was nur zu erdenken ist, aufsuchen, es ist sein. Und da sein Sinn himlisch ist, so kan er aus diesem Leben und aus der Freude desselben nicht mehr machen, als wirklich darin zu finden ist. Deswegen wird er ein Feind der Eitelkeit, seine Lustbarkeiten haben nichts kindisches. Er hat eine Höhe erstiegen, wohin alles Wesen dieser Welt nicht reichet, und er kan sich unmöglich zu demselben herablassen. Ist er auf Erden ein König, so ist er es auch im Himmel. Seine Seele ist mit einer hohen Majestät geadelt, wogegen die Ueppigkeit dieses Lebens viel zu geringe ist. Er empfindet in seinem Herzen das Wohlgefallen Gottes, und hat mehr als eine Hofnung, er hat Gewißheit, daß er im Tode seine Krone nicht ablegen wird. Die Welt krönt ihre Könige selten auf funfzig Jahr. Der Himmel krönt seine Könige auf viel tausend Ewigkeiten, auf eine Regierung, die mit der Regierung des Königes aller Könige gleich unendlich ist. O wie leicht werden ihm in dieser Seeligkeit die Gebote Gottes! Es sind Wohlanständigkeiten, sein hoher Stand bringt es mit sich, daß er nach den Reichsgesetzen des Himmels lebt: **Denn wer aus Gott geboren ist, der kan nicht sündigen.**

Man

Man würde wohl nicht fertig werden mit Erzehlungen aller der großen Vortheile, welche ein Land von solcher Gesinnung seines Fürsten nothwendig haben muß. Er besitzt ein so hohes Gut, und er siehet sich in dem Besitz desselben so höchstglückselig, daß er allen seinen Unterthanen eben diese Freude gönnet. Die Neigung seines Herzens zu Gott macht ihn auch zur freundlichsten Menschenliebe geneigt und zart. Er fühlt Schmerzen, wenn einer von seinem Volk in elenden Umständen ist, und er wird täglich von einem gar starken Triebe gedrungen, daß er allen die großen Güter anwünschet, die ihm selbst mehr als alles schätzbar geworden sind. Was wünscht er nun mehr, als daß er durch gute Exempel, Anstalten und Verfügungen in seinem Lande das Reich Gottes recht weit ausbreiten und eine recht große Menge von Seelen zu der Quelle hinleiten könte, die allen Durst auf ewig stilt und alles Verlangen vollkommen befriediget. Deswegen regieret er sanft und freundlich und sucht sich die Herzen zu gewinnen, damit sein Beyspiel bey den Unterthanen desto mehr Eindruck mache, und die Gemüther desto leichter nach seiner Gesinnung gebildet werden. Diejenigen Großen des Reichs, welche gute Anordnungen in demselben zu machen haben, wissen seine redliche Absicht und Gesinnung, und sie wachen daher über alles was vorgeht. Das gute findet viel mehr Eingang, die Vornehmern leuchten den Niedrigern mit einem guten Wandel vor. Ein jeder siehet daß es nicht bloß mit äußern Uebungen des Gottesdienstes ausgerichtet ist, sondern daß zu dem rechten

Wesen

Wesen desselben noch viel mehr erfodert wird. Dieses rechte Wesen welches der Mensch durch blosse Ueberlegungen nicht findet, sondern durch Erfahrung lernen muß, wird bey so vieler Erfahrung immer bekanter. Nun ist die Gottesfurcht nicht mehr etwas seltenes, sie ist unter einem so beglückten Volk nicht mehr wie unter den Thoren eine Schande. Man sucht sie, man eifert ihr nach, einer ermuntert und reitzet und erweckt den andern und das Himmelreich leidet Gewalt, und wird von vielen zu sich gerissen. Die natürliche Folge der Dinge lehret es, daß bey solcher Gemüthsbeschaffenheit, auch nothwendig viel bessere Sitten eingeführt werden. Keine Tugendlehre kan die Herzen so wunderbar verändern, als der Fleiß in Uebung der Gottseligkeit. Die Lebensart wird stille, angenehm, gesittet und friedlich, der Beruf eines jeden wird fleißig abgewartet, alles wüste Wesen ist verbant, eine ordentliche und reine Liebe verbindet die Gemüther und große Scharen eilen Hand in Hand zu dem nahen Ziel der Freude in der Ewigkeit. Ist ein Land von solchen Bürgern bewohnt, so kan auch nichts den Seegen Gottes zurück halten. Das Gefilde trinkt ihn in süßen Strömen und giebt ihn mit reichem Wucher, zum Gebrauch der Menschen, wieder. Die Plagen und Strafen sind unbekant, denn gehorsame Kinder fürchten keine Ruthe. Alles blüht im erwünschten Wohlstande, alles zeuget von dem Wohlgefallen Gottes. Denn es sind ganz gewiß bessere Zeiten zu erwarten so bald wir Menschen besser seyn werden. Die Schuld aller Bedrängniß in den

betrübte-

betrübtesten Zeiten fält auf unsere Sitten zurück und ein jeder trägt an seinem Theil nur zuviel mit bey zu den Verbrechen, die sich endlich häufen und die Rache Gottes auffodern. Eben so kan ein jeder in seinem Theil das Beste des ganzen besorgen, und es liegt nichts daran, wer zu dieser Verbesserung den Anfang macht, ein jeder könte der erste seyn. Es ist auch gar kein Schluß: weil die allermehresten in einem verderbten Leben sich finden lassen, so würde es nichts helfen, wenn ich ein andres anfangen wolte. Gesetzt, man könte durch ein tugendhaftes Leben dem Ganzen nicht aufhelfen, so wird man doch allemal durch ein lasterhaftes Leben sich selbst und seine Sache aufs Höchste verderben. Aber, o ein mehr als glückliches Land, wo alles die Tugend liebt! Da würden die süßen Früchte des Friedens zur schönsten Reife kommen, da würde kein innerer Streit einzelne Häuser zertrennen und keine Klagen der Bürger gehört werden; da würde kein Kranker an den Zäunen ohne Hülfe verschmachten, keine bittere Armuth würde sie zwingen, von der erhaltenen Barmherzigkeit eine Stillung des Hungers zu erwarten; die Wohlhabenden würden durch gesegnete Ordnung reicher, und den Bekümmerten würde durch brüderliche Liebe aufgeholfen werden. Von früher Jugend an bis ins späteste Alter würden die Menschen nach ihrer letzten Bestimmung fragen, sie würden die rechten Mittel zu derselben aufsuchen und ergreifen. Nicht ein Land allein würde so gesegnet seyn: die Sitten dieses einen Landes würden wie ehemals die Sitten des beglückten

Israels

Israels von allen Nachbarn erlernt und gut befunden werden. Man kan keinen Nutzen und kein Glück für ein Land erdenken, welches nicht hieraus folgen solte.

Ein Fürst muß allemal in seinem Lande der reichste seyn. Jeder Unterthan muß in den Abgaben an ihn seine Schuldigkeit beobachten, also häufen sich seine Schätze, es mag nun seyn, daß sie zu allgemeinen Ausgaben beygelegt oder auf den willkürlichen Befehl des Landesherrn angegriffen werden. Es ist ein Glück und eine äußere Vollkommenheit des Zustandes eines solchen Fürsten, wenn seine Schatzkammern voll sind, und wenn ein großer Reichthum auf seinen Befehl verwendet werden kan. Es ist eine gute Einrichtung, wenn der Herr von seinen Unterthanen erlangen kan was er fodert, denn so gehört ihm alles, und er ist in vollkommener Bedeutung der Herr des ganzen Landes.

Doch zu der äußern Vollkommenheit des Reichthums gehört auch die innere Vollkommenheit einer klugen Freygebigkeit. Wo das Geld Nutzen stiften kan, da ist die Sparsamkeit unzeitig, und wird zum Geitz. Die ganze Bestimmung des Geldes besteht nur darin, daß es das allgemeine Maaß des Werths der Dinge in dieser Welt seyn und also den Besitz dessen, was noch nicht unser ist, möglich machen soll. Auf diese wird alles gekauft, was ich vermittelst des Geldes erlange. Wer nicht gerne Geld ausgiebt, der muß es in seinem Werth gegen andere Dinge zu kaufen gedenken, zu deren Anschaffung er sich beständig etwas sparet.

Eine

Eine kluge Freygebigkeit mißt den Werth der Dinge gegen das Geld richtig und unpartheiisch ab, und trift allemal den Tausch des schlechtern gegen das bessere. Es komt hiebey hauptsächlich auf die Klugheit an, weil man sich sonst gar leicht blenden läßt, und unter den Dingen, die für Geld zu erhalten sind, oft die allerschlechtesten aussucht. Für einige tausend Thaler ist mancherley möglich. Sie können zur Pracht verwendet werden, so hätte man ein Ansehen unter den Menschen dafür gekauft; sie können verspielt werden, so hätte man eine Stunde verloren und diesen Verlust noch dazu theuer bezahlt; sie können auch zur Erziehung einiger verlassener Kinder, oder zur Wiederherstellung der verfallenen Nahrung eines ehrlichen Mannes gebraucht werden, und so wären sie ein geringer Kaufpreis eines überaus großen Vortheils gewesen. Nach der Moral wird die Klugheit unter diesen und andern Ausgaben leicht die besten wehlen; aber nach der Lebensart wehlt sie nur zu oft die allerunnützesten.

Ein Monarch, der diese große Eigenschaft besitzt, daß er das Geld nicht mehr liebt als den wahren Nutzen, der durch Hülfe desselben gestiftet werden kan, ein solcher Monarch, wird sich freuen, wenn er den Nothleidenden helfen kan. Er eröfnet seine Kornhäuser, wenn eine Theurung ins Land komt, und fodert von der Armuth keinen Wucher. Er läßt denen die Mangel leiden, etwas austheilen, daß sie sich sättigen und wärmen können und er wird der Erretter ihres Lebens. Er macht Anstalt daß die Erziehung

der

der Jugend treulich besorgt wird, sie wachsen hernach in seinem Lande heran als Bäume in einem schönen Garten, die als sie noch zarte Reiser waren gewartet und gepfleget, gepfropft, gezogen und bewahret wurden. Er muntert diejenigen auf, die von Gott mit guten Gaben und natürlicher Geschicklichkeit ausgerüstet worden, er befördert die Wissenschaften, die ein Volk gesittet machen und zur Glückseligkeit anweisen. In seinen Augen gilt die Liebe und Dankbarkeit und der wiederhergestelte Wohlstand eines redlichen Mannes mehr als viele Summen und todter Reichthum; wie denn überhaupt Wohlthaten die man erzeigen kan, weit schätzbarer sind als alles Geld was dazu verwendet wird.

Es mag genug seyn, daß ich nur die drey Tugenden eines Regenten angeführt, und seine Demuth, Gottesfurcht und kluge Freygebigkeit vorgestelt habe. So viel nun ein ganzer Stat größer und weitläuftiger ist als ein einzelnes Haus; so viel unvergleichlichen Nutzen die Tugend eines Monarchen einem großen Staat bringen kann; so viel gewisser wird auch der vorher angeführte Schluß: daß die Tugend vollkommen hinreicht, den Wohlstand eines Menschen und seines ganzen Hauses zu befördern, wenn er sich ihr ergiebt.

Der Tugendfreund.

Das 2. Stück.

Verstelle dich, man weiß doch wer du bist,
Verwandle dich, man weiß dich doch zu nennen,
Die Tugend wird dich niemals kennen,
Weil jeder Trieb ein neues Laster ist.

Wer die Welt und sich selbst kent, wird es aus seiner eigenen Erfahrung wissen, daß alles einer beständigen Veränderung unterworfen ist. In unserer Seele wechseln die Gedanken, welche alle Augenblicke geboren werden und wieder vergehen, gantz erstaunend geschwinde ab, und die Begierden, die Leidenschaften und andern Wirkungen des Geistes werden zuweilen wie von einem Sturmwinde hingerissen, und leiden diejenige Veränderung, der sie nicht entfliehen können. Die Aertzte haben es von langer Zeit her angemerkt, daß tausend Veränderungen, derer wir uns nicht bewust sind, in unserm Körper vorgehen, welches wir denn am deutlichsten wahrnehmen, wenn ein geheimer Schmerz un-

sere Eingeweide durchwühlt, die lebhafte Röthe auslöscht und durch gewaltige Erschütterungen das Mark in unsern Knochen verzehrt.

Wenn wir den Menschen im Verhältniß gegen das gute und böse betrachten, und seine sitliche Beschaffenheit untersuchen, so hat uns die Erfahrung gelehrt, eine gleiche Anmerkung zu machen. Der Tugendhafte wird vollkomner und indem er vollkomner wird, gehen auch Veränderungen in seiner Seele vor. Stuffenweise erhebt er sich zu seinem glänzenden Ursprung, bis er endlich in sein Bild verklärt und in eine Sonne verwandelt wird, die in der unsichtbaren Welt ohne Verdunkelung mit ewiger Klarheit leuchten kan. Der Lasterhafte kan sich von dem Gesez der Veränderung nicht ausnehmen. Er ist wie ein Kranker, den ein trauriger Zufall nach dem andern überwältiget und seine Seele durch immer neue Verwüstungen aller Schönheit und Stärke beraubet. Wenn ihn ein Laster verläßt, so erscheinen sieben andere, die sich in ihm niederlassen und mit gewaltthätiger Hand ihre Wohnung befestigen.

Man weiß, daß ein Mensch dadurch noch nicht tugendhaft wird, wenn er nur ein Laster ablegt. Es sind noch mehrere da, die vertilgt und ausgerottet werden müssen, und ehe diese Ausrottung nicht vorgegangen ist, kan man nicht sagen, daß wir Freunde der Tugend geworden sind. Doch will ich gerne glauben, daß derjenige, der einmal die aufrichtige Absicht hat, sich von den Händen eines Lasters, dessen schädliche Einflüsse er nach und nach einsieht, loszureissen, sich

auch

auch leicht durch die Wahrheit wird überzeugen lassen, daß die andern eben so schädlich sind. Wenn dis Verlangen nicht aufrichtig ist, so wird er aus einem ins andere fallen, und nicht besser, sondern schlimmer werden. Ich habe mir vorgenommen in diesem Blatte von den **Verwandlungen der Laster im menschlichen Herzen** zu reden, und an einigen Beispielen zu zeigen, daß es gantz leicht sey, ein Laster zu verleugnen, wenigstens auf eine Zeit lang zu verleugnen, und das entgegen gesezte oder ein verwandtes an dessen Stelle anzunehmen.

Ein Verschwender, der beynahe sein ganzes Vermögen durchgebracht hat, kan endlich, wenn er einsehen lernt, daß ihn die Armuth, wie ein gewapneter Mann übereilen möchte, auf eine so verabscheuungswürdige Art geitzig werden, daß er Leib und Seele vergißt und Tag und Nacht an nichts weiter, als sein liebes Geld denkt. Es wäre gut, wenn er anfienge sparsamer zu leben, seine Tafel einschrenkte, den täglichen Aufwand verringerte, und die Pracht der Kleider in einen guten Anzug verwandelte. Aber der Gedanke der Armuth, des Mangels und der Noth hat sich seiner Seele so stark bemächtiget, daß er glaubt, er würde vor der Zeit umkommen müssen, wenn er nicht alles bis auf Heller und Pfennig zu Rathe hielte. Auf solche Thorheit ist Argirius gerathen. Es sind nun vier Jahr, daß sein Vermögen, auf unterschiedenen Wegen, die ihnen eine verschwenderische Hand zuerst gezeigt hat, dem Besitzer entflohen ist, ohne daß er sich die Hofnung machen kan, das geringste davon wieder zu erhalten.

halten. Alles was schön und prächtig und schmackhaft und einnehmend war, konte man in seinem Hause antreffen. Er schonte kein Geld, alles zu erkauffen, worauf seine Neigung verfiel, und vergaß dabey aus unmässiger Begierde, die Ausgaben seinen Einkünften gemäß einzurichten. Wenn er viel aufrichtige Freunde gehabt hätte, so glaube ich, daß sie ihn würden gewarnt, und durch die besten Bewegungsgründe zu einer mäßigen Lebensart gebracht haben, aber er hatte nur Bewunderer und keine Freunde. Endlich ist er selbst auf den Einfall gerathen, seine Ausgaben zu vermindern, aber nicht auf eine solche Art, wie es einem Weisen anständig ist. Niemand darf mehr bey ihm speisen, seinen Hausgenossen zieht er ihren Lohn ab und giebt ihnen nicht satt zu essen, die Armen flucht er zum Hause hinaus, die Zinsen seiner übrigen Gelder hat er bis über die Helfte erhöht, auf Wegen der Ungerechtigkeit trachtet er fremden Gütern nach, und von einer geringen Kost, wovon ein anderer kaum satt werden würde, erhält er sich drey Tage. Ist Argirius durch seinen Geitz tugendhaft geworden, oder muß man ihm das Recht wiederfahren lassen, daß er jetzo weit schlimmer sey als vorher?

Zuweilen trägt es sich zu, daß ein Unbarmherziger, der bisher ein wircklicher Stein gewesen ist, nach einigen angreifenden Vorwürfen, die man ihm deshalben gemacht hat, anfängt, mit grosser Behutsamkeit, und nach einer sparsamen Eintheilung, einigen Bedürftigen gantz geringe Gaben mitzutheilen. Dieser Anfang ist gut, und wenn er sich die Zeit nähme, die

grosse

grosse Noth der Armen mit Empfindung zu überdenken, so würde vielleicht die menschliche Liebe in seiner Seele aufwachen und seine Zurückhaltung in eine edelmüthige Freigebigkeit verwandeln. Aber dieser unscheinbare Anfang der Besserung macht sein Herz stoltz, daß er sich bey aller Gelegenheit seiner Herablassung zu den Armen rühmet, und es seinen Freunden sehr übel nimt, wenn sie seine Freigebigkeit nicht loben wollen. Doch wegert er sich noch immer, wenn er Gelegenheit hat, andern ohne seinen Schaden zu helfen, und entdeckt auf allen Seiten, daß ihm sein Geld viel zu lieb sey, als daß er es zur Freude der Armuth anwenden solte. Er hat die Woche 13 Pfennige bestimt, die er unter die Armen, mit nachdrücklichen Ermahnungen, daß sie fleißig arbeiten sollen, austheilt, und davon weiß er so viel Rühmens zu machen, als wären es 13 bare Rthlr. die er dem Mitleiden aufopferte. Nach seiner Ausrechnung macht dis das ganze Jahr über eine ansehnliche Summe aus, und wenn man mehrere Jahre zusammen nimt, würde es schon ein guter Schatz, damit er seine Reichthümer vermehren könte. Ist Celtrimo jetzo freigebig, ist er ein Freund der Armen, oder hat er nur seiner Unbarmherzigkeit eine andere Gestalt gegeben, die nicht mehr so heslich zu seyn scheint, als die vorige, ob sie gleich nicht viel schöner ist?

Ein Ehrsüchtiger wünscht sich mehr Ehre, als er erlangen kan. Diese Begierde ist ganz unersätlich, und je mehr ihm Ehre erwiesen wird, je weniger ist er damit zufrieden. Es kan sich aber zutragen, daß dieser Ehrgeiz in eine Niederträchtigkeit ausartet, wenn

man sieht, daß man seine Absichten nicht erreichen kan. Berillus hat von seiner Jugend an verrathen, daß er nichts weniger als ein grosser Staatsmann werden, und mit den prächtigsten Titeln in der Welt erscheinen wolle. Man hat ihm mit guten Worten seine Thorheit vorgehalten, man hat ihm die Exempel der jungen Flüchtlinge vorgestelt, die eben so gedacht haben, als er, man hat seine Thorheit lächerlich gemacht, aber dem ohnerachtet hat er von nichts als Prinzen und Staatsministern geträumt, bis ihm so viele Schwierigkeiten aufgestossen sind, die er unmöglich hat übersteigen können. Jetzo weiß er sich nicht genug zu demüthigen. Er beugt sich vor dem geringsten, giebt allenthalben gute Worte, und will von keiner Ehrenstelle wissen. Von sich selbst erzehlt er alle Schwachheiten, die er jemals begangen hat, und macht sich selbst mehr Vorwürfe als sich jemand anders unterstehen würde, ihm zu sagen. Er versagt keinem seinen Beifall, und lobt Laster und Tugend mit gleicher Beredsamkeit. Er läßt sich schimpfen und schelten und lacht noch dazu. Aber man darf ja nicht denken, daß er seine ehrgeitzige Absichten aus dem Gesichte verloren hat. Wenn es nur möglich wäre, wenn er nur dürfte, so würde, er bald wieder eine hochmütige Miene annehmen, und auf diejenigen verachtend herab sehen, denen er sich jetzo so niederträchtig unterwirft. Man hat längst angemerkt, daß ein grosser Ehrgeitz mit einer grossen Niederträchtigkeit verbunden ist, weil es ihm auf dieser Seite am ersten glückt, den Trieben der eitlen Seele ein Gnüge zu thun.

Der

Der Eigensinn ist ein Erbgut vieler Menschen. Ein jeder will Recht haben, ein jeder glaubt, daß seine Einsichten die besten sind, und verwirft alles, was seinen Gedanken nicht gemäß ist. Eine schädliche Frucht der Eigenliebe, die uns gerne unsere wahre Gestalt verbirgt, und uns in unsern Augen vollkomner vorstelt, als wir wirklich sind! Einige unterscheiden sich durch ihr eigensinniges Wesen so merklich von andern, daß man schon aus ihrer gefaltenen Stirn, die sie allenthalben herum tragen, schliessen kan, es wohne in ihnen der Geist des Wiederspruchs und der Verwirrung. Crates würde noch wol zu leiden seyn, wenn er nur nicht so eigensinnig wäre. Wenn in einer Gesellschaft ein Wort gesprochen wird, daß er auf sich deuten kan, so zieht sich gleich seine Nase in die Höhe, und seltne Verdrehungen machen sein Ansehen fürchterlich. Er nimt denn seinen Vorrath spitziger Reden, und wirft ihn auf den, der ihn so empfindlich beleidiget hat. Die ganze Gesellschaft ist nicht im Stande, ihn wieder zu versöhnen. Weil er ein Mann von grosser Erfahrung ist, so hört man ihn gerne erzählen, aber der ist unglücklich, der ihm auch nur in der geringsten Kleinigkeit widerspricht. Sein Eigensinn herrschet noch in mehrern Dingen. Wenn die Knopflöcher an seinem Kleide einen Strohhalm breiter sind, als er befohlen hat, so giebt er dem Schneider das ganze Kleid wieder und bestelt sich ein anderes. Wenn der Buchbinder ein kleines beynahe unmerckliches Fleckgen in ein neues Buch gemacht hat, so kauft er ein anderes und befiehlt es ohne Flecke einzubinden. Um die Zeit,

wenn er essen will, muß alles auf den Tisch stehen, und wenn es ein Paar Minuten länger währt, möchte er sich vor Ergerniß zerreissen. Seit einiger Zeit ist er gantz menschenscheu geworden. Keiner von seinen Bekanten darf mehr zu ihm kommen, und wenn sich einer melden läßt, so haben seine Bedienten die Freiheit, ihn zu verleugnen. In dieser Einsamkeit hat sein Eigensinn die beste Nahrung. Bücher und Wände können ihm nicht wiedersprechen, und sein Gesinde darf es nicht thun. Wenn er sich länger verschließt und einspert, so glaube ich, daß er ein vollkomner Menschenfeind werden wird, dem es zuletzt unerträglich seyn möchte, ein Geschöpf vor sich zu sehen, daß Vernunft und Sinne hat, wie er.

Ich habe es sehr oft angemerkt, daß der Vorwitz zuweilen, nach allen seinen Verdiensten bestraft wird, wenn er sich zu weit über die Grentzen wagt, und sich überredet, daß ihm nichts übel genommen werden darf. Coriander war ausnehmend neugierig, alles zu sehen und zu wissen. Wenn er in einem Zimmer was geschriebenes liegen sahe, war er so begierig darnach, wie ein Raubthier. Er sahe alles durch, es mochten Briefe oder andere Nachrichten seyn, die für ihn nicht geschrieben waren. Sein Auge flatterte wild herum, und durchflog alle Winkel etwas zu entdecken, das seinen Vorwitz befriedigen könte. Man ließ es eine Zeit lang geschehen. Man glaubte, daß ein bestrafender Blick seine Kühnheit zurück halten und an das bescheidene Wesen erinnern würde, das er andern Menschen schuldig ist. Aber alles umsonst. Die vorwitzigen Hände

griffen

griffen immer weiter, und es geschahe eben zur rechten Zeit, daß ihn jemand sagte: Mein Herr, vergessen sie sich nicht. Sie befinden sich an einem Orte, wo man nicht bey allem gleichgültig ist, und es ihnen gewis sehr übel nehmen wird, wenn sie ihre Begierden nicht einschrenken wollen. Ich habe es bisher für einen Fehler gehalten, aber ich werde diesen gelinden Namen nicht mehr brauchen, wenn sie sich nicht von dem, was der Wohlstand erfodert, besser unterrichten wollen. Diese Vorwürfe machten ihn schamroth, und weil er noch an zwey oder drey Orten ähnliche Verweise bekam, so that er sich die äusserste Gewalt an, seinen Vorwitz zu zähmen. Dis unverschämte Verhalten wurde wircklich eingeschrenkt, aber er verfiel hernach in eine Unempfindlichkeit, die ihn gegen alles gleichgültig machte, und andern Lastern den Weg bahnte, die Eingänge zu seinen Hertzen zu finden. Coriander hat das Mittel zwischen beyden Abwegen nicht finden können, denn sonst würde er eine löbliche Neubegierde der gänzlichen Unempfindlichkeit gewis vorgezogen haben. Aber ist er darum tugendhaft, daß er nicht mehr vorwitzig ist?

Ein Ungerechter eignet sich mehr zu als ihn nach dem Rechte gebührt, und macht sich kein Gewissen, die Güter des Nächsten durch erlaubte und unerlaubte Mittel an sich zu ziehen. Ob andere reich oder arm, in mäßigen Umständen oder in der äussersten Dürftigkeit sind, das ist seine geringste Sorge, aber darum ist er wol bekümmert, daß sich seine Schätze täglich vermehren sollen. Diese Ungerechtigkeit kan zuweilen die Larve der Scheinheiligkeit borgen, damit das Gewis-

sen, wenn es uns Vergehungen vorhält, doch einiger massen befriediget wird, ohne daß das Laster aus der Seele völlig ausgerottet werden solte. Heliodor hatte viele Familien arm gemacht, seine Schätze mit vielen Seufzern vermehrt, und die Thränen der Armuth zu seinen Gelde gezehlt. Seine Arbeitsleute sind selten richtig bezahlt worden, und sehr oft hat er ihnen verrufene Müntzen aufgedrungen, an welchen sie viel verloren haben. Wer ihm Geschenke brachte, bekam ein gütiges Urtheil, und wer es nicht that, hatte verloren. Endlich schien er sich zu besinnen. Er bezahlte alles recht richtig und in guter Müntze, er gab den Armen, er besuchte die Gotteshäuser, und erwarb sich bey vielen ein Vertrauen, das er wirklich noch nicht verdiente. Die Werke der Ungerechtigkeit waren nur etwas feiner und fielen nicht so sehr in die Augen, als vorher. Sein Herz behielt noch die Neigung dazu, und wenn er keine Strafe befürchtete, oder nicht Ursach fände, sich selbst zu beruhigen, so würde er nicht den Schein eines Heiligen angenommen haben. Die Tugend erkennet ihn nicht eher für ihren Freund, bis er die Last des ungerechten Guts von sich schaft, und auf eine thätige Art beweißt, daß es ihm leid sey, ein Unmensch gewesen zu seyn. Denn alle Werke der Ungerechtigkeit sind Zeichen einer ganz verwilderten Natur, und erniedrigen uns unter den Rang eines Menschen so tief, daß alle wahre Schönheit darüber verloren geht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0034
DFG

Fabeln.

Der Bär.



Ein Geschichtschreiber, der uns die Begebenheiten der Thiere in funfzehen Büchern beschrieben hat, erzehlt folgende Begebenheit. Ein Litthauischer Bär hatte sich in dem Walde, in welchem seine Höle war, ein grosses Ansehen erworben. Das Wild zitterte, wenn es ihn brummen hörte, und flohe in die dicksten Gebüsche, weil es sonst nirgends sicher seyn konte. Er tirannisirte so entsetzlich, daß viele Bäume von dem Blute der Thiere gefärbt wurden, und im ganzen Walde kein Weg mehr war, wo nicht einige entfleischte und zerbrochene Knochen lagen.

Die Raben suchten sich in die Gunst des Bären zu setzen, und fertigten eine Gesandtschaft an ihm ab, die befehliget war, die Pferde auf das äusserste zu beschuldigen. Es wurden drey von ihnen ausgesucht, die die Geschicklichkeit besassen, die Verstellung aufs höchste zu treiben. Sie kamen vor der Höle des Bären an, und begehrten dem gnädigen Herrn aufzuwarten. Der Bär brumte ihnen aus rauhem Halse heisere Töne entgegen, welche sie auf der Erde liegend mit ausgebreiteten Flügeln anhörten, und auf folgende Art beantworteten.

„Gnädiger Herr, es müsse dir und deiner hohen Familie lange wohl gehen. Du bist der Beschützer der Freiheit, ein Fürst, dessen Tugenden bis zu unsern Nestern glänzen, und dessen ruhmwürdige Thaten unter

jeden

jeden Baum des Waldes erschallen. Wer darf sich dir wiedersetzen? Und doch wagt es das wilde Geschlecht der Pferde gegen dich zu wiehern und gegen deine Wohnung auszuschlagen. Ja, gnädiger Herr, sie wollen dich, deinen Namen und dein ganzes Geschlecht ausrotten, und haben sich mit den Waldtauben vereiniget, daß sie dir die Augen ausfressen sollen. Wir, deine getreueste Unterthanen bekümmern uns von Herzen darüber, und bieten dir unsern Schnabel und Flügel an, deinen Feinden zu widerstehen.„

Der Bär wurde ganz rasend, lief voll Bosheit in den Wald und zerriß vier Pferde. Darauf kehrte er wieder um, und befahl den Raben, daß sie allen Waldtauben die Federn ausrupfen und sie nackend zum Schrecken der Thiere solten herum laufen lassen, bis sie zertreten und gefressen würden. Diesen Befehl hörten die Raben sehr gerne, hinterbrachten es ihrem Geschlechte, und überfielen die unschuldigen Thiere, die in aller Sicherheit lebten, mit solcher Grausamkeit, daß viele darüber ihr Leben einbüßten.

Indessen wurde dem Bären ein Schreiben von einem ganz unbekanten Thiere übergeben, darin folgende Worte geschrieben waren. „Man hat euch ohne Ursach zum Zorn gereizt. Es sind keine Thiere unschuldiger als die Pferde und Waldtauben. Aber die Lust Schaden zu thun, hat ein raubbegieriges Geschlecht aufgebracht, eure Zähne in dem Blute der Unschuld zu färben. Verwüstet die Gegend nicht, darin

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0036
DFG

in ihr wohnt, wenn ihr nicht zuletzt den äussersten Mangel leiden wolt.„

Der Bär besahe den Brief von innen und aussen, murmelte einige Worte in den Bart, und befahl die Sache zu untersuchen. Man befand es wirklich so, wie im Briefe geschrieben war, und der Bär ergrimte so sehr über die Raben, daß er drohete, ihnen allen die Köpfe abzureissen. Die Raben liessen sogleich nach, die Waldtauben zu rupfen, und suchten ihrem Untergange zu entfliehen. Aber sie wurden von einem Heer Habichten überfallen, die zwey hundert auf der Stelle erwürgten. Hernach wurden den Rädelsführern die Köpfe abgerissen und ihre Leiber den wilden Thieren vorgeworfen.

Ein Verläumder wird gewiß zu rechter Zeit gestraft. Wenn es ihm gleich gelingt, Unschuld und Wahrheit zu unterdrücken, so werden doch endlich seine Verstellungen entdeckt, und er muß denn die Schande tragen, die er andern aufbürden wolte.

Die Schwalbe.

Eine Schwalbe war lange herumgeflogen, und hatte sich bald an den Grenzen eines kleinen Baches, bald zwischen den Häusern sehen lassen, ohne sich einen gewissen Ort zu ihrer Wohnung auszusuchen. Sie war bis jetzo unschlüssig gewesen, und hatte die grossen und kleinen Häuser mehrmals betrachtet, in der Absicht, sich irgendwo ein Nest zu baueu. Endlich wurde sie mit sich selbst eins,

es

es über einem schlechten Fenster des niedrigsten Hauses anzulegen. Sie muste die Materialien dazu weit suchen, und gab sich alle ersinliche Mühe, es fest und sicher zu bauen.

Bey dieser Beschäftigung fand sie ein Sperling, der ihr mit höhnischem Zwitschern zurief: Was bist du doch für ein einfältiges Thier! Dort sind die besten Palläste, wo dir eben sowol erlaubt ist zu bauen, als hier, und du wählst die schlechteste Hütte. Bey jenem Hause fließt gleich das Wasser und alles, was du zu deinem Neste brauchst, ist da in Ueberfluß, und hier ist nichts. In Wahrheit, du must wenig Ueberlegung haben. Ich lege mein Nest nach meiner gröstten Bequemlichkeit an, und sehe es gerne, wenn eine Scheune in der Nähe ist, weil ich da mein Korn nicht weit suchen darf. Ich fliege aus meinem Neste, durchsuche die Strohhalme und finde Befriedigung genug für meinen Magen. Scheucht man mich weg, so bin ich den Augenblick fort, aber gleich wieder da. Denn du must wissen, daß ein Sperling viel geschwinder ist als eine Schwalbe.

Nur nicht zu viel gepralt, mein lieber Sperling, sagte die Schwalbe, wir sind auch Vögel wie ihr seyd, und wissen endlich noch wol zu unterscheiden, was uns gut oder schädlich ist. Daß ich eben hier mein Haus aufgebauet habe, ist nur der Sicherheit wegen geschehen, denn ich muß besorgen, daß es bey den Häusern, die so prächtig und schön sind, nicht lange möchte geduldet werden. Ich habe es versucht, aber unnütze Hände haben meine Mühe vergeblich gemacht. An diesem

dunkeln

dunkeln Hause, das fast alle seine Farbe verloren hat, erkent man mein Nest kaum, und weiß viel, ob es ein Fleck oder ein Schwalbenhaus ist. Ich lasse mir die Mühe nicht verdriessen, meine Materialien weit herzuhohlen, weil ich hernach desto ruhiger und sicherer leben werde.

Du kanst dich, sagte der Sperling, niemals einer rechten Ruhe und Sicherheit rühmen. Niemand sieht dich gerne. Ich kan allenthalben durchkommen. Bald sitze ich mitten unter den Hünern und fresse ihnen ihr Korn auf, wenn sie darüber böse werden, flieg ich weg und komme wieder; bald falle ich auf einen Kornhaufen, und fülle meinen Kropf bis oben an; bald hüpfe ich im Miste herum, denn da ist auch noch zuweilen was, das verdaut werden kan. Man muß mir alles gestatten, und ich fürchte mich vor nichts.

Es ist gut, antwortete die Schwalbe, wenn man in solchem Zustande lebt, daß man sich nicht fürchten darf, oder wenn man keine Verfolger hat, wovon doch wenig Geschöpfe ausgenommen sind. So viel weiß ich von langen Zeiten her, daß der Landwirth, der Gärtner, der Bauer, und viel andere Menschen gar nicht mit dir zufrieden sind, und mancherley Fallstricke für euer Geschlecht erdacht haben, euch von ihren Höfen und Kornfeldern zu entfernen. Es würde eine ziemliche Anzahl Sperlinge seyn, die nach und nach ihr Leben eingebüßt haben, wenn du sie beysammen sehen solltest. Diese Exempel könten dich schrecken, oder wenigstens behutsam machen, die Nachsicht der Menschen für keine Freundschaft zu halten. Sie warten

nur

nur auf Gelegenheit, dich in ihre Gewalt zu bekommen, und denn möchten sie wenig Mitleiden mit dir haben.

Du bist ein sehr furchtsames Thier, rief der Sperling. Wenn man leben will, muß man alles versuchen, und nicht einmal daran denken, daß eine Gefahr da sey. Ich will mit den Menschen noch wol fertig werden. Sie müssen es wol leiden, daß ich mein Futter suche, wo ich es finde, und wenn sie nicht wollen, überfalle ich sie mit ganzen Rotten von meinem Geschlechte. Was wollen sie denn anfangen? Greifen können sie uns nicht, und noch vielweniger todt schlagen. Wenn auch einer unglücklich gewesen ist, so leben doch noch viel tausend andere.

Indem flog er wieder mit dreissig andern Sperlingen nach dem Flur einer Scheune, da jemand mit einem Blaserohr auf ihm zielte, und auch so glücklich war, den kühnen Gast zu erlegen. Ich dachte bey dieser Begebenheit, daß man sehr unrecht thut, wenn man jemanden aus einer Handlung, von der man die Ursachen nicht weiß, beurtheilen, und wol gar vorgeben will, daß er wenig Verstand habe, oder aus Furcht etwas thue, da es sich mehrmals am Ende ausweißt, daß er klüger gehandelt als sein Tadler.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0040
DFG

Der Tugendfreund.

Das 3. Stück.

Noch immer rein, und ohne Schuld,
Verschmäht der Mensch die grosse Huld,
Die ihn zur Freude ruft. O lernet sie erkennen,
So werdet ihr beschämt euch selbst betrogen nennen!



Schon vor einiger Zeit sind bey uns Briefe eingelaufen, die wir wegen Mangel des Raums nicht bekant machen und beantworten konten. Sie enthalten allerley Fälle, welche die Verfasser uns vorlegen und theils unser Gutachten, theils auch eine weitere Erklärung dessen, was wir in einigen Stücken kurz angezeigt, von uns verlangen; theils machen sie uns auch artige Einwürfe gegen einige Stellen und Begriffe unserer Schrift. Wir wollen so viele, als dieses Stück fassen wird, hersetzen und einen jeden kurz beantworten.

Mein Herr,

Mir fehlet auf der Welt nichts. Meine Eltern leben noch, und sie leben in guten Umständen. Wir haben zwar eine grosse Wirthschafft; aber mein Vater hat ein Guth gekauft, welches er aufs angenehmste angelegt hat. So oft wir abkommen können, fahre ich mit meiner Mutter auf dieses Guth, wir gehen oder setzen uns im Garten nieder, wir ordnen an, was gemacht werden soll. Zuweilen kommen noch andre gute Freunde dazu, denn gehen wir in das Gartenhaus, wo ein schöner Saal uns Raum genug verschaft, daß wir bey der Tafel uns einander vergnügen und nach dem Essen uns mit einem schönen Tanze belustigen können. Meine Mutter erzieht mich ganz sorgfältig, sie hat auch mich in der artigsten Gesellschaft immer in den Augen und in unserm Hause wird nichts unordentliches gelitten. Ich habe übrigens alle Freyheit. Ich empfange in Gesellschaften so viel Spielgelder, als ich will; doch steht es mir auch allemal frey ein Spiel zu verbitten und an statt dessen gute Bücher zu lesen. Ich lese alsdenn gerne die Schäferspiele, die ohnlängst herausgekommen sind, und freue mich über das Unschuldige, was überall in denselben herrscht. Ich bin erst vierzehen Jahr alt, habe aber von allen Bekanten das Zeugniß, daß ich für meine Jahre schon ernsthaft und gesetzt genug bin. Nur mein Großvater ist nicht mit mir zufrieden, er sieht mich immer an und seufzet, und klagt oft daß ich

so

so verwilderte. Er hat mir den Tugendfreund geschenkt und mir anbefohlen, daß ich fleißig darin lesen soll. Nun kan ich Ihnen meinen Beyfall nicht versagen; habe aber bisher immer auf eine Abhandlung gewartet, die Sie noch nicht gebracht haben: ich muß Ihnen also jetzt diese Sache vortragen und Sie ersuchen, daß Sie diese Abhandlung bald ausarbeiten. Die Tugend hat doch Stuffen; solche Stuffen zu erreichen komt es zwar auf die Treue des Menschen an, aber die äussern Umstände thun doch auch viel dazu. Ich ersuche Sie, mein Herr, führen Sie diese Sätze einmal aus. Führen Sie mich und meinen Großvater zum Exempel an, er ist ein Mann von zwey und sechzig Jahren und ich bin eine ganz junge Person. Es kan nicht anders seyn, er muß in seiner Tugend einen grossen Grad vor mir voraus haben. Solte er Ihnen eine Beschreibung von mir machen, so würde er ganz gewiß eben das schreiben, was ich geschrieben habe. Da er mich nun keiner Untugend beschuldigen kan, so klagt er bloß darüber daß ich noch nicht so ernsthaft bin als er, und das nennet er Wildheit. Neulich kam er, und fand mich alleine in einem Zimmer, wo ich mich auf einen Tanz übte, der mir denselben Morgen erst gezeigt war. Er sahe mich betrübt an, und sagte: ach! meine Tochter, wenn du wüstest, was ich eben jetzt deinetwegen mit Gott gesprochen habe! Ich kan nicht läugnen, daß mir dieses sehr durchs Herz ging: aber es muß doch nothwendig ein Unterscheid zwischen der Jugend und dem Alter seyn. Sie haben in Ihrer Schrifft das Gleichniß eines Wandrers öfters angebracht; erlauben Sie

mir, daß ich mich dessen auch bediene. Wer lange auf einem Wege fortgegangen ist, der muß doch wol viel weiter seyn als ein Anfänger. Ich denke, wenn ich die Jahre erreiche, meinem Großvater noch wol vorzukommen: aber ich wolte doch nicht gerne, daß er sich meinetwegen grämen solte. Ich bitte Sie sehr, benehmen Sie ihm seine Furcht. Ich werde noch mit viel mehrerm Vergnügen seyn

Ihre fleißige Leserin

D** den 3ten Merz
1756. Antonia.

Was sollen wir auf diesen Brief antworten? Wir preisen die Antonia in sehr vieler Absicht glücklich. Sie hat reiche und gütige Eltern. Sie hat viele Gelegenheit zum Vergnügen, sie ist genug belebt und mit ihrem Zustande zufrieden. Ihr grösseftes Glück ist ihr redlicher Großvater. O wenn wir ihr Herz erweichen könten, daß sobald sie dieses Stück und in demselben ihren Brief und dessen Beantwortung erhält, sie sich aus kindlicher Regung gedrungen fände, zu ihrem Großvater, der sie so zärtlich liebt, hinzugehen, und die Bewegung, die er schon oft bey ihr gemacht hat, nicht länger zu unterdrücken! Wir wissen gewiß, Antonia wird in Gegenwart dieses alten Freundes der Tugend nicht das Herz haben, daß sie tanzen solte. O wenn sie doch auch diese Furcht vor Gott lernen wolte; so würde sie keine List mehr brauchen, sondern ihrem überzeugten Gewissen bald Gehör geben. Wir geben ihr zu bedenken, was sie selbst gestehen muß, daß

nehm-

nemlich ihr Großvater sie recht von Herzen liebt, daß er ihr ihre Freude nicht mißgönnen würde, wenn sie nur rechter Art wäre und nicht viel grössern Schaden nach sich zöge, als das Vergnügen süß ist, welches sie jetzo genießt. Wir bitten sie, daß sie bedenken möge, ob der liebreiche Schöpfer, der sie in vergnügter Jugend mit so vielen Wohlthaten überhäuft, ihr nicht alle Lust dieser Welt erlauben würde, wenn es nur eine wahre Lust wäre. Sie betriegt sich ganz gewiß, wenn sie im künftigen Alter sich von ferne als eine gesetzte und tugendhafte Person betrachtet; im Alter nehmen die Kräfte zur Sünde wol ab; aber die Lust zur Sünde erstirbt nicht mit den Jahren, und wenn sie ietzt die Ueppigkeit dieser Welt für erlaubt hält, so wird kein zunehmendes Alter sie von ihrem Irthum überzeugen. So gut sie uns zu fassen meint, da sie das Gleichniß von dem Wandrer anbringt, so schwer wird ihr der Beweis werden, daß sie den Weg der Tugend schon betreten hat. Es wird eine Ehre für uns seyn, wenn sie unsre Blätter fleißig lieset, und wir wünschen ihr, daß sie an den Foderungen der Tugend ein wahres Vergnügen finden möge. So wird sie eine schöne Seele erlangen und ihre bey uns angebrachte Bitte von selbst wiederrufen.

Tiefsinniger Tugendfreund,

Ich möchte Sie wol sehen, wenn Sie ihre Blätter schreiben. Ich wundere mich über nichts mehr, als daß Sie bey dem ietzigen Geschmack der meisten Leser eine so trockene Schreibart

erwehlen. Die Regeln der Beredsamkeit gelten nicht mehr, die Philosophie hat ihre Achtung verloren, und Ihre Ermahnungen erfodern melancholische Leser. Jetzo muß alles munter seyn; wer diese Gabe nicht hat, der solte doch nur nicht schreiben. Einige meiner Freunde zeigeten mir ihre Schrift, ich wolte sie lesen, aber ich schlief dabey ein. Ihr Stück vom Schlaf soll diese Sache recht deutlich machen. Sie halten sich über die Schriftsteller auf, welche vom Schlaf geschrieben haben, Sie sagen man findet in ihren Schriften anstatt des Begrifs die Sache selbst, das ist auch der einzige Einfall, der in dem ganzen Bogen vorkomt, und ich muste doch erst eine Weile nachsinnen, ehe ich das angenehme darin finden konte. Was ist das für ein Witz? Der Witz muß leicht und lebhaft seyn. Und die Abhandlung selbst ist so trocken, daß man sie unmöglich mit Vergnügen lesen kan. Ich werde Ihnen eine Abhandlung vom Schlaf schicken; ich wette, Sie soll mehr Beyfall finden als die Ihrige. Wie viel kan man nicht von dieser Sache sagen! Wie günstig ist manchem die Nacht! Ich habe schon einige anacreontische Oden vom Schlaf fertig, die sollen mit hinein kommen. Wenn Sie noch mehr schreiben wollen, so lassen Sie lustigen Einfälle nicht weg. Nehmen Sie diesen guten Rath an von

Ihrem

E== den 7ten April 1756.

Diener

Hilarius Student.

Dieser

Dieser Brief würde nicht mit eingerückt seyn, wenn wir nicht wüsten, daß viele unserer Leser wo nicht völlig, doch einiger massen so dächten, als der Verfasser desselben. Aber wir halten es für ganz unmöglich, daß ein aufrichtiger Freund der Tugend eine Schreibart erwehlen solte, die dieselbe so sehr verunehret. Aus diesem Grunde verbitten wir die versprochene Abhandlung, wenigstens würden wir sie wol niemals in unserer Schrift erscheinen lassen. Wir wünschen unserm Herrn Correspondenten, daß wenn er seine Studentenjahre zurück gelegt hat, er alsdenn lernen möge, was das heißt: Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen. Denn so wenig diese Worte von allen gelten: so gewiß gelten sie wol von ihm.

Der folgende Brief verdient eine Vorerinnerung. Severus hat sich diesen Namen gegeben um uns unbekant zu bleiben, aber er hat einmal in einer Gesellschaft, wo wir beyde zugegen waren, seinen Lebenslauf weitläuftig erzehlt, und dieser Brief ist ein Auszug seiner damaligen Erzehlung. Er muß uns entweder nicht gekant, oder die ganze Unterredung vergessen haben. Wir müsten uns sehr irren, wenn er nicht der Herr P= aus H=== wäre. Um ihn zu überzeugen, daß wir ihn kennen, wollen wir nur anmerken, daß er in seiner Erzehlung eben den Ausdruck brauchte, der in dem Briefe vorkomt: Es giebt unvermeidliche Netze. Damals aber setzte er nach einem tiefen Seufzer noch die Worte hinzu: doch man wird mehrentheils gelockt. Wir wünschten, daß Herr Severus in diesem Briefe

überall so offenherzig gewesen wäre, als er in seiner Unterredung war, so würden wir ihm zum Nutzen manches Lesers besser antworten können. Hier ist der Brief selbst.

Freund der Tugend und ihrer Freunde,

Was denken Sie von einem Menschen, den sein Schicksal beständig verhindert, daß er nie tugendhaft werden kan? Zuerst muß ich Ihnen melden, daß ich schon als ein kleines Kind die grösseste Lust dazu gehabt habe. Ich habe fast in jedem Jahr meines Lebens einen neuen Anfang der Erfüllung meines Vorsatzes gemacht: aber es blieb ein Anfang. Es giebt unvermeidliche Netze. Ich wurde auf Schulen mit einem Menschen bekant, durch dessen Umgang ich hernach in andere Bekantschaften gerieth, und das gieng so lange ins weitläuftige, bis einer kam, der mich verführte. Wie konte ich mich davor hüten! Wären mir meine Anschläge gelungen, so würde ich mit viel bessern Freunden umgegangen seyn, und anstatt des nunmehr unverbesserlichen Schadens unbeschreiblichen Nutzen von ihrer Gesellschaft gehabt haben. Aber da muste uns eine niederträchtige Verläumdung trennen. Meine Freunde traueten mir nicht mehr, sie sonderten sich von mir ab: ich konte nicht allein bleiben, ich ließ mich mit andern ein, unser Umgang war unschuldig, und ich ward unvermerkt in das Laster hineingestürzt. Solte Gott, wenn er die Liebe zur Tugend und den Haß gegen das Laster in einer

einer Seele gewahr wird, solche Seele nicht vor Gelegenheit zum bösen, vor Verführung bewahren! Mir bleibt jetzt nichts übrig, und das Laster wird mich niemals mehr überwinden. Sie werden vielleicht andrer Meinung seyn, und meine Gründe nicht annehmen: aber Sie können gewiß glauben, daß ich ein ganz andrer Mensch seyn würde, wenn ich von der Verführung hätte frey bleiben können. Ich verdiene Entschuldigung und Mitleiden. Mein Gemüth ist voller Zweifel, meine Begierden sind zu Dingen gewöhnt, die sie vorher gar nicht kanten, und dis alles hat sich meiner so bemächtiget, daß ich nicht weiter zu retten bin. Nun muß ich nur in beständiger Strenge gegen mich selbst leben, weil ich vor dem Laster einen Abscheu habe; mein Herz kan sich nicht beruhigen. Das einzige ist mein Trost, daß ich selbst an meinem Unglück nicht Schuld bin. Leben Sie wohl, und stehen Sie von der Meinung ab, daß der Weg zur Tugend allen Menschen eröfnet sey: er ist nur allzuvielen verschlossen. Ich bin Ihr Diener und ein unglücklicher Freund der Tugend.

S. den 10ten April
1756. Severus.

Unsre Leser werden dem Herrn Severus das Mitleiden nicht versagen, welches er von ihm fodert: aber die begehrte Entschuldigung wird er nicht finden. Ueberhaupt ist es nicht möglich, daß das Schicksal einen Menschen an Erlangung der Tugend hindern solte, denn Gott regiert die ganze Welt und die Lebens-

umstände eines jeden Menschen so, wie sie zu Verbesserung der Seelen am allerbequemsten sind. Besonders aber ist es merkwürdig, daß die Verführten am wenigsten Schuld haben wollen, da sie unmöglich davon freygesprochen werden können. Wer keine Erziehung gehabt, nie etwas gutes gehört und gesehen hat, wer von Jugend auf seinem bösen Herzen ganz überlassen worden ist, der wäre noch einiger massen zu entschuldigen, ob ihn gleich sein Gewissen doch nicht frey sprechen würde. Severus aber hat von Jugend auf die Tugend geliebt, ist wohl erzogen, hat das Laster nicht gekant und hat sich verführen lassen. Wie sehr schwer werden ihm seine ersten Sünden geworden seyn! Wie sehr wird sein Gewissen wiedersprochen und sein banges Herz geschlagen haben! Wir bitten ihn, daß er sich nur an die Stunden erinnern wolle, wo er zuerst wieder seine Ueberzeugung gehandelt hat. Denn wird er keine Entschuldigung suchen. Wir geben ihm die Versicherung, daß alle vermeinte und alle wirkliche Hindernisse bald wegfallen werden, wenn er nur nicht mehr unschuldig seyn will, dis wird der einzige aber auch der allersicherste Weg zur Tugend seyn. Die Strenge gegen sich selbst wird ihm nichts helfen, das Laster wird ihm eben alsdenn am ersten überwinden, wenn er demselben am heftigsten zu wiederstehen gedenket, denn ehe sein Herz zur Ruhe gekommen ist, wird er keine Kraft zum Siege haben. Uebrigens ist Severus in der That zu bedauren, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er sich für unschuldig hält.

Werther

Werther Freund,

Aus Ihrer Schrift habe ich ersehen, daß unsre Gesinnungen sehr übereinstimmen, und also nenne ich Sie meinen Freund. Die Gleichheit der Neigungen macht Freunde auch ohne Bekantschaft. Mir ist ein vergnügter Zufall begegnet, ich will Ihnen denselben melden, und ich weiß gewiß, Sie werden an meiner Freude Theil nehmen. Ich habe einen alten Lehrer gehabt, der in meiner Jugend mich in mancherley nöthigen Dingen unterrichtet hat. Damals war er schon dem Trunk so sehr ergeben, daß er selten nüchtern war. Dieses Laster machte ihm viel Ungelegenheit, Schimpf und Verdruß, er war aber nicht davon abzubringen. An einem Abend kam er nach Hause und hatte etwas, aber nicht so sehr viel getrunken als sonst. Er befahl mir allerley unanständige Dinge, und sagte endlich: ich habe heute etwas getrunken, du must mir nachgeben. Ich wunderte mich, daß ich ihn so sprechen hörte und bat, er möchte doch nicht mehr trinken: Ey sagte er, du weißt davon nichts, ich bin heute dreyßig Jahr alt, wenn du dieses Alter wirst erreicht haben, und vom Trunk frey seyn, so will ich mir das trinken auch abgewöhnen. Ich habe diesen Mann hernach nicht wieder gesehen, auch seine Worte längst vergessen. Vor acht Tagen aber komme ich nach L= = welche Stadt mir am nächsten liegt. Als ich bey meinem gewöhnlichen Wirth abgetreten war, trat mein alter Lehrer ins Zimmer und foderte Brantwein. Ich sahe ihn eine Weile an,

kante

kante ihn endlich, gab mich zu erkennen und erinnerte ihn, an sein ehemaliges Versprechen, weil es sich eben so wunderlich schickte, daß ich an dem Tage das dreyßigste Jahr zurücklegte. Er schämete sich, wie er sich meiner und seines Versprechens erinnerte, wurde sehr wehmüthig und klagte, daß er nun wol nicht mehr nüchtern werden könte, weil er sich schon gar zu lange an das Laster gewöhnt hätte, und sein Sohn ihn zeitlebens unterhielte, ihn auch alle Tage so viel Geld gäbe, als er zu Stillung seiner Begierde gebrauchte. Ich bat ihn darauf zu mir kommen, nahm ihn auch mit. Nun gebe ich ihm alle Tage noch etwas, aber immer weniger zu trinken; er empfängt aber nie so viel, daß er seiner Sinne beraubt werden könte. In einer Zeit von drey Wochen hoffe ich ihn schon ziemlich weit zu bringen. Nun solten Sie sehen, wie er Gott und mir danket, daß die Sache möglich geworden ist, die er sonst immer für unmöglich gehalten hat. Er komt mir des morgens immer mit thränenden Augen entgegen, und da er wieder etwas zu denken anfängt, so gehen auch seine Betrachtungen immer auf den nahen Tod. Ich soll Sie in seinem Namen fragen, ob es wol möglich sey, daß ein Mensch noch selig sterben könne, der unselig gelebt hat. Ich weiß Ihre Antwort schon vorher. Freuen Sie sich, daß die Tugend einen so schönen Sieg erhalten hat. Ich schliesse diesen Brief mit vielen Vergnügen, weil ich weiß, daß er Ihnen angenehm seyn wird; denn Sie suchen ja doch der Tugend Seelen zu gewinnen. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund

G. den 6ten May 1756. Sincerus.

Herr

Herr Sincerus hat uns mit seinem Schreiben eben so vergnügt, wie er vielleicht manchen Leser vergnügen wird. Was ist erwünschter als wenn die verirten wiedergefunden werden, die Kranken genesen und den Elenden geholfen wird. O wenn doch viele Alten durch das Exempel der Jugend könten beschämt, und die Herzen mancher Väter zu ihren Kindern und mancher Lehrer zu ihren Schülern könten bekehrt werden! Die uns vorgelegte Frage können wir frölich beantworten. Wer in der Sünde nicht mehr Ruhe finden kan, auch nicht mehr Ruhe finden will, dem kan die Seligkeit nicht entgehen. Da ihm Gott noch Zeit läßt und seine Umstände so gnädig regiert, daß er nüchtern werden kan, so darf er nur diese zwey Dinge suchen. Kan er nicht mehr ruhig seyn bey dem vorhergeführten Leben, so muß er nur den Entschluß fassen, daß er nie wieder Ruhe darin suchen will. Alsdenn wird ihm alles gegeben werden, was zum seligen sterben gehört. Je näher sein Ende ist, desto mehr muß er sich befleißigen, daß seine Sache bald zu Stande komme. An der Bereitwilligkeit Gottes darf er nicht zweifeln, die ihm geschenkte schöne Gelegenheit, ist ein unwiedersprechlicher Beweis davon. Wenn keine Vergebung der Sünden möglich wäre, so wäre für keinen Menschen ein seliger Tod zu hoffen: aber da diese für alle möglich ist, so ist die Frage auch schon beantwortet. Wir ermuntern den Alten nur noch zum Fleiß und Ernst, je mehr er sich seine Sache wird angelegen seyn lassen, desto gewisser wird sie ihm werden. Gott sey gelobt, daß er die Menschen zum seligen Sterben

ben zubereitet: wie viele sind ihrer, die nicht sagen müssen, sie haben wenigstens einige Jahre unselig gelebt?

Mein Herr,

Antworten Sie mir doch auf folgende Fragen:

1) Kan man sich wol zu Bedienungen melden, wenn sie einträglich, gut und bequem sind: und geschiehet dadurch der allgemeinen Regierung der Vorsicht nicht Eintrag?

2) Ist es zuläßig, daß man in der höchsten Noth zweydeutig redet, wenn keinem Menschen dadurch etwas Uebels wiederfahren kan? Ich solte denken, daß Sie diese Frage unmöglich würden verneinen können. Denn was hilft es, daß ich zu meinem unvermeidlichen Schaden die ganze Sache herausage, wodurch doch dem andern, mit dem ich rede, kein Nutzen gestiftet wird? Oder was schadet es, wenn ich einen andern in Ungewißheit lasse, da ich doch mir selbst aufs kürzeste und gewisseste helfen kan?

3) Wie soll man sich gegen solche Menschen verhalten, die nicht eher ordentlich seyn wollen bis man auf sie schilt und schläget, sonderlich wenn sie es schon gewohnt sind, daß man immer gut mit ihnen umgehet?

4) Woher komt es, daß die Stiefmütter ihre ihnen zugebrachte Kinder mehrentheils so sehr schlecht

schlecht halten, und keine Liebe zu ihnen haben können? Ich habe dieses in meinem Leben schon so ofte gesehen und mancherley Gedanken darüber gehabt, vielleicht kommen sie mit den Ihrigen überein. Ist es nicht wahr, daß die Natur die Menschen schon zu einer grössern Liebe gegen ihre eigene Kinder antreibt, als gegen fremde? Ist es ferner nicht wahr, daß die mehresten Personen, welche sich an Männer, die schon Kinder haben, verheyrathen, aus andern Absichten ein solches Bündniß eingehen, worin sie durch die Kinder gehindert worden? Komt es nicht auch daher, weil die neue Frau eines solchen Mannes gegen die verstorbene, ob sie sie gleich nicht gekant hat, einen Wiederwillen verspüret, welcher sodann auf die Kinder fält?

5) Warum verbieten die Sittenlehrer die Plauderhaftigkeit mit solchem Ernst? Ist es nicht eine schöne Sache, wenn man eine Gesellschaft zu unterhalten weiß? Das wäre freylich nichts, wenn jemand immer das Wort alleine führen wolte: Indessen deucht mich, daß viele gerne reden würden wenn sie nur etwas wüsten, und daß diejenigen oft angelaufen seyn müssen, die so sehr auf das Schweigen dringen.

Ich kenne sehr viele von Ihren Lesern, wir sind aber nicht in allen Stücken mit Ihnen eins. Doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich am meisten gesamlet habe, worüber ich mir eine nähere Erklärung ausbitten möchte. Z. E. im dritten Stück des ersten Theils komt manches

manches vor. Doch ich erwarte von Ihnen erst Antwort auf diesen Brief. Ich bin

Dero

Aus unsrer wöchentlichen Zusammenkunft, den 9ten May 1756.

fleißiger Leser
Samuel Fertig.

Dieser Brief läßt sich nicht so leicht beantworten. Wenn Herr Fertig mit vielen von unsern Lesern bekant ist: so wollen wir denenselben zuerst die Beantwortung seiner Fragen überlassen. Doch wollen wir sobald sich Zeit und Gelegenheit dazu finden wird das nöthige anzeigen, solte es auch gleich nicht förmlich als eine Beantwortung dieser Fragen angebracht werden können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0056
DFG

Der Tugendfreund.

Das 4. Stück.

Gewafnet eilt er auszurotten,
Du lachst und wagst es, ihn zu spotten,
Ihn, der sein Schwert an deiner Bosheit wetzt?
Besiehe dich, du bist verletzt.



Es ist nicht ungewöhnlich, daß uns mitten im Schlaf, wenn uns eine fürchterliche Sache vorkomt, ein Schauder überfält, der mit Aengstlichkeit und Grauen verbunden ist, so daß wir von Herzen froh sind, wenn wir unsere Augen aufthun und begreifen, daß es nur ein Traum gewesen. In einer der vergangenen Nächte haben mich viele Vorstellungen von dieser Art erschreckt, und ich hätte Ursach, mir Bedenken zu machen, ob es auch meinen Lesern gefallen würde, daß ich sie ihnen mittheilte; aber weil sie einigermassen zu meinem Zweck gehören, so glaube ich, daß ich ihnen dadurch einen wirklichen Gefallen erweisen werde.

Ich befand mich in einer Finsterniß, die ich nicht schwarz genug abmahlen kan. Wenn es möglich ist, sich viele Nächte zusammen zu denken, sie mit Nebel und Dampf durch und durch zu erfüllen, ohne den mindesten Schimmer eines verlöschenden Lichts wahrzunehmen, so wird man sich doch nur noch ein unvollkommenes Bild davon machen können. Die Finsterniß lag um mich wie dicke Wolken, durch welche ich mich mit einiger Mühe durcharbeiten muste, weil ein erstickender Dampf meinen Othem zurück hielt. Ich weiß nicht, wie weit oder wohin ich endlich gekommen bin. Bisweilen riß mich ein zerstörender Sturmwind durch die Wolken fort: dis dauerte aber nur Augenblicke, und hernach war auch nicht die allergeringste Bewegung in der Luft wahrzunehmen.

In diesem Zustande befand ich mich eine ziemliche Weile, als ich weit unter mir in einem tiefen Thale drey oder vier Fackeln erblickte, die in einer ganz wüsten Gegend, wo ich keine lebendige Seele wahrnehmen konte, mehr rauchten als branten. Ein steiler Fels, eine entsetzliche Tiefe, eine ganz wüste Gegend, dis alles bemächtigte sich meiner Einbildung auf einmal, daß ich, wie es mir vorkam, schwindlicht herabtaumelte. Zum guten Glück nahm ich gar keinen Schaden, und war nicht mehr weit von den Fackeln. Als ich etwas näher gekommen war, sahe ich eine vermumte Frauensperson, die ein langes aschfarbiges Kleid trug, sich krum zusammen bog, und einen zerrissenen Schleier in der Hand trug. Sie sahe blaß und verstelt aus, ihre Augen starreten im

Kopfe,

Kopfe, waren tief eingefallen, und redeten die Sprache der Verzweiflung.

Als ich mich von meinen ersten Schrecken etwas erholet hatte, und den Ort, wo ich war, genauer betrachtete, bemerkte ich eine finstere Gruft, die mit eisernen Gittern verwahret war und woran die eine Seite halb geöfnet schien. Ueber diese Gruft branten vier Fackeln, die aber so geschwinde abnahmen, daß sie schon bis über die Helfte zusammen geschmolzen waren. Das Frauenzimmer hatte kaum meine Ankunft gemerkt, als sie mich mit folgenden Worten anredete.

„Wo komst du her, Grausamer! wilst du meine Qual vermehren, oder wilst du mich tödten? Was suchst du in dieser Wüste? Reichthümer? die sind alle verrostet. Menschen? Ich bin allein übrig geblieben, und zu meinem Unglück übrig geblieben! Städte? sie sind alle verwüstet. Fliehe, fliehe, ich kan dich nicht sehen. Gönne mir die Einsamkeit, die Verzweiflung, den Tod.„

Diese Worte sprach sie in einem mit Klagen und Zorn vermischten Ton. Ich faßte indessen das Herz, sie zu fragen, wie sie hieher gekommen sey, und warum sie diese Einsamkeit zu ihrem Aufenthalt erwählet habe? „Was fragst du mich, Verwegener, rief sie aus. Laß jene Gruft reden, wo meine Liebe begraben liegt. Frage das sterbende Kind, das der Tod von meiner Brust riß. Frage den Gatten, der in meinen Armen erblaßte, und den Greis, den liebreichsten Vater, den die Schatten bedeckt haben.

ben. Laß dir die Fackeln sagen, warum sie bey diesem Hügel rauchen. Oder sage du es zerrissener Schleier, was der Würgengel an meiner Seite gethan hat. Zerrissen, erwürgt, beraubt! Gott, welch ein Zustand! Ich will auch sterben, sterben will ich, hindre mich nicht.„ Kaum hatte sie ausgeredet, so nahm sie den Dolch und erstach sich. Die Fackeln verlöschten, und ich befand mich in dem traurigsten Zustande von der Welt. Es wurde alles dunkel, und ein jammerndes Totengeheule machte mir diese Gegend so entsetzlich, als nur irgend eine seyn konte. Die sterbende Person, ihre nachdenkliche Reden, und die äusserste Verzweiflung, die ihre Brust durchbohrte, machten mein Gemüth ausnehmend unruhig und zweifelhaft. Ich wolte weiter gehen, aber wo war der Fußsteig? Ich wolte mich niedersetzen, aber alles war verwachsen, doch fühlte ich so lange mit dem Stabe herum, bis ich einen freyen Ort antraf, auf welchen ich mich voller Kummer niederließ.

Bist du denn, sagte ich bey mir selbst, von allem menschlichen Anblick verbannet? Soll diese Nacht kein Ende haben? Wird dir kein Stern aufgehen, der dir in der unwegsamsten Gegend, die vielleicht niemals ein Mensch gesehen hat, denn wer weiß, was ich gesehen habe, aus dieser schrecklichen Finsterniß einen Weg zeiget, dein Vaterland wieder zu finden? Wie bist du hieher gekommen? Welche Hand hat dich geführet, wenn du nicht vielleicht selbst dein Unglück geschaffen hast? Doch wer wird so verwegen seyn, sich von der abscheulich-

scheulichsten Höhe in den tiefsten Abgrund zu stürzen? denn ich weiß selbst noch nicht wo ich bin. Ist es - - Doch GOtt weiß, wie ich diesen Ort nennen soll. Ist der Tod der Gebieter - -

Indem sahe ich eine fahle Wolke in einer sehr weiten Entfernung aufsteigen, die einen ganz bleichen Schimmer hatte, aber doch wegen der allgemeinen Dunkelheit in der Luft wohl unterschieden werden konte. Ich sahe im Anfange nur die Wolke, aber nach und nach entdeckte sich eine Gestalt, die sich immer verwandelte, je höher sie stieg. Zuerst sahe sie blaß, eingefallen und verschrumpft aus, hernach bekam sie braune und gelbliche Flecke, und endlich sahe ich nichts weiter als ein blasses Geribbe, das aber doch einiges Leben zu haben schien. Das jammernde Gehäule dauerte noch immer fort, doch war es mir unmöglich, jemanden weiter zu entdecken. Die Gestalt wurde in kurzer Zeit erstaunend groß, und streckte beyde Arme über die Erde aus, die sich so verlängerten, daß ich zuletzt ihr Ende nicht mehr sehen konte.

Es dauerte nicht lange, so erblickte ich eine feurige Kugel, die sich vom Gebürge gegen diese Gestalt zuwelzte. Sie war groß, und fuhr mit solchem Sturm über die Fläche fort, daß sie alles zerbrach und zu boden warf, was ihr im Wege lag. Sie ruhete endlich, und aus einem dicken Dampf stieg eine Furie auf, die in kurzer Zeit in die Höhe wuchs, und das Geribbe erreichte. Sie sahe sehr wild und unbändig aus, trug Feuer in ihrem Schoos,

und schlug zu beyden Seiten mit Ungestüm um sich. Wie ich aus dem nachfolgenden schliessen konte, so war dis eine Erscheinung der Bosheit, die bereit war, mit dem Tode einen Vertrag zu machen, ihm noch eine weit grössere Anzahl von Menschen zu liefern, als bisher geschehen war.

Als sie die fahle Wolke erreichet hatte, hörte ich folgende Worte. „König des Schreckens, dein Reich hat sich von einem Ende zum andern erweitert. Der Berg, der die Sonne des Morgens zuerst siehet, und das Meer, in welchem sich ihr Schimmer am Abend verliert, das mitternächtige Gebürge und der südliche Ocean, alles ist mit Todten erfüllet. Der Monarch, dem viele Völker gehorchen, und der mit mächtigem Arme grosse Staten erschüttert, demüthiget sich doch zuletzt unter deinen Scepter. Alle Kinder der Mächtigen, die die höchsten Stuffen der Ehre besteigen, und in glänzenden Kleidern unter dem Haufen hervorleuchten, küssen deinen Staub. Deine Nächte verdunkeln das schimmernde Gold, die weisse Perle und den funkelnden Diamant. Reiche und Arme sinken vor dir zu Boden. Wie viel fette Beuten hat das Grab verschlungen! Viel viel Millionen sind im Abgrunde des Meers begraben! Was hat das Schwert gefressen! Die schleichende Pest und die verderbende Seuchen, wie viel Menschen haben sie erwürget! Soll ich noch zu den Gerichtsplätzen gehen, oder die Gefängnisse öfnen, was sind sie anders, als Zeichen deines mächtigen Arms!

Doch

Doch du klagst noch immer, daß deine Gruben leer sind, ob gleich kein Tag vergeht, da nicht tausend ihr Leben verlieren. Du klagst, daß ein mäßiges Leben, Ordnung und Gottseligkeit die Jahre verlängern, und dich lange abhalten, dein Gift durch ihre Adern zutreiben. Du hast recht: denn wenn Tugend und Gottseligkeit nur ausgerottet wären, so würden bald unzählige Leichen die Erde bedecken, und stinkende Dünste würden dein Land bis in den Himmel erfüllen.

Aber sorge nur nicht. Du weißt, wie viel ich durch sanfte Bezauberungen überredet habe, nur bald in die Länder des Todes zu gehen, und ihr Leben für nichts zu achten. Du weißt, daß ich keine von meinen besten Künsten gesparet, auch die Lieblinge der Menschen, die Schönsten, die Stärksten, die Gesundesten mit deinen Stricken zu binden, und sie unter beständigen Gaukelspielen in deine Vorkammern zu bringen. Zehle sie, die Verweßten, wenn du kanst. Mehr Knochen als Tropfen im Meer; mehr Asche als Sand am Ufer, erfüllen dein Reich!

Ich bin noch nicht müde, dir zu dienen. Nein! ich will alle meine Kräfte anwenden, die Länder der Lebendigen zu verwüsten, und den Samen der Schmerzen und Krankheiten in dieser Verwüstung auszusäen. Gold und Silber sollen des geitzigen Todes werden: denn ich will ihn überreden, daß es das Beste in der Welt sey, und kein Vergnügen dem Anblick dieser Dinge gleich komme. Er soll sie ansehen

mit unersätlicher Begierde ansehen, und darüber vertrocknen und sterben.

Mit schönen Worten will ich dem Wollüstigen schmeicheln, und ihn durch seine Jugend, Lebhaftigkeit und Anmuth verführen, seinen Leib der schändlichsten Lust zu übergeben, und wenn er nur erst dazu gewöhnt ist, so soll es mir nicht schwer seyn, ihn in seinen Sünden zu erwürgen. Schmerzhafte Kranckheiten sollen ihn nicht abschrecken, noch unsinniger zu werden, als vorher, und hernach kanst du ihn in der besten Blüthe abbrechen. Denn soll er auslöschen wie ein Licht, und frühzeitig die Verwesung sehen.

Der Ehrsüchtige soll durch mich steigen. Ich werde ihm die Klippen wol zu verbergen wissen, wohin ich ihn führe, und nur den Gedancken bey ihm unterhalten, daß es rühmlich sey, ein vielbedeutendes Ansehen zu haben. Aber wenn er nur erst die Spitze erreicht hat, denn will ich ihn plötzlich herabstürzen, und seine Ehre soll im Staube unter den Todten liegen.

Der Rachgierige soll ihm bald nachfolgen. Ich werde Feindschaften stiften, und Haß und Blutdurst erregen. Denn will ich das Schwert wetzen, und es ihm in die Hände geben. Er soll morden, oder sich selbst erwürgen. Rühmlicher Tod! will ich denn ausrufen, du hast deine Schande nicht überleben wollen.

Ich weiß, daß die Menschen von ihren irdischen Gütern sehr viel halten. Sie sollen geraubt, geplündert und verbrant werden. Denn wird die Traurigkeit ihre Seelen mit ängstlichen Gedanken martern,

unter

unter den Sorgen werden sie vor der Zeit grau werden, niedersinken und sterben.

Die Gewinsucht will ich anfeuern, durch Betrug und List andere zu kränken. Aber sie soll sich zu ihrem Verderben bereichern. Ihr Reichthum soll ein Strick werden, sie in die Grube zu ziehen.

Der Verschwender wird gleiche Schicksale haben. Der Ueberfluß soll ihn ersticken. Er wird glauben, daß es gut ist, zu essen und zu trinken und fröhlich zu seyn, und ich werde ihn lehren, bis zur Raserey auszuschweifen. Und wie geschwinde wird er denn die Länder des Todes erreichen!

Ich verspreche es dir und werde es halten. O welche Menge soll sich zu deinen Grüften drengen! Oefne nur deine Thore, und laß sie herein. Sie sollen sterben.„

So bist du denn, antwortete der Tod, die treue Schwester, die noch Mitleiden mit mir hat, und sich Mühe giebt, meine Herrschaft zu erweitern? Ja, es ist wahr, was du sagest: daß Tugend und Ordnung und Gottseligkeit mächtige Feinde sind, die, wenn es ihnen nur möglich wäre, mich gern vom Erdboden verdrengen würden. Aber mein Stuhl ist zu feste, sie werden ihn nicht bewegen. Jedes Kind erbt von seiner Mutter die Sterblichkeit, und kein Arzt hat die Kunst, unsterblich zu machen, erfinden können.

Ich danke dir, daß du bereit bist, so viele Krankheiten unter den Menschen auszustreuen. Sinliche Lüste sind die bequemsten Werkzeuge, deinen Endzweck

zu erhalten. O könteſt du alle überreden, dir wie ein Ochſe zur Schlachtbank nachzufolgen, ſo wolte ich dir noch mehr Dank wiſſen!

Doch thue was du kanſt, du ſolſt mit mir regieren. Wenn du merkſt, daß deine Freunde dich verlaſſen wollen, ſo erinnere ſie nur oft an die ſchmeichelhaften Liebkoſungen der Sünde: vielleicht glückt es dir, ſie wieder zu gewinnen, und deſto geſchwinder das Mark in ihren Gebeinen zu verzehren.

Ich hörte nichts weiter: aber da ich meine Augen noch auf dieſe Erſcheinung gerichtet hatte, öfnete ſich ein groſſes Portal, vor welchem die Bosheit ſo gleich einen Vorhang zog, die Geſtalt des Todes verborgen zu halten. Die Gegend kam mir jetzo viel anmuthiger, als vorher, vor. Die ſchönſten Blumen ſtiegen aus der Erde, die Bäume blüheten und der Himmel wurde heiter. Auf der Spitze des Berges, von welchem die feurige Kugel ins Thal rollete, ſaß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer. Sie gab dem, der ſich zu ihr nahete, einen gefülten Beutel, und zeigete ihm hernach einen Fußſteig, auf welchen er nach dem Thale kommen konte. Hernach kam ein anderer, der einen Spiegel empfing, und dem erſten nachfolgete. Die dritte bekam ein geſticktes Kleid, und folgete ihren Vorgängern nach. In kurzer Zeit wurde das ganze Thal voll Menſchen, die alle etwas mitbrachten, und voller Freude herumliefen und jauchzten. Die Bosheit, welche mitten unter ihnen ſaß, winkte einem nach dem andern hinter den Vorhang, durch das Portal zu gehen. Einige krochen

auf

auf Händen und Füssen durch, andere machten Entschuldigungen, musten aber endlich doch durch, und wurden von ihren Nachfolgern fortgestossen. Von allen diesen kam keiner wieder zum Vorschein. Indessen blieb die Anzahl immer gleich groß: denn es kamen immer neue vom Berge hinzu, die sich wenig um die ersten bekümmerten, bis die Reihe auch an sie kam. Mein Schutzengel winkte mir aufzustehen, und da ich einige Bewegungen dazu machte, erwachte ich.

Der Fuchs,

Eine Fabel.

Auf einem benachbarten Guthe wurden viel Gänse gehalten, von welchen der Pächter ansehnliche Vortheile hatte. Zu einer gewissen Zeit war eine Anzahl von hundert und sechzig beysammen. Sie wurden immer zusammen ausgetrieben, und schliefen auch des Nachts in einem Stalle. Bisher waren sie vollkommen sicher gewesen, und man hatte auch in langer Zeit in der ganzen Gegend von keinem Räuber gehört, der diesem Geschlechte Schaden gethan hätte. Aber ein Fuchs, der auf den Grenzen schon lange Beute gemacht, ohne daß man seiner habhaft werden können, nahm endlich auch eine Reise nach diesen Feldern vor, seine räuberische Begierden zu sättigen. Er kam des Abends späte vor dem Guthe an, ging einige mahl herum, und spürte nach, wo

wo er am besten einbrechen könte. Das beständige Bellen eines Hofhundes verhinderte ihn dismal, seinen Vorsatz zu erfüllen. Er verkroch sich in eine Höle, und sann bis auf den folgenden Abend mit vieler Ungeduld nach, wie er sein Vorhaben ausführen wolte. Die Gänse wurden den folgenden Tag nicht weit von seinem Lager vorbeygetrieben, und sein Herz klopfte schon für Freude, daß er seinen Hunger auf viele Wochen würde stillen können. Er verfolgte sie schleichend bey ihrem Eintreiben, und merkte sich den Ort ihrer nächtlichen Ruhe.

Der Stall war ziemlich wohl verwahrt, nur an einem Orte zwey Ellen hoch von der Erde ein kleines Loch in der Wand, welches man mit einem Strohwisch verstopft hatte. Der schlaue Gast hatte diese Oefnung gleich den ersten Abend gesehen, und weil er keinen bequemen Eingang fand, und nicht Lust hatte, sich durchzugraben, entschloß er sich, durch das Loch durchzuschlupfen, ohne weiter nachzudenken, ob der Raum nicht zu enge seyn würde. Wenigstens muste er glauben, Kraft genug zu haben, es zu erweitern.

Als es schummerig wurde, trieb ihn der Hunger, sein Lager zu verlassen, und alles mögliche zu versuchen, damit er seinen Endzweck erreichen möchte. Er ging erst von weitem ganz schüchtern über die Breiten der Felder, und sahe sich um, ob auch nichts lebendiges vorhanden wäre, das sich an seinem Leben vergreiffen könte. Die allgemeine Stille machte ihm ein Herz, näher zu kommen. Er hob seinen Hals

ziemlich

ziemlich verwegen in die Höhe, und ging mit zuversichtlichen Schritten nach dem Hause zu. Hier horchte er eine Weile, ging noch zweymal auf und ab, und war nun im Begrif, seinen Vorsatz auszuführen.

Er stelte sich an die Wand, sprang in die Höhe, und erreichte den Strohwisch des Loches, den er mit dem Maule herauszog. Auf diese Art kam er in den Stall. Alle Gänse bezeigten ihre Verwunderung über dis sonderbare Geschöpf, das sie noch niemals in ihrer Gesellschaft gesehen hatten, durch ein lautes Geschrey, das aber den Augenblick wieder aufhörte. Einige, denen nichts gutes ahnden muste, begaben sich gleich in den entlegensten Winkel auf einen Haufen zusammen, und erwarteten, was sich weiter begeben würde. Der Fuchs überfiel die erste Gans, die ihm am nächsten war, würgete sie, und verzehrte sie auch, ohne gestört zu werden, bis auf die Federn.

Die andern waren ziemlich bestürzt, daß eine von ihrem Geschlecht unter den Zähnen dieses verwegenen Thieres sterben müssen. Sie sahen sich einander an, und wurden über dis fremde Bezeigen ganz irre. Einige, die ein gleiches Schicksal befürchteten, stolperten über die andern, und suchten sich zu retten, ohne zu wissen, wohin.

Ein alter Genserich, der unter ihnen der klügste seyn wolte, begab sich mitten unter den Haufen, und flisterte ihnen zu, daß sie sich nur alle an einen Ort begeben, und mit ihren Flügeln den Anfall des Feindes abhalten möchten. Mit einem ganz eintönigen Geschrey wurde diesem Anschlag Beyfall gegeben, und

sie

sie liefen alle an einem Ort, und sahen den Fuchs an. Der Fuchs hatte zwar seinen Magen schon ziemlich gefült und hätte sich nun wol wieder wegbegeben können, aber er wuste nicht, ob er morgen wieder so glücklich seyn würde. Doch entschloß er sich endlich, ihnen das Leben zu schenken.

Er versuchte nun, ob er eben so gut wieder herauskommen könte, als er hineingekommen war. Der Stall war inwendig ziemlich tief, und er merkte nun erst, daß seine Flucht mit vieler Schwierigkeit verbunden sey. Er wante alle seine Kräfte an, das Loch zu erreichen; aber alles war vergebens. Die Gänse machten bey den Sprüngen des Fuchses Bewegungen, und schrien auch einige mal ganz laute auf, welches dem Raubthiere nicht wenig verdroß. Er beschloß auch den Augenblick, alle seine Rache gegen sie auszulassen, und sich eben dadurch seine Flucht zu erleichtern.

Mit diesem Vorsatz fiel er auf die armen Geschöpfe ganz grimmig loß, und brachte eine nach der andern ums Leben, bis keine mehr übrig war. Hernach packte er sie alle auf einen Haufen zusammen gegen die Wand, eine Erhöhung zu machen, damit er heraussteigen könte. Diese Arbeit nahm ihm viele Zeit weg; zumal da sich einige Gänse ziemlich sperten, ehe sie sich die Gurgel ausreissen liessen. Die Nacht war schon beynahe vergangen, und der Tag wolte grauen, aber der Fuchs war noch im Stalle. Er machte viele Versuche, das Loch wieder zu erreichen.

chen. Aber alle seine Mühe war vergebens. Vielleicht hätte er klüger gethan, wenn er sich gleich im Anfang durchgegraben hätte, wie andere Füchse zu thun pflegen. Eine Weile saß er ganz tiefsinnig vor sich, und wuste nicht, was er am ersten anfangen solte. Mehr als zehenmal besahe er den ganzen Stall, und glaubte, doch noch irgendwo einen Ausgang zu finden: hernach erblickte er wieder das Loch, und sprang in die Höhe, thürmete die Gänse auf eine andere Art auf, und sprang wieder, aber es war alles verloren.

Er wurde zuletzt ziemlich müde, und konte fast nicht mehr springen: denn man kan sich leicht vorstellen, daß es keine geringe Arbeit ist, hundert und sechzig Gänse in einer Nacht zu erwürgen. Der Tag brach wirklich an, und die Zeit kam auch, da die Gänse ausgelassen werden solten. Man öfnete die Thür, und der Fuchs saß mitten auf dem gewürgten Haufen, und wolte bey der Eröfnung der Thür noch einen Versuch thun. Aber in dem Augenblick war der Stall voll Menschen und Knüppel, und der Mörder muste neben seiner Beute das Leben beschliessen.

Viele Menschen werden mitten in ihren Uebelthaten ergriffen, und müssen auf eine traurige Art ihr Leben endigen. Wenige sehen dis bey dem Anfang des Bösen vorher, sonst würden sie ihr Leben höher halten, als eine Lust, die den Tod gebiehrt. Ich kan dis in gewisser Absicht von allen Lastern behaupten, insonderheit aber von solchen Bosheiten, wodurch der

menschli-

menschlichen Gesellschaft ein merklicher Schade zugefügt wird. Ein Uebelthäter findet ein Vergnügen in seiner Sünde, und dis Vergnügen macht ihn taumelnd, daß er alle Strafen, die er fürchten solte, vergisset. Die Verbrechen, die er ungeahndet begangen hat, machen ihn kühn, neue Bubenstücke zu erdenken, und das äusserste zu wagen, damit nur seine Begierden befriediget werden. Er verliert sich endlich in solchen Labirinthen, aus welchen er keinen Ausgang siehet, und wird ein Unmensch, der sich auf seinen Ursprung nicht mehr zu besinnen weiß.

Solche ausgeartete Menschen schicken sich sehr wol in die Wildniß. Sie haben alle die unbändigen Eigenschaften, die ihnen den Eingang in die dunkelsten Hölen erleichtern können, und sie suchen auch solche Zuflucht, weil die Nacht ihre Uebelthaten bedecken soll. Hier verbinden sich List und Bosheit, die grausamsten Entwürfe auszuführen, und sie führen sie auch aus, aber zu ihrem grösten Unglück.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0072
DFG

Der Tugendfreund.

Das 5. Stück.

Vergebens denkt man recht, wenn unsre Neigung irt.



Schon lange ist es in der Welt üblich gewesen, daß Gelehrte und Ungelehrte, wenn sie ihre Einsichten und Gedanken öffentlich bekant machen wollen, sich weitläuftig bey dem Lobe der Tugend aufgehalten haben. Die mehresten Menschen wehlen sich zwar nur die Erfüllung ihrer unmäßigen Leidenschaften zum letzten Ziel ihrer Wünsche: aber es sind doch nur wenige so ganz unverschämt gewesen, daß sie öffentlich vor der Welt ihre Lasterliebe bekant und aller Empfindung für die Tugend abgesagt haben. Dagegen hat es sich in den Schriften der allermehresten desto deutlicher gezeiget, wie sehr reich das menschliche Herz an Erfindungen ist, daß doch die längst gesuchte Vereinigung guter und böser Sitten, so unmöglich sie auch ist, dem Anschein nach endlich einmal zu Stande gebracht werden möchte. Man ist in dieser Bemühung um so viel eifriger gewesen, je mehr der Mensch diese Vereinigung wün-

schen muß, so lange er noch nicht redlich entschlossen ist, allein für die Tugend zu leben. Daher gehören auch alle zum Vortheil der Tugend ans Licht getretene Schriften nur zu einer von diesen drey Arten. Entweder der Verfasser hat sich Mühe gegeben, daß er die ganze Reinigkeit und Strenge unsrer Pflichten vorstellen möchte, sein ganzer Vortrag ist so eingerichtet, daß man bey dem ersten Anblick glauben solte, es wäre sein rechter Ernst, aber er will den Leser nur treuherzig machen und wenn derselbe alles so zu finden glaubt, wie es ein wahrer Verehrer der Tugend meinen kan, so läßt man unvermerkt etwas mit einfliessen, wodurch der Leser überzeugt werden soll, daß dieses oder jenes Laster nur fälschlich dafür ausgegeben werde: Oder man hat die Tugend in ihrem ganzen Unterscheide von den Lastern aufrichtig beschrieben, obgleich die Welt den Verfasser einer solchen Schrift nur einen trockenen Moralisten nent und ihm wenig Beyfall giebt: Oder es ist unter den Tugenden eine Auswahl gemacht worden, da man diejenigen gelobt, erhoben und aufs reizendste vorgestelt hat, welche der menschlichen Natur viele Ehre zu machen scheinen, damit unterdessen die Hauptsache übersehen, und das Hertz ungeändert bleiben könte. Ich rechne die mehresten Abhandlungen, Gedichte und dergleichen zu dieser Art, in welchem wichtige Dinge so vorgestellet werden, daß der Leser entweder in einer Liebe zur Tugend, oder in einem billigen Abscheu vor dem Laster ofte heftig angegriffen wird. Man lieset z. E. ein Trauerspiel. Die Natur der Sache erfodert es schon, daß nicht ein Missethäter vorgestelt,

und

und mit einer entsetzlichen Todesstrafe belegt wird, denn solchen wird keiner bedauren: da muß also eine Person seyn, die sich in einem liebenswürdigen Charackter darstelt, und indem ein ieder Leser dieser Person den Anblick des herrlichsten Glüks wünschet, so läßt man alle Wetter des bedaurenswürdigsten Unglücks über sie ausbrechen, und sie muß bey dem allen von ihrer Tugend nichts verlieren.

In solchen Stücken bewundern wir die Grösse der Kentniß des menschlichen Herzen, welche der Verfasser blicken läßt. Ja, seine Kunst steiget ofte so hoch, daß wir uns den Mitleiden überlassen müssen, welches uns zum Vortheil der leidenden Person einnimt, und unser Blut rege macht. Alle Seelen, die noch im Stande sind, es für etwas schönes zu halten, beurtheilen alsdenn die Empfindung des Verfassers aus der ihrigen, und was ist natürlicher? Sie würden dabey verlieren, wenn sie glauben müsten, jener hätte die Dinge für Kleinigkeiten gehalten, wovon sie so eingenommen sind, ohne dergleichen nachmachen zu können. Man gewint also den Verfasser eines solchen Stückes, aus seiner uns gelieferten Arbeit lieb: man zweifelt nicht es werde sich das alles selbst bey ihm finden, was er so glücklich als eine grosse Eigenschaft in dem Gemählde seines Helden getroffen, und von dem fehlerhaften zu unterscheiden gewust hat.

Es gibt in allen diesen Arten von Schriften solche Betrachtungen, woraus man gewis das beste von den Verfasser vermuthen muß. Es gibt Vorstellungen der schönsten Tugenden, die unmöglich mit kaltem

Blut überdacht, und hingeschrieben seyn können, und die Einsicht ist gemeiniglich nur das wenigste von dem was sich darin zeigt.

Wenn nun aber Umstände kommen, in welchem eben der, der vorher die beste Meinung von sich in seinen Lesern erwecken konte, die allerniederträchtigsten Laster ohne Scheu begeht, und mit seinem Leben alles vollkommen widerruft, was er in seinen Schriften unwidersprechlich bewiesen: was soll da die Welt von dem Gelehrten, von dem Redner, und Dichter denken? In der That, ich bin ofte ganz ungewis und zweifelhaft in meinem Urtheil gewesen, wenn ich einen grossen Geist nur aus Schriften gekant; wenn ich gelesen habe, wie er den Held um eines ungewissen Vortheils willen, in der Verachtung aller Gefahr über alle Vermuthung groß gemacht, wie er dem Monarchen auch lange nach seinem Tode durch lebhafte Schilderungen seiner Mäßigung in der Hoheit und im Glück und seiner aufrichtigen Menschenliebe, Klugheit und Sanftmuth, die grösseste Bewunderung der lezten Nachkommen erworben hat; wie er die Tugend da erscheinen ließ, wo sie durch menschliche Kräfte ohne höhere Hülfe sinken muß, und doch nicht den geringsten Verdacht verdiente, als wolte er die Menschheit vergöttern: Ich bin zweifelhaft geworden, sage ich, wenn ich solchen Mann hernach aus öffentlichen bekanten Nachrichten wider meinen Willen unter die Zahl der Elenden habe setzen müssen, die noch nicht eine einzige Kraft und Neigung ihrer Seele, unter die Beherschung der Tugend redlich gegeben haben. Ist es möglich, daß die

stärkste

stärkste Ueberzeugung ein Herz wirklich rühret, und es mit tugendhaften Gesinnungen anfüllt, dabey aber doch dem Laster noch alle Gewalt über eben dasselbe Herz lassen kan? Kan also in einer Brust alles was edel und was niederträchtig ist zugleich wohnen, und nach Beschaffenheit iedesmaliger Umstände sich in die Beherschung menschlicher Neigungen wechselsweise theilen? Oder soll ich sagen, daß die grosse Unbeständigkeit des Herzens die einzige Ursache von so widersprechenden Handlungen ist, indem das was gut ist, aus einer damalichen Empfindung und Liebe gegen die Tugend unläugbar entsprungen, hernach aber bey schneller Veränderung auch alles wieder verschwunden ist, indem alle Begierden wieder offen stunden, von der verbothenen Lasterliebe, die nun wie ein lange zurückgehaltener Strom desto ungestümer ausbrach, durchdrungen zu werden? Oder soll die Vorstellung so künstlich seyn, die Tugend vollkommen abzubilden, wo sie noch nie ein Eigenthum der Seele gewesen ist? Ich glaube nicht, daß man mehr als diese drey Fälle finden wird, die wichtige Erscheinung im Reich der Wahrheit und Tugend zu erklären, wenn die besten Schriftsteller ein böses Herz behalten. Vielleicht aber ist es auch nicht undienlich, wenn man allen Liebhabern der Tugend, die Grundsätze entdeckt, nach welcher das Laster heimlich wider sie zu Felde zieht, und mitten unter den Tugendhaften seine mehr als zu starke Parthey beständig zu erhalten weiß. Weil vorher von dreyerley Schriften geredet worden, worin man das Gebiet der Wahrheit und Tugend suchen will, und die zweyte

Gattung von allen falschen Schein ausgenommen ist, so will ich mich ietzt nur bey der ersten und dritten aufhalten. Was sollen wir also von einem Schriftsteller denken, in dessen Werken das gute ganz prächtig gelobt, und das böse heimlich entschuldiget, und unvermerkt in die Reihe der Schönheiten einer menschlichen Seele geschoben wird, wovon der Verfasser so voll war?

Ich hoffe, wenn aus richtigen Begriffen der reinen Tugend, das Urtheil über diesen Fall gesprochen wird, so bin ich von allen Verdacht vorgehabter Beleidigungen anderer vollkommen frey: denn die Stärke meines Schlusses gilt in den Augen des Liebhabers der Wahrheit weit mehr, als der Geschmack, der so leicht verwöhnt werden kan, und jeder Mensch hat doch kein anderes Mittel das Vertrauen der Welt an sich zu ziehen, als die siegreiche Wahrheit. Meine Hofnung wird hiebey um so viel gewisser, je zuverläßiger ich weiß, daß man heutiges Tages schon meistentheils angefangen die Schriften des Leichtsins wenigstens gleichgültig anzusehen.

Man kan einen Schriftsteller von obiger Art unmöglich als aufrichtig ansehen. Die Tugend ist zwar so vortreflich, daß alle ihre offenbare und heimliche Feinde, auf Erden, so hoch steigen können als nur möglich, ohne eine einzige verständige Seele iemals von der Ehrfurcht, die sie der Tugend schuldig ist, abwendig zu machen, und es wäre ein thörichter Wunsch, wenn man wolte, daß alle Lasterhaften mit Beybehaltung dieser Gemüthsbeschaffenheit, die Tugend schätzen

solten.

solten. Aber es ist doch nothwendig, daß wer ihr Freund seyn will, andere warne, damit sie in der Bahn, auf welcher sie ofte, wie Blinde, einen Führer brauchen, ja nicht an einen unrechten gerathen, und am Ende ihrer Reise um so viel grausamer betrogen werden, je zuversichtlicher sie selbige zurück gelegt.

Polysophus war in seinem achtzehenden Jahre so weit gekommen, daß es ihm gleich viel seyn konte, in welcher von den gewöhnlichen Sprachen er schreiben oder reden solte. Seine unermüdete arbeitsame Seele, war in den Büchern, worin die Wissenschaften abgehandelt sind, vermittelst eines unglaublichen Gedächtnisses eben so bewandert, und konte sich durch die Erinnerung gelesener Stellen im Reich der Wissenschaften eben so volkommen finden, als er die Länder des Erdbodens einzutheilen, und zu beschreiben wuste, wenn er sich nur einen Geographischen Riß wieder vorstellete. Ein nicht alzuweiser Unterricht hatte dieses fähige Gemüth aufgehalten, indem man ihn nur immer zum Gebrauch des Gedächtnisses angewiesen, welchem zum Nachtheil besserer Seelenkräfte zum Erstaunen geübt war. Nachdem also Polysophus mit dem Geschäfte fertig war, da er die Wissenschaften, so wie sie im Verstande anderer sich finden, an den Fingern herzuzehlen gesucht, so fehlte es ihm allenthalben, wenn er einen einzigen Saz anders vortragen solte, als er ihn gelesen. Nun schien es seinen Lehrern hohe Zeit zu seyn, daß man ihm zum vernünftigen und freyen Vortrag seiner Gelehrsamkeit anhielte, dazu solte er Schriften gebrauchen, in welchen die mathematische Lehrart ein wenig

bey Seite gesezt wäre. Aber welche? Ich muß meinen Lesern gestehen, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, so viel in meinen Kräften ist, einem forschenden Freund der Wissenschaften zu rathen: Aber wenn ein junger Mensch nach Mustern eines guten Geschmacks frägt, so bitte ich ihn mich damit zu verschonen, weil diejenigen, die er ohne Schaden lesen könte, nicht eigentlich für die Jugend geschrieben sind, sondern mehrentheils ein scharf geübtes Nachdenken bey ihren Lesern voraus setzen.

Ein guter Freund gab dem lehrbegierigen Polysophus, eine Samlung moralischer Schriften in die Hände, wo der Verfasser Abhandlungen, Reden, Oden, Lust- und Trauer- auch Schäferspiele, nebst satyrischen und scherzhaften Gedichten vermischt hatte. Man sahe die prächtigsten und rührensten, theils poetisch, theils prosaisch abgefaßten Vorstellungen; der Religion, in ihrer Heiligkeit und Unschuld; die Wunderwerke der göttlichen Liebe im Leiden des Erlösers, waren, wie es schien, mit starken Empfindungen geschildert; unter den Tugenden wurde besonders immer auf ein redlich gutes Herz gedrungen. Der junge Leser fand Vorstellungen, die sein zartes unschuldiges Gemüth ganz für die Tugend einnahmen, er gewann ein übergros Vertrauen zu dem Verfasser, dem seine Seele so willig offen stand. Er ahmte alles nach, was er laß, und nahm sich vor, es alles in Ausübung zu bringen. Kurz, er fing an seinem Buch volkommen ohn alle Besorgniß eines einzigen irrigen oder schädlichem Begrifs, den er daraus lernen möchte zu trauen. Nach den Abhandlungen

und

und Gedichten von der Religion, folgte eine Betrachtung über die Gesellschaft. Der Verfasser redte von allen Freyheiten, die man sich iemals darin heraus genommen, so dreiste, daß es schien, als wäre er im Schreiben sich seiner nicht bewust gewesen, sondern hätte sich vorgestelt, er erzählte seine Aufführung heimlich einem Vertrauten, der um alle seine unbekandte Sünden wüste. Polysophus glaubte, er würde hier zu einer ungezwungenen anständigen Lebensart angewiesen werden, und seine grosse Meinung, die er durch die ersten Stücke dieser Schrift, von der Denkungsart des Verfassers gefaßt hatte, blendete ihm dergestalt, daß er die Dinge nicht prüfte, welche ihm doch seine noch unschuldige Empfindung gar leicht als etwas bedenkliches hätte vorstellen können. Nun war der Leser schon so weit gekommen, daß er glaubte eine ungezogene leichtsinnige Aufführung in Gesellschaften könne mit der Ehrfurcht vor der Religion gar wohl bestehen, er fand ja beydes in einem Buche beysammen! Er laß getrost weiter. Nach und nach verspürte er schon eine Lust bey sich, dasjenige ausgeführt zu sehen, was in der Abhandlung von Gesellschaften angefangen war. Er wartete mit Ungedult auf nähere Nachricht vom geheimen Umgaug der Personen, die bisher ihm schon beständig im Gemüthe lagen, ob er gleich nichts mehr von ihnen wuste, als was in Gegenwart vieler Zeugen geschehen war. Hiezu fand er in seinem Buch viele Gelegenheit. Denn es war eben um die Zeit geschrieben als man in Teutschland angefangen hatte, alles das wieder aufzuwärmen, was ehemals Anakreon,

und seines Gleichen im Heidenthum geschrieben, und vielleicht jetzt nicht schreiben würden. Polysophus war in dieser Art von Gedichten nicht zu ersättigen. Er bewunderte den leichten Wiz, und die Ueberschriften, welche ganz anders klungen, und wovon hernach die Ausführung so gedreht war, daß Wein und Liebe der algemeine Inhalt aller Gedichte seyn konten. Nun glaubte er zuversichtlich, seine Lehrer, die ihn zur Keuschheit und Furcht vor Gott und Menschen angewiesen, wären ganz schwermüthige Philosophen, und die Alten machten sich nur das boshafteneidische Vergnügen, die Jugend von dem abzuhalten, was ihnen nicht mehr möglich wäre. Er glaubte, es müste uns kein Mensch etwas verübeln, wenn wir unsern Begierden Freiheit liessen, weil es doch keinem verübelt würde dergleichen öffentlich in die Welt zu schreiben. Die Eindrücke der scherzhaft anakreontischen Vorstellungen des Lasters der Trunkenheit, die leichtsinnigen Spöttereyen, welche alle Straffen der Vorsicht, womit sie Menschen noch in Furcht halten kan, stumpf machen, die unverschämtesten Zweydeutigkeiten, oder auch das öffentliche Bekentniß alles dessen, was die unordentliche Liebe eingiebt, dieses alles hatte sich seiner Seele unter dem Namen witziger Scherze bemächtigt. Er ging beständig mit solchen Gedanken um; wo andere keine Gelegenheit finden, da fand er sie, so weit zu kommen, daß ich meinen Lesern von dem, den ich vorher billig loben muß, nichts weiter sagen kan, als dieses: vielleicht ist er nicht mehr zu retten!

Wenn

Wenn nun dergleichen edle Gemüther so ganz natürlicher Weise aufs höchste verdorben worden, kan man denn solche Schriften anders als verführerisch nennen?

Doch ich habe noch die Gattung derer übrig, welche in ihren Schriften nichts böses gut heissen, und nichts gutes verwerfen, sich aber nur schriftlich für die Tugend erklären, und in dem Lobe einiger Tugenden fast ausschweifend weitläuftig sind, da sie hingegen von andern ganz stille schweigen. Wir lesen in ihren öffentlich bekantgemachten Schriften ganz richtige Begriffe. Wir finden Bilder darin, deren Anblick unsere Seele durchdringt, und uns zu Einsichten und Entschliessungen reizt, die wir sonst nicht würden gehabt haben. Aber wir schliessen mehrentheis zu früh, wenn wir glauben aus einer Schrift das Bild des Verfassers richtig zu entwerfen. Es gibt Tugenden, die vollkommen prächtig und reizend vorgestelt werden können, ohne daß man jemals entschlossen gewesen ist, sein Herz verändern zu lassen. Ich will mich hier nicht auf dem bekanten Saz beruffen: daß die Laster sich oft einander widersprechen, und das aus dem Grunde der Wollüstige die Freygebigkeit erheben kan, weil der Geiz ihm unerträglich ist. Eine aufmerksame Betrachtung unserer Denkungsart, kan uns noch weit mehrere Ursachen anzeigen, die den Schluß von der Empfindung auf die Ausübung ungültig und kraftlos machen.

Pomponius will durch Bücherschreiben berühmt werden. Sein fertiger Verstand weiset ihm bey Ueberlegung

legung der Wahrheiten vieles an, was andern nicht beyfält. Hier fühlet er den Beruf zum Versuch seines Glückes in den schönen Wissenschaften. Er fängt an auf Abhandlungen zu sinnen, in welchen er die Bilder seines lebhaften Geistes, mit einer rechten Stärke über die Gemüther der Leser, anbringen kan. Was ist hiezu natürlicher und bequemer, als die Wahrheiten, bey welchen es hauptsächlich auf die Einbildungskraft und Leidenschaften der Leser ankomt? Er wählt also mögliche Begebenheiten, wobey alle Leser einiger massen ihre Rechnung finden, weil er die Kunst versteht viele Characktere zu schildern. Er wickelt die Erzählung der Begebenheiten so künstlich ein, als er kan, komt hernach ein frölicher, ein trauriger Ausgang, eine Wendung zum Zorn, zur Raserey, zur Verzweiflung und so weiter, dem Leser unerwartet: so muß er die Leidenschaften empfinden, welche ihm in so natürlichen Gemählden ganz unvermuthet vorgehalten werden, da seine Seele müßig und also zu dem ersten den besten fähig war. Man wird hiebey anmerken können, daß dazu mehrentheils die Großmuth, die Liebe, die Unschuld und alle solche Tugenden genommen werden, wobey man keine traurige Zufälle vermuthet. Und überhaupt davon zu reden, es ist dem Laster allemal erträglich, einzelne Tugenden zu lieben und zu loben, wenn nur das ganze Herz nicht gründlich geändert werden soll. Ich muß aber noch mehr zugeben, ich muß mich entschliessen zu sagen, daß auch die stärkste Empfindung noch kein Beweiß der Tugend ist. Man kan seine Seele so zart gewöhnen, daß sie alles merkt und fühlt was tausend

send andre übersehen, und alsdenn denkt man weit gekommen zu seyn. Ja ich gestehe es zu, wenn wir fähig sind, die Gedanken unserer Brüder auf Erden zu betrachten, und auf die Beschäftigung ihres Geistes, der allenthalben mit der Körperwelt umringt ist, genau zu merken: so werden wir sie oft bedauren, daß sie ihr Glück eben da ungenossen verschwinden lassen, wo sie ihre Stunden mehr wie jemals vergnügt machen könten. Ueberläßt sich der Mensch einer Stille des Nachdenkens so findet das Vergnügen bey ihm eine offene Thür, und er lernt nach und nach eine kluge Wahl anstellen. Diejenigen Seelen, welche an der Tugend nichts auszusetzen haben, aber doch auch das nicht finden können, was andere daran so sehr erheben und als so reitzend darstellen, werden sich auch niemals Mühe darum geben, daß sie die ganze Tugend mit Verabscheuung des ganzen Lasters ernstlich suchen. Doch ich muß nur meine Meinung noch freyer bekennen. Ich halte die Menschenliebe, die Großmuth, die Zärtlichkeit des Herzens, die Aufrichtigkeit in der Freundschaft, und alles, was in so viel moralischen Schriften fast über alle Nachahmung gelobet wird, für allzugrosse Tugenden. Ich traue es ihren mehresten Lobrednern nicht zu, daß sie sie recht kennen, und lieb haben. Die Aengstlichkeit, mit welcher sie ihre Gedanken von diesen Tugenden vortragen, verräth den Widerspruch ihres Gewissens. Sie wollen der Tugend einige Waffen nehmen, um sich gegen sie zu vertheidigen. Sie haben nicht Lust zu einer kindlichen Gesinnung, Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott: daher wehlen sie die Menschenliebe,

und

und suchen die ganze Welt zu überreden, daß ihre Seele von Empfindung derselben voll sey. Sie haben keinen Begrif von der Demuth, deswegen suchen sie den Hochmuth so vorzustellen, daß er unter dem Namen der Großmuth angenehm und löblich wird. Die Gemüther sind nicht zur rechten Reinigkeit der Begierden gezogen, daher finden sie ihre unehrbare Lust daran, noch unschuldige Personen vorzustellen, aber zugleich eine völlige Beschreibung des Lasters mit einfliessen zu lassen, wenn man ein unschuldiges Kind verführt. Denn die Wollust macht sich am liebsten an die schamhafte Keuschheit, und vergnügt sich gar sehr an dem Siege über eine Person, die bey dem ersten ungezogenen Wort lieblich erröthet.

Sie würden mit weit mehrerer Ernsthaftigkeit auf das rechte Wesen der Gemüthsruhe und sanften Stille des Geistes dringen, wenn sie den festen Vorsatz hätten, daß ihre Seelen in Ausübung aller Tugendpflichten ihr Leben zubringen solten. Da sie nun von der rechten Liebe zur Tugend sehr weit entfernt sind: so suchen sie nur einige Schönheiten derselben auf, begnügen sich an ihrem Lobe, und überreden tausend andre, daß dis hinreichend sey.

Ich habe einen Mann gekant, der jetzt Philon heissen soll, den will ich in dem Charackter vorstellen, welchen er nach fleißiger Lesung mancher prächtigen Vorstellungen der Tugend angenommen. Als ich ihn kennen lernte, hatte ich Mitleiden mit ihm, weil er an allem was rührt, gar keinen Geschmack fand: hernach aber änderte sich seine Neigung, er suchte die Schriften zusammen,

sammen, worin einige gesellschaftliche Tugenden aufs strengste vorgestelt waren. Er vergoß großmüthige Thränen, wenn er den Held eines Trauerspiels in seinen Gedanken zur Schaubühne des Todes begleitete, oder der harten Trennung zweyer Freunde zusahe, die ihr Leben einander geschenkt hatten. Er sprach immer von Besserung des Geschmacks und des Herzens, er wurde so zart, daß er ohne rührende Vorstellung und Umgang mit seinen Gemüthern nicht leben konte. Diese Gemüthsbeschaffenheit lebte auch in seinen andern Handlungen. Er war gerecht und billig, beleidigte niemand mit Vorwissen, half einem jeden wo er nur konte, er lebte mäßig und stille; seine Gedanken verfielen nie aufs niederträchtige, sondern waren immer mit erhabenen Vorstellungen erfült. Aber jemehr diese Besserung seines Herzens zunahm, desto mehr fand ich Ursache ihn zu bedauren. Er gieng von einem Winkel des Hauses in den andern. Er lehnte sich an Thüren und Wände, er saß und stand auf, er laß und dachte, fing ein Gespräch an, und hob es auf: kurz, er suchte Ruhe, und fand sie nicht. Er hatte sich an die Empfindlichkeit des Herzens gewöhnt, er konte nicht davon ablassen, und gleichwol war sie ihm nicht genug. Die Seele kan in grosser Unruhe auf ein Ding mit der heftigsten Liebe verfallen, es ist höchst schlecht, aber sie hat doch ihre angenehme Beschäftigung damit, und ihr träumt sie sey zufrieden.

Je länger der Mensch in diesen Umständen bleibt, desto mehr graut ihm vor einer Veränderung, sonderlich da die Seele merkt, daß es mit dieser Veränderung kein

leichtes

leichtes Spiel seyn, sondern die gründliche Abneigung der Begierden von allem, was in der Verbindung mit Gott nicht bestehen kan, viel Schmertzen kosten wird. Gleichwie ein Kranker, der seine Ohnmacht fühlt, aber nicht gerne nachgeben will, so wehren sich solche Menschen gegen die Zerbrechung des Herzens und Vernichtung aller eingebildeten Vorzüge vor Gott. Jener taumelt im Hause herum, macht sich stark, und spricht beherzt, wenn gleich sein Haupt hinsinkt und seine Zunge zu schwer ist, er will sich nur nicht hinlegen und der Gewalt der Krankheit weichen. Diese finden auch in der Welt keine Ruhe, sie sehen, daß das wüste Wesen der Bosheit die Seele quält, ihr Gewissen wird wund und diese Wunde hitzet und brennet, aber sie wehren sich dagegen aus allen Kräften verbergen ihren innern Jammer vor sich selbst, wollen von keinem Arzt hören, der sie nur unter der Bedingung ausheilen kan, wenn sie von Herzen krank sind. Sie suchen also alle Kräfte hervor, lieben und üben einige Tugenden so viel sie können, und bleiben in ihrer alten Sündlichkeit ungeändert.



Der Tugendfreund.

Das 6. Stück.

Ja, lerne früh den Fuß zurückzuziehn,
Wenn andre zu der Grube eilen.
Sey wachsam, lerne Schlangen fliehn,
Und bist du schon verletzt: so laß die Wunde heilen.

In einem der vorigen Stücke habe ich den Anfang gemacht, einige Freunde der Tugend als gute Exempel vorzustellen, und weil meine Nachrichten noch nicht erschöpft sind: so hoffe ich nichts vergebliches zu thun, wenn ich darin fortfahre.

Pariades soll dismal der erste seyn. Er ist jetzo noch nicht völlig fünf und zwanzig Jahr alt, hat es aber doch schon in seiner Kunst durch anhaltenden Fleiß so weit gebracht, daß ihn Kenner bewundern. Das allgemeine Lob würde einen andern, von eben dem Alter, hochmüthig machen; aber bey ihm ist es nur eine Ermunterung, vollkommener zu werden. Er ist nicht neidisch auf andere, die es ihm gleich thun wollen,

und ob sie gleich ihre Schwachheiten nur gar zu sehr verrathen: so verhählet er ihnen doch nichts von seinen Heimlichkeiten, von welchen sie nicht allemal den besten Gebrauch machen. Jemanden eine Gefälligkeit abzuschlagen, oder den Schein der Undienstfertigkeit zu verrathen, ist seiner Zärtlichkeit ganz unmöglich. Wenn man ihn sieht, so glaubt man die Leutseligkeit selbst zu sehen.

Dion hat sich sonst durch seine Unvorsichtigkeit grossen Schaden gethan und sich Feinde gemacht, die sein Glück sehr aufgehalten haben. Das leugnet er jetzo nicht; aber er ist noch bey Zeiten, ehe er zu tief ins Labyrinth gerathen, zu sich selbst gekommen, und hat mit solchem Eifer den Weg der Tugend gesucht und betreten, daß er in kurzer Zeit sehr weit gekommen ist. Man wird ihm nun keiner unbedachtsamen Handlung beschuldigen können, wenn man gleich alle seine Schritte beobachten wolte. Er prüft alles sehr genau; er nimt die Erfahrungen zu Hülfe; er prüft sein Gewissen; er forscht nach göttlichen Vorschriften; er vergleicht das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen, und wenn er auch nur das geringste wahrnimt, das den Regeln der Klugheit entgegen ist; so entfernet er sich sogleich davon. Die Fallstricke, die ihm gelegt werden, sind ihm nicht unbekant; aber seine Vorsichtigkeit beschämt auch die wachsamsten Feinde, und es ist ihm bis jetzo noch immer gelungen, ihren Nachstellungen glücklich zu entgehen. Sein Verhalten hat schon manchen ausschweifenden Jüngling auf bessere Gedanken gebracht

gebracht, und ich bin versichert, daß er bald mehrere Nachfolger bekommen wird.

Als ein Muster ehelicher Liebe verdient Hilaria gerühmt zu werden. Ihr Mann ist etwas hitzig, und wird durch die geringste Kleinigkeit aufgebracht. Sie nimt sich daher sehr in acht, ihm nichts in den Weg zu legen, und hat dem Gesinde ernstlich befohlen, ja nichts ärgerliches vorzubringen. Trägt es sich aber doch zuweilen, wieder ihren Willen, zu: so giebt sie ihm die besten Worte, und wenn dis nicht helfen will, so läßt sie seinen Zorn verrauchen, und wendet hernach alle Beredsamkeit an, ihn zur Sanftmuth und Gelassenheit aufzumuntern. Er muß ihr Recht geben, ob sie gleich nicht Befehle ertheilet, sondern die Sprache der Zärtlichkeit redet, und sich dadurch seines Herzens bemächtiget. Es ist wahr, daß sie fast zwey Jahr umsonst gearbeitet hat; aber es zeigt sich nun, daß es nicht ganz umsonst gewesen ist: denn das überflüßige Feuer ihres Mannes hat sich ziemlich verloren, und wenn es auch noch zuweilen ausbricht, so geschiehet es doch nur sehr selten. Wie viel eine vernünftige Frau durch Nachgeben und Zärtlichkeit bessern kan, ist aus ihrem Verhalten leicht begreiflich.

Ich komme zum Numenius. Er ist gereißt, aber nicht ohne Verstand mitzunehmen und Weißheit zurückzubringen. Er hat so viel Sprachen, Wissenschaften und Künste gelernt, daß man ihn nicht leicht warum fragen wird, darauf er nicht ziemlich vollständig antworten solte. Das schöne Vermögen das er hat, wendet er an, die besten Erfindungen, die er

gesehen, nachmachen zu lassen, und sie hernach dem öffentlichen Gebrauch zu widmen. Er hat eine kleine Gesellschaft errichtet, die aus den geschicktesten Männern besteht, und unter seiner Aufsicht sehr ansehnlich und berühmt geworden ist. Er sparet nichts, wenn er nur die Wohlfarth anderer befördern kan. Vielen Künstlern, die aus Mangel des Vermögens nichts wichtiges unternehmen konten, hat er Vorschuß gethan und wenn er gesehen hat, daß sie sich damit geholfen haben, ihnen nicht nur das Geld geschenkt, sondern auch ihre Arbeiten reichlich bezahlet. Er ist wirklich ein grosser Gönner der Gelehrten und Künstler: er würde aber diesen Namen nur halb verdienen, wenn er keine tugendhafte Seele hätte, und begierig wäre, Tugend und Wissenschaften zu gleicher Zeit auszubreiten.

Demetrius ist ein Arzt von besonderer Geschicklichkeit. Er lässet es nicht dabey bewenden, die Namen der Krankheiten, die Zufälle, die bey einer jeden vorkommen, und die Mittel dagegen, zu wissen, sondern er macht sich auch alle einzelne Erfahrungen zu Nutze, die ganze Natur des Menschen besser kennen zu lernen. Er bemüht sich, die verborgenen Wege der Krankheiten zu entdecken, und ihnen so lange nachzufolgen, bis er sie ausgerottet hat. Eine jede Abweichung macht ihn aufmerksam, und lehrt ihn, den Geheimnissen der Natur weiter nachzudenken, bis er endlich so glücklich ist, sie zu entdecken. Bey den Betten der Kranken ist er ein Engel. Er spricht so liebreich mit ihnen, daß es ihnen gar nicht sauer ankomt,

komt, auch das bitterste einzunehmen, und seine Vorschriften mit einer gewissen Lust zu beobachten, die die Genesung ungemein erleichtert. Wenn er die Ursachen der Krankheit entwickelt hat, so vergißt er nicht, ihnen diese Quellen zu zeigen, und durch die bündigsten Vorstellungen den höchsten Abscheu dagegen zu erwecken. Seine Tugenden und Erfahrungen machen ihn durchgängig beliebt, und ich würde es durch mehr als ein Exempel erweisen können, wie fruchtbar sein Verhalten gewesen ist, wenn ich nicht des Raums schonen müste.

Donna Maria hat ein gewisses ernsthaftes Wesen, das ihr natürlich ist. Ihre Schönheit hat viele Versucher aufgeweckt, sie zu Ausschweifungen zu überreden, die sie aufs höchste verabscheuet; aber sie hat diese Versucher durch ein gesetztes Wesen völlig zu Schanden gemacht, und sie so gedemüthiget, daß sie gezwungen worden sind, ihre Vergehungen abzubitten. Wollüste sind ihre geringste Sorge. Sie hat wichtigere Beschäftigungen, die ihr keine Zeit dazu lassen. Man wird sie niemals müßig finden, auch zu der Zeit, wenn es andere Frauenzimmer für erlaubt halten, sich eine Veränderung zu machen. Sie besucht wenig Gesellschaften, und wenn es ja geschicht, so wählt sie solche, darin ihre Tugend neue Vollkommenheiten erhalten kan. Ihre Haushaltung ist in dem besten Zustande. Die Beschwerlichkeiten, die damit verbunden sind, halten sie nicht ab, für alles zu sorgen, und wo nur Unordnungen einschleichen wollen, bey Zeiten vorzubeugen. Es ist eine Lust, die Mutter mit ihren

Kindern zu sehen. Ein jedes hat die sittsamen Mienen und das anständige Wesen der Mutter, und es ist gewiß zu glauben, daß diese Aufführung fortdauern wird, weil man sie ohne Zwang zur Tugend gewöhnt.

Philometer besitzt ausser seiner Gelehrsamkeit auch ein tugendhaftes Herz. Die Geschichte der alten und neuen Zeit, die er mit unermüdetem Fleisse durchgedacht, ist für ihm eine vortrefliche Sittenlehre gewesen, sich selbst kennen und bessern zu lernen. Er hat oft seine Gestalt gefunden, und sich ohne Eigenliebe betrachtet, damit er die liebenswürdige Schönheit der Tugend erhalten könte. Durch diese Aufmerksamkeit hat er sich das Vermögen erworben, sehr richtig von Begebenheiten zu urtheilen, und sie für sich und andere so nutzbar zu machen, als nur möglich ist. Die Meßkunst ist seit vielen Jahren seine vornehmste Beschäftigung gewesen, weil sie ihn durch seinen Beruf nothwendig gemacht worden, und man muß bekennen, daß er ein anderer Euclydes geworden ist. Ein scharfes Nachdenken und die beständige Gegenwart des Gemüths machen ihm eine jede Aufgabe leicht aufzulösen.

Octavius ist ein Soldat. In seinen Diensten übertrift ihn keiner an Wachsamkeit und Sorgfalt. Er entdeckt die kleinsten Fehler, und gewöhnt alle seine Leute zur Aufmerksamkeit auf sich selbst. Jeder gehorcht ihm mit Lust: denn er spricht allemal mit einer einnehmenden Leutseligkeit, ohne Donner und

Wetter

Wetter hinzuzusetzen. Kleine Fehler verwandelt er nie in Verbrechen, die mit Verlust des Lebens verbunden sind, und grosse Verbrechen bestraft er nach dem Maaß ihrer Grösse, ohne jemanden zu viel zu thun. Er ist kein Befehlshaber, sondern ein Vater. Er ließt in müßigen Stunden die besten Schriften, und ist kein Freund verschwendrischer Gastmahle, da man sich eine Ehre macht, seine Gesundheit zu verwüsten. In den Frühstunden, wenn andere noch träumen, sammlet er schon sein Gemüth, und unterredet sich mit Gott, über die wichtigsten Angelegenheiten, und des Abends würde er lieber die Ruhe versäumen, als die Danksagungen vergessen, die er seinem Schöpfer schuldig ist. In seinem Umgange herrscht lauter Freundlichkeit und Vergnügen, und diejenigen können sich glücklich schätzen, welche die Ehre haben mehrmals an seiner Tafel zu speisen.

Alexandra ist ein sehr kluges Frauenzimmer. Sie scheint zu wichtigen Dingen geboren zu seyn: denn alle Unternehmungen verrathen einen grossen Geist. Sie ist die Krone der Gesellschaften, und weiß durch ihren Verstand alles zu beleben. Man kan ihr die Hochachtung nicht versagen, die ihr auf eine zwiefache Art gebührt. Als eine Kennerin der besten Tugenden, die aus ihrem Betragen hervorleuchten, ist sie scharfsinnig genug, die Heimlichkeiten des Lasters zu entdecken, und hat auch die Kunst gelernt, ohne Beleidigung andere zu warnen, daß man keinen bedenklichen Schritt thun und sich selbst in Gefahr stürtzen soll. Sie besitzt eine gewisse Voll-

kommenheit, die zur Nachahmung reitzen kan, und beweißt durch ihr Exempel, daß es nicht unmöglich, groß und tugendhaft zu seyn.

Cephalus ist durch eine ganze Reihe unglücklicher Begebenheiten durchgeführt worden, bis sein Gemüth die Standhaftigkeit erlanget hat, auch das härteste Schicksal mit einer mehr als menschlichen Geduld zu ertragen. In seiner zartesten Kindheit wurde er blind, und muste vier Jahr zubringen, ohne die Sonne zu sehen. Zwey Jahr hernach starben seine Eltern, und geitzige Freunde beraubten ihn seines ganzen Vermögens, daß er von vier tausend drey hundert und achzig Thalern nicht mehr als hundert und sechzig übrig behielt, welche doch auch in kurzer Zeit auf seine Erziehung verwendet wurde. Aus Mitleiden nahm ihn ein reicher Kaufmann zu sich, und war Willens, ihn in allen frey zu halten, und zur Handlung anzuführen. Es trug sich aber zu, daß er, ohne sein Verschulden, da er einmal ausgeschickt wurde, einen heftigen Schlag am Kopf bekam, und darüber seinen Verstand verlor. In diesem Zustande blieb er zwanzig Wochen, nach welcher Zeit es etwas besser mit ihm wurde. Um diese Zeit fielen ihm in einer Erbschaft sechs hundert Thaler zu, welche ihm in den damaligen Umständen ungemein nützlich waren. Er ging damit nach Holland, wurde aber unter Wegens ganz ausgeplündert, und behielt nichts weiter, als eine nothdürftige Bedeckung. In dieser Bekümmerniß erreichte er ein Dorf, wo er einem Schäfer seine Umstände offenbarte. Dieser nahm ihn zu sich,

und

und versprach ihm vieles, wenn er sich gut halten würde, brachte aber nichts in Erfüllung. Selten bekam er satt zu essen, und wenn er deshalb reden wolte, wurde er mit Schlägen zum Stillschweigen gebracht. Er nahm sich endlich vor, wegzugehen, und vermiethete sich bey einem Edelmann, wo er alles gute genoß, aber nur eine kurze Zeit: denn der Edelmann starb, und weil er keine Erben hinterließ, wurden alle Bedienten abgeschaft. Doch hatte er sich in dieser Zeit sechszehen Thaler gesamlet, die er anwendete, sich Farben und Pinsel zu kaufen, und nach seiner Einbildung Landschaften und historische Schildereien zu entwerfen. Ich muß sagen, daß dis nicht sein erster Versuch gewesen ist: er hatte schon in dem zehenten Jahr seines Alters einen kleinen Anfang gemacht, aber hernach keine Gelegenheit gefunden, es fortzusetzen. Dieser zweyte Versuch gelung ihm. Das erste Gemählde, das er fertig bekam, wurde ihm mit fünf Thalern bezahlt, und für das andere bekam er noch ein mal so viel. Dis munterte ihn auf, daß er sich die äusserste Mühe gab, und für die letzte Schilderey dreyßig Thaler empfing. Ein grosser Herr, der seine Fähigkeit merkte, entschloß sich, ihn reisen zu lassen. Dis geschahe auch wirklich, und seine Mahlerey bekam einen grossen Werth. Aber plötzlich verging ihm das Gesicht. Es wurde ihm unmöglich, den Pinsel weiter zu führen, und er gerieth von neuem in die äusserste Armuth. Damals war er acht und dreyßig Jahr alt. In diesem Zustande fing er an zu schnitzeln, und machte allerhand Kunststücke, die immer besser

ausfielen, je älter er wurde. Ich habe niemals einen geduldigern Mann gesehen, der sich auch nicht im geringsten über seinen Schöpfer beschwerte, sondern die Wolthaten, die er genossen, so zu rühmen wuste, daß man seine Reden nicht ohne Bewegung anhören konte.

Sarpento hat zwar erst in seinem hohen Alter die Tugend kennen lernen, aber es gereicht doch zu seinen grossen Ruhm, daß er ohne Zwangsmittel ihr Freund geworden. In einer Gesellschaft, darin von Thorheiten der Menschen ernsthaft gesprochen wurde, fiel ihm ein Gedanke ein, der sich seiner ganzen Seele bemächtigte, und ihn bis in seine Wohnung verfolgte. Er fand sich zu schwach der Wahrheit zu widersprechen, denn nichts ist so stark, als sie, und an eben den Abend fing er noch an, vernünftige Ueberlegungen über sein Leben zu machen. Sie waren wirksam genug, seine Seele zu einer Veränderung zu bereiten, die das hohe Alter so nothwendig machte, wenn die Laster nicht sein Grab entheiligen solten. Sein Fleiß, der Tugend nachzufolgen, ist ausserordentlich stark. Er versäumt keine Zeit, und hält es nun für seine wichtigste Angelegenheit, die Ausbesserung seiner Seele zu besorgen. Jetzo trägt er sein graues Haar mit Ehren. Er ist seinem ganzen Hause ein gutes Exempel. Jederman wundert sich, wie es möglich gewesen, daß Sarpento in dem Alter, da das Laster ihm wirklich noch zehen mal angenehmer war, als die Tugend, eine ganz andere Gestalt bekommen hat. Aber der Tugend ist es gar wohl möglich, alten und unfruchtbaren Bäumen ihr Leben wiederzugeben.

Westrio

Westrio ist ein vortreflicher Rechtsgelehrter. Er hat in der Schule der Gerechtigkeit die erhabene Weisheit gelernt, unpartheiisch und ohne Ansehen der Person zu urtheilen. Ich glaube es wol, daß sein Vermögen dreymal so stark seyn könte, als es ist, wenn er sich hätte wollen bewegen lassen, Geschenke zu nehmen, aber das hat er niemals gethan. Vielleicht denkt man also, daß er sich Schaden gethan, aber so viel ich weiß, wird schwerlich jemand in so gesegneten Umständen leben, als er. Er freuet sich, daß niemand in seinem Hause auch nur den Schatten eines ungerechten Guts antreffen wird, aber noch mehr freuet er sich, daß er ein reines Gewissen hat. In zweifelhaften Fällen weiß er den besten Rath zu geben, denn er sieht weit in das zukünftige, und macht Ueberlegungen, die andern gar nicht einfallen. Seine Ausspruche haben daher eine Art der Untrüglichkeit. Diese Einsichten machen ihn nicht stolz. Er geht mit dem geringsten eben so freundlich um als mit dem höchsten, und versagt dem ersten nicht, was er dem andern schuldig ist. Er ist dabey hurtig und thut in einer Zeit von drey Stunden mehr als andere in einem ganzen Tage, die es sich noch dazu sehr sauer werden lassen. Ich wünschte, daß alle Rechtsgelehrten so gesint wären, wie er, und denn zweifle ich nicht, daß ein grosser Theil der Klagen aufhören würden, die wir jetzo täglich hören müssen.

Mein Freund Apollonaris hat ein sehr einnehmendes Wesen. Seine Gestalt, seine Stellung, seine Bewegungen, seine Gedanken, seine Worte alles ist liebenswürdig. Eine gewisse natürliche Annehmlich-

nehmlichkeit erhöhet seinen Character. Seine Einfälle sind eben so sinreich als nuzbar, und ich kenne keinen, der beydes so geschickt zu verbinden wüste. Als ein Naturforscher macht er täglich neue Entdeckungen, die er mit einer gelehrten Freigebigkeit auch andern entdeckt und durch ihre Gedanken seine Erfahrungen erweitert. Wenn er sich gern von Zweifeln und Dunkelheiten befreien will, die seine Erkentniß aufhalten, so arbeitet er unermüdet einige Tage hinter einander, bis er sie gehoben hat. Sehr oft findet man ihn bey den Wettergläsern, oder bey dem Schleifstein unter den Vergrösserungsgläsern. Er belustiget sich ungemein an Betrachtung der Wunder Gottes, die ihm täglich unbegreiflicher und gröſſer werden, je mehr er sie betrachtet. Man findet unter seinen Schriften einige Aufsätze davon, die mit vielen Feuer und einer ausserordentlichen Lebhaftigkeit geschrieben sind, aber er hat sie noch nicht bekant gemacht, und glaubt immer, daß sie eine starke Ausbesserung nöthig haben, wenn sie in Druck gegeben werden sollen. Ich halte sie für einen grossen Schatz einer schönen Erkentniß, und hoffe, daß er sich endlich wird bewegen lassen, eben so viel Nutzen durch sie zu stiften, als er schon durch sein einnehmendes Exempel gestiftet hat.

Juventin lebt auf dem Lande in der Einsamkeit. Er hat schöne Einsichten von der Haußhaltungskunst, und seine Nachbaren fragen ihn um Rath, wenn ihre Erkentniß nicht zureichen will. Man findet ihn allezeit bereit zu rathen und zu helfen. Den armen Landleuten ist er ein wahrer Vater. In den Zeiten der

Theurung

Theurung stehen ihnen seine Kornboden offen, und er überlässt ihnen alles was er kan, ohne dabey auf seinen Nutzen zu sehen. Seine Frau ist frühzeitig gestorben, und hat ihm drey Kinder hinterlassen, die unter der Aufsicht seines Bruders, den er bey sich im Hause hat, unvergleichlich zugenommen und zur Freude ihres Vaters aufgewachsen sind. Sie haben alle das stille und einnehmende Wesen ihres Vaters. Sie wissen vernünftig zu urtheilen und lieben die Tugend. Sie fürchten Gott und ehren ihren Vater. Diese Eigenschaften machen ihnen einen wahren Ruhm, und ihr Vater hat das Vergnügen seinen Namen in den Kindern verewiget zu sehen.

Wenn einer verdient gerühmt zu werden, so ist es gewiß Timon. Seine Handlungen sind der Grösse seines Geistes völlig gemäß. Man weiß nicht, daß er sich jemals durch ein grobes Laster befleckt hat, und man weiß auch zugleich, daß sein ganzes Verhalten von Jugend an ungemein behutsam gewesen ist. Er ist im Stande vielen Menschen durch seine Einsichten zu dienen, und er thut es auch wirklich, wo er nur immer Gelegenheit findet. Seine Wissenschaften machen ihm Ehre, denn sie sind ein Schatz, der für ihm und für andern gleich brauchbar ist. Man kan seinen Verstand als eine Quelle ansehen, aus welcher jedem, der ihn kent und der es thun will, erlaubt ist, ein grosses Maaß guter Einsichten zu schöpfen. Ein jedes Gespräch mit ihm, belehrt, vergnügt und erweckt eine starke Begierde ihm ähnlich zu werden. Sein Umgang hat nichts verdriesliches und unangenehmes, wie zuweilen

weilen bey andern grossen Gelehrten, die ihren Verstand aber nicht ihre Sitten verbessert haben. Die zweifelhaftesten und schwersten Aufgaben, darüber andere Jahre arbeiten würden, werden ihm nicht schwer, ohne weitläuftiges Nachsinnen zu beantworten, denn sein Kopf ist immer voll tiefer Gedanken. Seine Einsichten lässt er nicht mit Golde aufwiegen, sondern hält sie für einen Reichthum, der unentgeldlich zum besten der Menschen angewant werden müsse, und darin hat er nicht unrecht. Er hat Nachfolger, recht viel Nachfolger, die ihn aufmuntern seine Geschicklichkeit und Tugend immer weiter zu treiben.

Olybrius hat zwar nicht den größten Verstand, denn er ist in seiner Jugend sehr versäumt worden. Boshafte Eltern, die ihn ärger als ein Vieh gehalten und ihn krum und lahm gemacht haben, sind an seinem Unglück Schuld gewesen. Er hätte was lernen und Gott und der Welt nützlich werden können, wenn ihm nicht der Gebrauch seiner Glieder benommen wäre. Die unerhörte Strenge seiner Eltern hat ihn sehr tiefsinnig und schwermüthig gemacht, daß er alles, was er auch noch thun kan, mit der grösten Zaghaftigkeit unternimt. Er hat aber eine treue Schwester, die sich nach dem Tode seiner Eltern, auf eine recht ruhmwürdige Art seiner angenommen. Sie läßt ihn keine Noth leiden, sie pflegt ihn wie ein Kind, sie kauft ihm alles, was er haben will, oder wodurch sie ihm sonst nur Freude zu machen weiß, und bemühet sich ganze Tage ihn aufzumuntern. Dis liebreiche Verhalten hat ihm ein neues Leben gegeben. Seine Worte und

Handlun-

Handlungen sind dadurch angenehmer und natürlicher geworden. Das Kreuz, das er sonst tragen müssen, hat ihn vorsichtig und weise gemacht. Er dankt Gott für die Befreiung von seiner Noth. Er hat ihm sein ganzes Leben gewidmet und freuet sich, daß er Gelegenheit hat, seinem höchsten Wolthäter den Rest seiner Kräfte aufzuopfern.

Sylvester hat ein Herz, das ungemein mitleidig ist. Er erkundiget sich nach allen unvermögenden Kranken und Schwachen in der Stadt, und giebt ihnen nach seinem Vermögen. So oft er Zeit hat, besucht er sie selbst. Er besorgt ihnen Heilungsmittel und Aufwartung, wenn es ihnen daran fehlt. Auf diese Art hat er manchem das Leben gerettet. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Herzen er dadurch gewonnen hat. Ganze Häuser sind mit seinem Lobe erfüllt. Aber wenn dis auch nicht wäre, so würde er doch aus Schuldigkeit gegen Gott, diese Pflicht beobachten. Ich könte in eben die Umstände gerathen, sagt er oft, und es ist nichts weniger als mein Verdienst, daß mich Gott so reichlich gesegnet hat. Alles was ich habe, sind Ausflüsse seiner Liebe, die ich nicht in so enge Grenzen einschliessen und meinen Brüdern die nöthigen Erquickungen versagen darf. Ich will Gutes thun, so lange ich kan. Ich sehe, daß es bey vielen sehr wohl angewant ist. Erkennen sie es gleich ietzo nicht alle, so werden sie es doch zu anderer Zeit gewis noch einmal erkennen lernen. Eben so sind seine Frau und und Kinder gesint, und man kan das ganze Haus als eine offene Zuflucht der Witwen und Waisen betrachten.

Ich

Ich will den Beschluß dieses Stückes mit der Helena machen. Sie hat von den ersten Jahren ihrer Kindheit bis jetzo ungemein viel ausgestanden, und oft mehrere Monate hintereinander auf dem Siechbette zubringen müssen. Sie hat beyde Eltern frühzeitig verloren. Die Helfte ihres Vermögens ist verschwunden. Die besten Freunde sind gestorben, und es ist nur ein alter Vetter übrig geblieben, der ihre Erziehung besorgt hat, und bey welchem sie sich auch noch jetzo aufhält. Alle diese Leiden haben sie ungemein standhaft, bescheiden und demüthig gemacht. Sie hat sich niemals entschliessen können, den ungestümen Aufforderungen der Laster Gehör zu geben, und sie bewahrt ihr Herz auch noch jetzo viel zu sorgfältig, als daß sich eine Begierde einschleichen könte, die ungöttlich wäre. Nach ihrem Alter besitzt sie alle Geschicklichkeiten, die man nur von einem Frauenzimmer fodern kan, aber ihre Tugend ist weit glänzender als ihre Geschicklichkeit.

Der Tugendfreund.

Das 7. Stück.

Dritte Fortsetzung der Geschichte des Fortunatus.

Wirf einen Blick bethränter Augen,
Wofern sie noch zu sehen taugen,
Auf andre hin, und sieh ihr Leid,
Und lerne denn Gelassenheit.

Wir haben in der letzten Erzehlung der Schicksale des Fortunatus, dieses Muster der Gelassenheit in einem Hause gelassen, wo er unvermuthet hingeführt worden. Ich würde viel von seinem Aufenthalt in diesem Hause erzehlen können, will es aber nur kurz berühren. Der Wirth in demselben nahm ihn sehr freundlich auf, betrachtete ihn aber allemal ganz tiefsinnig, und schien, als wenn er unmöglich die Erzehlung seiner Schicksale glauben könte. Nach einigen Tagen, als er mit seinem Gast sich oft davon besprochen, und ihn oft bedauert, aber allemal mitten unter seiner rege gemachten

Wehmuth eine volkommene Gelassenheit bey ihm gefunden, wurde er sehr schwermüthig. Diese Schwermuth blieb erst stille, nach und nach aber verwandelte sie sich in eine grosse Unruhe, welche er jedoch aufs möglichste verbarg.

An einem Abend sassen sie alle drey vor der Thür des Hauses, unter einer sehr angenehmen Laube. Fortunatus wolte gerne Nachricht haben, in welcher Gegend sie wären. Er fing deswegen eine Beschreibung der Oerter an, die er in der Welt gesehen hatte. Er lenkte hernach das Gespräch auf seinen Wohlthäter, den Conon, und sagte, er kan nicht weit von hier seyn. In dem Augenblick stund der Wirth des Hauses von seinem Stuhl auf, lief ungestüm in das Haus, und ließ sich nicht wieder sehen. Niemand konte sich in diese Umstände finden. Man glaubte von ihm, daß er in eine Gemüthskrankheit gefallen wäre, welche sich mit der Zeit wol wieder verlieren würde. Aber das Uebel nahm immer zu. Er konte zu manchen Stunden keinen Menschen um sich leiden, und wurde sonderlich bestürzt und unruhig, wenn er den Fortunatus vor sich sahe. Es schien fast, als wenn dieser zur Gelassenheit und jener recht zum Gegentheil bestimt wäre, und zwey so sehr verschiedene Gemüther in einem Hause beysammen seyn solten. Gleichwol gab dieser Unruhige seinem Gast alle erdenkliche Zeichen der Freundschaft. Es durfte ihm an nichts fehlen. Er ließ den Bedienten, der vorher die Schafe gehütet hatte, jetzt freygebig und höflich bewirthen. Oft saß er eine Weile und betrachtete seinen Gast mit der grössesten Aufmerksamkeit,

keit, und mit tieffen Stillschweigen. Er wurde durch seinen Anblick aufs heftigste gerührt, und wenn ihm erträglich zu muthe war, überließ er sich den Thränen: zur andern Zeit aber gerieth er darüber in eine Art der Raserey.

Fortunatus empfand über diesen Zustand eines Menschen, der ihm so viel Gutes erzeigte, das höchste Mitleiden. Er ging ganze Tage hin, und hütete sich, aufs sorgfältigste, daß er ihm begegnen möchte. Er sahe ihn mit beweglichen Blicken an, wenn er bey ihm seyn muste, und suchte alles hervor, daß er ihn aufmuntern möchte. Eine Zeit von einem halben Jahr, die er in diesem Hause zubrachte, war ihm eine grosse Uebung, der Geduld und Stille seines Gemüths. Oft wolte er seine Reise aufs neue antreten: aber er konte den Unglücklichen nicht verlassen, dessen ganzes Gemüth sich einmal an ihn gehengt hatte. Endlich entschloß er sich die Ursache dieser Umstände aufzusuchen, und seinen Freund zum Bekentniß zu bringen. Zu dem Ende entdeckte er ihm erst von Ferne, daß er abreisen, und seinen alten Wolthäter aufsuchen wolte: aber dieses Mittel that keine andere, als die gewöhnliche Wirkung. An einem Tage traf Fortunatus seinen Freund ungemein betrübt, aber stille. Er nahm diesen Augenblick in acht, und fragte mit den liebreichsten Minen, und Ausdrücken: was er ihm zu Leide gethan hätte, daß er in seiner Gegenwart, immer so sehr niedergeschlagen wäre. Die Antwort war: Ach ihr habt mir nichts gethan. Ich kan euch auch nicht aufhalten, und doch kan ich mich auch nicht verrathen.

Nein, das kan ich nimmermehr! Fortunatus untersuchte sein Herz, ob es auch Neubegierde, oder eine wahre Liebe zu seinem Freunde wäre, daß er dessen Umstände so sehr gerne wissen wolte; doch die Redlichkeit konte sich nicht verstecken, und die Zuneigung war zu gros, als daß er ein gequältes Gemüth länger hätte in Unruhe lassen können, da vielleicht nur einige Fragen nöthig gewesen wären, und eine Entschliessung, zum aufrichtigen Bekentniß, die ganze Verwirrung heben möchte. Er sahe ihn bewundernd an, und sagte: wenn ich doch wissen könte, warum ich in dis Hauß gekommen bin, o mein Freund, es steht bey ihnen, ob ich ihnen nüzlich seyn kan; bey ihren vielen Wohlthaten gönnen sie mir noch die einzige, daß sie mir Gelegenheit geben, dankbar zu seyn. Hierauf nahm er ihn bey der Hand, und setzte hinza, warum zwingen sie sich zum Stillschweigen? zwischen zwey Personen, die sich lieben, kan kein Geheimniß seyn. Der andere seufzete, und nachdem er seine Worte, wozu er so zu reden gedrungen worden, einige mal zurück gehalten, sagte er endlich: haben sie nur so viel Mitleiden mit mir, daß sie mich nicht ausfragen. Doch ich elender Mensch, ich habe schon zu viel gesprochen. Fortunatus wolte nur erst so viel Nachricht haben, daß er sich einige Möglichkeit vorstellen könte, wie diesem armen Gemüthe die Stärke beyzubringen wäre, die es zur Erfüllung seines Vorsatzes nöthig hatte. Er erinnerte sich, daß sein Wirth vorher bey Erwehnung der Lage des Orts voll Bestürzung davon gegangen wäre. So ungerne er ihn nun aufs neue bekümmern wolte, so

versuchte

versuchte er doch, ob auf diese Weise etwas heraus zu bringen sey. Er ließ ihn ein wenig Zeit sich zu erhohlen, und beantwortete endlich seine vorigen Worte also: ich habe vielmehr zu viel gesagt, als sie; ich wolte mich dankbar erweisen; dieses gieng nur an, wenn ich sie trösten könte, und wie soll ich trösten, der ich nicht weiß, ob Conon lebt oder tod ist, nahe oder entfernt! O! rief der andre, nur bis morgen gewähren sie mir meine Bitte, und fragen mich nicht aus, und darauf ging er fort. Fortunatus merkte wol, daß der erste Gedanke, und die beyläufige Erinnerung an den Ort, wo er hergekommen war, diesen bekümmerten Menschen unerträglich sey, er schloß daraus, es müsse an diesem Ort etwas vorgegangen seyn, woran seine Seele nicht ohne das gröste Entsetzen denken könte. Er suchte einen grünen Baum, setzte sich unter demselben nieder, und bereitete sich zu einer fürchterlichen Gemüthsbewegung.

Bis auf diese Stunde hatte er nie etwas von Ahndung gewust, nun aber erfuhr er etwas, das er nicht erklären konte. Seine Augen verdunkelten sich, seine Brust ward heiß, das Blut schien aus dem ganzen Gewebe der Adern zum Herzen zusammen zu kommen; eine Beängstigung, wovon er die Ursache nicht wuste, übernahm ihn ganz, und ließ ihm keine Freyheit der Gedanken. In diesen Augenblicken war die Ruhe des Gemüths unvermerkt verschwunden. Fortunatus hatte den heftigen Zufall seiner Beängstigung für eine Krankheit gehalten, die ihm plötzlich zustiesse, unterdessen hatte er auf sein Gemüth nicht gemerkt, war

also schwach genug, daß die Einbildung erregt werden und sich seiner bemächtigen konte. Er muste sich also der Bestürzung überlassen, da sich das Bild seines abwesenden Freundes mit Todesfarben seinen Augen vorstellete. Er saß eine Weile ohne Empfindung, bis endlich sein Wirth, der ihn verlassen, und jetzt auch einen einsamen Ort suchte, auf den Baum zugieng, ohne zu sehen, daß jemand darunter sässe. Fortunatus erblickte ihn, erwachte aus seinem Erstaunen und lief auf ihm zu. Der andre sahe seine Bestürzung und Entkräftung, und breitete seine Arme aus, ihn aufzufangen. Fortunatus sank auch gerade in seine Arme, doch entzog er sich denselben endlich und rief: ach mein Freund, Conon, ist tod! Der andre erblaßte sogleich, und Fortunatus, der ihn sinken sahe, fing ihn jetzt auf, und schloß ihn in seine Arme, konte ihn aber nicht lange behalten, denn er riß sich mit Gewalt loß, und rief: ach ja, er ist tod, mein Vater ist tod, und ich habe mein Schwert in seine Brust gestossen! Hier ist das unglückliche Schwert, stosse es wieder in meine Brust, ich darf nicht leben, wenn ich gleich leben könte, und du kanst mich nicht leben lassen, wenn du gleich wolltest. Nun liefen sie beyde herum. Fortunatus faßte sich so weit, da ihm der Gedanke einfiel, dieser unglückliche würde den Conon unwissend umgebracht haben, und das Mitleiden nahm also seine Seele ein, welche sonst diesesmal sich nicht mehr würde gehalten haben.

Von diesen Gedanken besänftiget ging Fortunatus in das Haus, seinen betrübten und mit der Verzweiflung

zweiflung ringenden Freund aufzusuchen; er fand ihn, aber er konte ihn nicht dazu bringen, daß er stille gestanden, und seine Anrede gehört hätte. Dieser Tag ging also so hin, daß beyde in ihrer höchsten Betrübniß die Einsamkeit suchten, doch war ihre Gemüthsbewegung sehr verschieden. Das Bild des Erblaßten schwebte beyden vor Augen, doch einem nur als das Bild eines abgeschiedenen Wohlthäters, dem andern als die lebhafteste Vorstellung eines Vaters, den er nicht eher kennen gelernet, als da er schon lange kalt gewesen.

Fortunatus weinte für Schmerzen und Wehmuth: aber der unglückliche Sohn konte für Heftigkeit des grossen Sturms der Gemüthsbewegung, die ihn anfiel, keine Thränen vergiessen. Jener betrauerte den unglücklichen Zufall, daß ihm der liebste auf Erden entrissen wäre: Dieser war sich selbst unerträglich und fürchterlich, weil er seinem Vater das Leben genommen hatte. Er getrauete sich nicht mehr vor Menschen zu erscheinen, da er sich selbst schon so sehr verabscheuete, so schloß er, wie sehr andern vor ihm grauen müste. Er flohe noch den andern ganzen Tag vor jedermann, der ihn ansahe, bis endlich Fortunatus diese hochbetrübten Stunden nicht länger ausdauren konte. In seinem Herzen hatte sich die Heftigkeit der Betrübniß schon etwas gemäßiget, und das zärtliche Mitleiden mit allen Traurigen ließ ihn nun nicht länger ruhen. Sein Freund hatte sich oben in einem Zimmer verschlossen, und schon den ganzen Tag nicht gegessen, er gieng an die Thür, und bat, er möchte sie öfnen, weil

er nur noch einmal mit ihm sprechen und hernach sein Haus verlassen wolte. So oft er auch diese Anrede wiederholte, so empfieng er doch keine Antwort; er gieng also herunter und rief den alten Bedienten. Sogleich eröfnete sich die Thür und Fortunatus hörte, daß sein Freund ihm nachgieng, er kehrte sich um, gieng auf ihn zu, und sagte mit vielen Thränen und grosser Bewegung seines Gemüths: was habe ich ihnen denn gethan, daß sie sich vor mir verschliessen? ach wenn sie wüsten, wie sehr ich sie beklage, so würden sie sich mir anvertrauen und einen Trost annehmen! O, rief der andre, ich kan nicht getröstet werden! ists möglich, daß sie einen Vatermörder vergeben und ihm Trost zusprechen können? Ja sagte Fortunatus, ein Sohn, der unwissend seinen Vater umbringt, verdient das allerhöchste Mitleiden, und braucht den grössesten Trost: wären sie nur nicht geflohen, mir fiel es sogleich ein, daß sie bey dieser That unschuldig seyn müsten. Der andre umarmte ihn hierauf, und machte seinem Schmerz durch folgende offenherzige Erzehlung Luft.

„Mein Vater war in seinem zwanzigsten Jahr mit meiner Mutter bekant worden, und hatte sie wieder ihrer Eltern willen zu seiner Gemahlin genommen, er war am Hofe zu L. in Deutschland erzogen, und wurde auch von einem Prinzen zu dieser Heyrath beredet, welcher ihm versprach, daß er von den Eltern meiner Mutter schon ihre Einwilligung erlangen wolte: indessen muste mein Vater doch mit ihr an einen andern Ort reisen und sich da mit ihr vermählen. Bey meiner

Geburt

Geburt starb meine Mutter. Die Großeltern waren über den Tod ihrer Tochter untröstlich, und verlangten mich bey sich zu haben, welches ihnen mein Vater abschlug. Hiedurch wurden sie noch mehr aufgebracht, und sie gaben sich nicht eher zufrieden, bis sie mich meinen Vater heimlich wegnehmen konten. Dis geschahe ohngefehr in meinem vierten Jahr, ich kante also meinen Vater noch nicht einmal recht, und habe ihn seit der Zeit nicht wieder gesehen, als an dem unglücklichen Tage, da ich ihn umgebracht. In dem Hause meiner Großeltern war meine Erziehung höchst unglücklich, denn man ließ mich so hingehen, wie es meine kindischen Begierden verlangten und wehrete mir nichts. Auf diese Weise äusserten sich alle Triebe meines Herzens ganz ungescheut, und ich war noch gar jung, als ich über das ganze Haus die Herrschaft zu behaupten wuste. Was in diesen Jahren vorgegangen, mag ich keinem Menschen erzehlen. O wie erschrecklich ist das Andenken an eine Zeit, wovon jede Stunde mit schwarzen Greueln befleckt ist! Doch das war nur halb meine Schuld, und ich gerathe in ein grosses Gedrenge, wenn ich daran gedenke, da auf einer Seite die Ehrfurcht fodert, daß ich meine Großeltern entschuldigen soll, auf der andern aber, der gerechte Unwille gegen die Verführung mein ganzes Herz aufbringt, ihre Zucht zu verdammen.

Endlich sahen meine Großeltern, daß sie mir nicht so viel Freyheit lassen müsten, und weil sie selbst ihre Zucht schon als verdorben betrachteten, so suchten sie einem Mann von gutem Verstande und grosser Ernsthaftigkeit

haftigkeit aus, welcher mich zu sich nehmen, mit mir reisen und auf der Reise mein Gemüth in Ordnung bringen solte. Ich freuete mich sehr zu diesem Vorschlag, ehe ich den neuen Führer kante, welcher mir nur unter dem Charackter eines treuen Menschen, auf den ich mich verlassen könte, beschrieben wurde. Aber hernach kam mein Führer an, er war schon bey Jahren, wohl gekleidet und hatte ein sehr gesetztes Wesen. Er that freundlich gegen mich, gab mir aber auf einige kindische Fragen keine Antwort; hieraus sahe ich gar bald, daß ich ihn nicht würde als einen Bedienten brauchen können. Indessen versuchte ich doch, ob ich nicht seine Gemüthsart ausforschen, und in seiner Gegenwart eben die Freyheit haben könte, die ich bey meinen Großeltern hatte. Wir sprachen also über Tische von der Reise, und ich sagte zu meinem Führer: Sie sollen bey mir gewiß keine Noth leiden, ich will ihnen so viel Geld geben, als sie nur verlangen. Hierauf sahe er mich mit einer ernsthaften Miene an, und ich fühlte, daß eine gewisse Furcht vor ihm sich meiner bemächtigte, welche noch viel grösser wurde, als er über eine kleine Weile meine Großmutter fragte, wie alt ich wäre, und auf erhaltene Antwort, daß ich siebenzehen Jahr zurück gelegt hätte, mich tiefsinnig betrachtete, auch so lange wir am Tische sassen, die Augen nicht von mir abwendete. Dis war der erste Mensch, bey dessen Anblick ich merkte, daß ich ihm würde gehorsam werden müssen: ich sann also auf alle Mittel, wie ich von dieser höchst beschwerlichen Nothwendigkeit loßkommen könte. Ich nahm meine Zuflucht zur Verstellung,

stellung, da wir noch acht Tage Zeit hatten, ehe die Abreise vor sich gehen muste. Ich glaubte, vielleicht durch Freundlichkeit und Gefälligkeit ihn nach und nach so zu gewinnen, daß er mir trauete, und wenn er ja die Herrschaft über mich behaupten wolte, so nahm ich mir vor, ihn auf der Reise entweder mit allem Gelde zu entlauffen, oder ihn aus dem Wege zu räumen. Zuerst also muste ich darauf sehen, ob er alles merken würde, was ich im Sinn hätte. Ich schlug eine kleine Abschiedsreise zu einem unserer Bekanten vor, und ersuchte meinen Führer, daß er mir Gesellschaft leisten möchte. Dieser Bekante war meinen Großeltern einige tausend Thaler schuldig, und wenn jemand aus unserm Hause zu ihm kam, so wurde er aufs möglichste bedienet. Sonderlich war ich so zu reden Herr im Hause, hatte mir auch vorgenommen, bey unserer Ankunft alles so zu veranstalten, daß ich bey den Leuten recht übermäßig hervorgezogen, und mein Führer etwas herabgesetzt werden möchte, wobey ich eben das gefällige Wesen gegen ihn behalten, und nur zusehen wolte, wie er sich dabey aufführen würde, damit ich im kleinen ein Bild von unserm künftigen Umgange auf der Reise haben könte. Er aber antwortete mir, wir würden mit Gottes Hülfe noch genug zusammen reisen, er wüste wol, daß junge Leute gerne bey ihren Bekanten allein wären, und er für seine Person machte sich lieber selbst in einem Hause bekant, als durch Hülfe andrer. Ich begieng, ohngeachtet ich mir sehr viel Verstand zutraute, den Fehler, daß ich auf diese Antwort die Reise einstellete, woraus

mein

mein Führer meine Absicht noch besser errathen konte.

Nun muste ich nur gewiß seyn, ob ich das Geld würde bekommen können, welches wir zur Reise brauchten. Ich fragte deswegen, als wir einige Sachen, die zur Reise verfertigt waren, erhielten, ob mein Großvater mir nicht seinen stark beschlagenen Kasten mitgeben wolte, ob ich auch bey den beyden Dienern sicher wäre, daß sie mich würden schützen können, wenn ich etwa auf dem Wege durch unbewohnte Gegenden des Geldes wegen in Gefahr geriethe. Mein Führer antwortete zuversichtlich: seyn sie unbesorgt, das Geld, welches wir mitnehmen, ist auf Wechsel gestellt, die ich allenthalben, wo wir hinkommen, heben kan. Als wir hievon gesprochen hatten, hätte ich doch wenigstens gerne gewust, in welcher Stadt die grösseste Summe gehoben werden solte: aber eben da ich darauf dachte, ließ sich einer von dem benachbarten Freunden meines Großvaters melden, der von meiner Reise nichts wuste. Er trat in das Zimmer, umarmte sogleich meinen Führer, nante ihn seinen besten Freund, und fragte, wie er hieher käme. Als er von meiner Reise Nachricht erhalten, wünschte er mir Glück zu solchem Gefährten, und sagte: mit dem wolte ich wol die ganze Welt durchreisen. Hierauf hatte ich genug zu hören. Diese beyden Leute waren verschiedene Länder mit einander durchreiset, und der Bekante meines Großvaters erzehlte so viele Begebenheiten, wo sich der andre, wenn sie überfallen waren, theils gegen listige, theils gegen gewaltsame Anfälle so geschwinde und so nachdrücklich zu vertheidigen

theidigen gewust hätte, daß mir aller Muth entfiel, und ich schon voraus sahe, daß ich meine Absicht wol niemals erreichen würde.

Nun blieb mir also nichts übrig, als daß ich meine Reise allein antreten konte. Alles Geld, was ich hatte, bestand in vier Dukaten. Diese gab ich einem unserer Bedienten, als ein Angeld, wenn er mir behülflich seyn wolte, in der Nacht des Großvaters Schrank zu erbrechen, und mit allem Gelde davon zu gehen. Der Bediente ließ sich den Vorschlag gefallen, wir bestelten eine halbe Meile von unserm Gut einen Wagen, wir stiegen in der Nacht aus dem Fenster und ich hatte im Geldschrank einen Beutel mit Zehenthalerstücken ergriffen, welchen ich mir schon vorher besonders gemerkt hatte, das andre Geld fand ich nicht mehr darin, doch hatte ich hier drey tausend Thaler gefunden. Meine Reise ging sehr schnell, wenn ich an einem Ort ankam, so wuste der Mann, welcher mich fuhr, niemals mehr, als daß er zu dem oder einem andern Thor heraus fahren solte, weil ich mich vorher wol nach vier Oertern erkundiget hatte, wie weit sie wären, und welche Strasse man reisen müste, wobey ich immer zwey Oerter nante, in welchen ich Verwante hätte, und zweifelhaft that, wohin ich eigentlich reisen wolte, doch aber immer eine gewisse Anzahl Meilen voraus bezahlte.

Auf diese Weise entgieng ich aller Wachsamkeit meiner Großeltern und kam endlich glücklich in Amsterdam an. Hier setzte ich mich zu Schiffe, fieng mit Hülfe meines übrigen Geldes einen gemeinschaftlichen

Handel

Handel mit einem Dänischen Kaufmann an, und erwarb mir ein ziemliches Vermögen, welches ich ein paar Jahre hernach hieher nach Amerika brachte, diese Plantage kaufte, und nun meine Tage wenigstens in falscher Ruhe zubringen wolte. Aber meine Uebelthaten finden mich auch hier. Schon zweymal bin ich von den Wilden überfallen und habe kaum das Leben gerettet. Jetzt trift mich die Rache am allerheftigsten: denn welche Strafe kan grösser seyn, als diese: wenn der Mensch in die allergreulichsten Schandthaten verfält! Conon = = mein redlicher Vater! ach wie viel tausendmal mag er meine elende Erziehung beweint, wie oft mag er mich nach der Abreise von meinen Großeltern bey ihnen oder an andern Orten gesucht haben! wie oft mag ihn eine schreckliche Ahndung niedergeschlagen, und doch sein zärtliches Herz rege gemacht haben, wenn er in Amerika, vielleicht in einsamen Wüsten, vielleicht des Nachts auf dem Meer, vielleicht im gefärlichen Treffen, unter den Waffen, die über seinem Haupt ausgestreckt waren, unter den Sklaven, die er zum Gehorsam bringen solte, oder unter den Wilden, mit furchtsamen Blicken seinen ungerathenen Sohn gesucht, und eben so sehr sich gefürchtet hat, ihn zu finden, als er es aus Liebe gewünschet.

Conon vertrieb, wie ich nun erfahren habe, die Rebellen, sie nahmen ihren Weg durch diesen Wald, sie umringten mein Haus, ich war in tausend Angst, sie verliessen mein Haus auf einmahl wieder; ich konte dieses nicht erklären, wafnete mich aber zum neuen Streit. Unglückseliger Augenblick, da ich mein Schwert suchte!

suchte! Mein Vater kam nur mit drey Gefährten an, ich sahe ihn von ferne, ich glaubte, mein Haus und mein Leben wären in Gefahr, ich stelte mich hinter einen Baum, meine Bedienten musten sich auch hinter Bäume stellen. Mein Vater sahe mich nicht, ich sprang zu und durchborte ihn. Niemals ist mir eine That saurer geworden als diese, es war als wenn mein Arm gelähmt wäre, ich hätte auch den Stoß nicht vollführen können; aber der Sprung gab meinem Degen die Richtung und die Kraft. Der Sterbende gab mir einen Blick, der mich bis auf den Tod durchdrang, ich weiß keinen von meinen damaligen Gedanken, das weiß ich, daß ich auf seiner Leiche lag, als ich wieder zu mir selbst kam, und meine Bedienten waren gleich da, hoben mich auf, und sagten: Ey das waren nicht Wilde, das waren Europäer. Ich gieng in beständiger Schwermuth hin, und wuste nicht warum. Der Tag, an welchem ich diese That verübt, schien mir finster gewesen zu seyn, und ich war in meinen Gedanken immer unter den Todten. Endlich kam der Bediente aus seiner Verwirrung zu mir, den mein Vater hier gehabt hatte, und der euch zu mir geführt. Er erzehlte sein Schicksal, und nante den Conon. Mein Herz zitterte bey diesem Namen, und ich fürchte mich mit einem entsetzlichen Grauen vor dem Gedanken, daß der Erstochene vielleicht Conon seyn möchte. So oft ihr ihn genant, oder von dem Ort seines Aufenthalts gesprochen, war es als wenn ein Blitz durch meine Seele geschossen wäre, und ich habe unaussprechliche Schmerzen ausgestanden, bis ihr riefet Conon ist tod!

Ach

Ach mein Freund, ist er euch erschienen? oder wer hat euch die grausame That erzehlet? Ich kan es nicht ertragen, daß ihr mich lieb habt! O Gott, der du die Menschen zur Ewigkeit erziehest, du wilst ersetzen, was in meiner Jugend versäumet ist, mache es, wie du wilst, nur behüte mich für solchen entsetzlichen Thaten, daß ich nur nicht in deinen Augen so greulich sey, als ich in meinen bin! Sterben kan ich noch nicht, ach daß ich nun nur anfangen möchte, zu leben!„

Die Fortsetzung folgt künftig.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0120
DFG

Der Tugendfreund.

Das 8. Stück.

Vergleiche dich und lerne fragen,
Wie viel an deinem Glanze fehlt.

Die alten Deutschen waren nicht nur als ehrliche Leute berühmt, sondern hatten auch den Ruhm der Tapferkeit. Unpartheiische Geschichtschreiber mahlen uns ihre Sitten sehr vernünftig ab, und verschweigen auch die Laster nicht, wodurch sie sich bekant gemacht haben. Vielleicht kan es nicht schaden, eine Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Sitten dieses Volks anzustellen, damit wir unsere Vorzüge und unsere Abweichungen deutlicher einsehen lernen.

„Die alten Deutschen liebten in ihren Speisen das einfache und natürliche, und wusten fast gar nichts von stark gewürtzten oder sehr zusammengesetzten Speisen. Brot, Milch, Butter, Kräuter und etwas Fleisch waren ihre gewöhnlichsten Nahrungsmittel.„ Unsere Zeiten sind von der ersten Einfalt sehr weit abgewichen. Ein Ueberfluß von Speisen, davon mehrentheils der dritte Theil ein wohlschmeckendes Gift ist, erfült un-

sere Tafeln. Wir suchen unsern Geschmack auf so vielerley Art zu vergnügen, daß wir nicht mehr überlegen, was gesund ist, sondern alles verschlucken, wenn es auch noch so unverdaulich wäre. Ist es denn Wunder, daß die gesunde Farbe, das frische Blut, die besten Kräfte, und wer weiß was noch mehr, verloren gehen, und man langwierige Zufälle einladet, in unsern Körper zu wühlen, und dem Tode den Weg durch unsere Adern zu bahnen, unsere Natur nur bald zu überwältigen? Ist es Wunder, daß so viel Krankheiten gemein werden, von welchen man sonst in unsern Gegenden nichts gehöret hat? Ist es Wunder, daß wir das Alter unserer Voreltern, die mit nothdürftigen Speisen zufrieden waren, nur sehr selten erreichen? Und ich irre gar nicht, wenn ich behaupte, daß wir uns durch diesen Ueberfluß, des wahren Vergnügens, so wir beym Genuß der Speisen haben könten, völlig berauben. Denn wir lassen uns die Zeit nicht, die Süßigkeiten der Natur recht zu schmecken und die Menge der Speisen benimt uns die Kraft zu unterscheiden. Es ist auch kein Wunder, daß unsere Begierden endlich so sehr sonderbar werden, daß wir an Speisen, die andern Völkern einen Eckel erwecken würden, einen Wohlgefallen haben. Wenn der Magen auf die Art in ein Magazin verwandelt worden, so kostet es Mühe ihn wieder zu räumen, und man muß sich denn gefallen lassen, auch Bitterkeiten zu kosten, und das wiedrigste einzunehmen, weil man solche Arzeneien bewehrt befunden hat, den Ueberfluß des Magens zu verzehren oder abzusondern. Ich glaube nicht, daß sich ein Armer

bey

bey trockenem Brote und klarem Wasser oder bey anderer sehr geringen Speise grämen darf, daß ihm köstliche Mahlzeiten fehlen, denn er erhält bey seinen einfachen Speisen die Gesundheit, die ihm immer schätzbarer seyn kan, als Gerichte, die Indien mit ganzen Händen voll Gewürzen bestreuet hat.

„Sie waren gastfrey und hielten es für eine Schande und Ungerechtigkeit einen Fremdling von ihrer Hütte abzuweisen. Eine Gewohnheit, die nicht nur an den Römern, sondern auch an sehr vielen barbarischen Völkern zu loben ist.„ Ich kan zwar nicht leugnen, daß man gegen Fremde höflich genug ist, zumal wenn sie bezahlen können, aber unsere Vorfahren bewiesen diese Höflichkeit auch gegen Arme, ohne auf ihre Baarschaft zu sehen. Diese letzten haben jetzo mehrentheils das Unglück, daß sie wie irrende Schafe herumgehen, und nur froh seyn müssen, wenn sie irgendwo ein Loch finden, da sie trocken liegen können. Die Barmherzigkeit, die man an ihnen zuweilen beweist, ist so geringe, daß sie den Elenden nur mehr niederschlägt, als tröstet. Ich weiß wol, daß man nicht allen zumuthen kan, Fremde, die nothleidend sind, in ihren Häusern zu beherbergen, weil es weder unsere gegenwärtige Verfassung noch die Umstände eines jeden erlauben. Aber man kan ihnen doch auf andere Art zu Hülfe kommen, und es wäre rühmlich, wenn gewisse Häuser auf öffentliche Unkosten unterhalten würden, die ein Aufenthalt armer Fremdlinge wären, und wo ihnen vergönt würde, eine gewisse bestimte Zeit oder

nach Befinden etwas länger zu bleiben. Freilich müsten gewisse Gesetze und gute Ordnungen dabey gemacht werden, weil sonst solche Freiheit leicht gemißbraucht werden könte. Oder man könte eine Casse für sie ausmachen, zu welcher ein jeder nach seinem Vermögen etwas beytrüge, und woraus ihnen nach Nothdurft gereicht werden könte. Ich rede hier nicht von Betlern oder Landstreichern, sondern von Leuten, denen es am Vermögen fehlt, ihre Ausgaben an allen Orten zu bestreiten.

„Die Faulheit und der Müßiggang war ihnen so verhaßt, daß sie auch diejenigen, die sich nach mehrmahliger Warnung nicht wolten bessern lassen, ins Wasser warfen.„ Wenn es so strenge bey uns hergehen solte, so müste man sich angelegen seyn lassen, beyzeiten schwimmen zu lernen, oder mit den Nicolaus Pesca einige Tage unter den Wasser zuzubringen. Ein Staat, worin alle Köpfe denken und alle Hände arbeiten, hat gewiß viele Vorzüge vor einem anderen, darin der Müßiggang jähnt, und die Faulheit glaubt, es sey ein Löwe draussen. In dem ersten wird ein jeder sein Auskommen haben, in dem andern wird die Helfte nach einer kurzen Zeit betteln gehen. Es ist nur zu bedauren, daß die Eltern ihre Kinder gar zu früh zum Müßiggang gewöhnen, weil sie die unzeitige Furcht haben: ihre Kinder möchten sonst krank werden und sterben. Die Jugend läßt sich ein solches Leben gefallen, und setzt es [nach bey mehreren Jahren unbesorgt fort, bis Armut und Schande ihre Häuser zerstören. Es lebt kein Mensch, der nicht etwas nützliches

vornehmen

vornehmen könte, wenn er nur Gelegenheit und Lust dazu hat. Aber wo beydes fehlt, hat der Müßiggang freye Hände, zu thun was er will.

„Sie waren Feinde der Unreinigkeit und bewahrten die Keuschheit so wol ausser der Ehe als in derselben. Ein beleidigter Ehemann hatte das Recht, sich aufs schärfste zu rächen.„ Man begreift leicht, daß ein zügelloses Leben, das die Wollust einführt, und für erlaubt erklärt, die gröſten Unordnungen zeugen muß. Dis ist eine der vornehmsten Quellen der Armut. Ein Mensch, der ganz voll von solchen Gedanken ist, bekümmert sich wenig um seine Geschäfte, sondern sint nur Tag und Nacht auf Mittel seine unreine Absichten zu erreichen. Wenn das andre Geschlecht seine Neigung dieser Begierde aufopfert, so verfält es auf die Thorheit, nur an den Schmuck des Leibes zu gedenken, und die Verführung ihre erste und letzte Handlung seyn zu lassen. Ich will der Verwirrungen, der Feindschaften und Bitterkeiten nicht gedenken, die aus solcher Lebensart entstehen müssen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß diese Ausschweifung die guten Sitten verdunkelt und den Lastern Freiheit gibt zu regieren. Wenn sich unsre Begierde verschlimmert, so verschlimmert sich auch das äussere Verhalten. Die Gedanken verwandeln sich in Werke, die immer häßlicher werden, bis sie endlich unauslöschliche Brandmale hinterlassen. Wir vergessen die Hochachtung, die Aufrichtigkeit, die Freundschaft, die wir andern Menschen schuldig sind. Was für Unordnungen in ganzen Familien daraus entstehen, wie unglücklich man-

cher aus eben dieser Ursach sein Leben beschliessen muß, will ich nicht einmal anführen. Die Keuschheit ist bis jetzo bey allen gesitteten Völkern hochgeachtet worden, weil ihre Verwandschaft mit vielen andern Tugenden so bekant ist, daß man sie nicht verleugnen kan, ohne diese zugleich zu verlieren.

„Sie gewöhnten die Jugend zur Arbeit, aber mehr auf eine freiwillige Art als mit Zwang. Bey Milch, Käse und Fleisch wurden sie erzogen, und erfuhren nicht einmal was ein gemächliches Leben war. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie grosse, starke und geübte Männer geworden, die auch durch ihre blosse Gestalt den Feinden ein Schrecken einjagen konten.„ Wenn wir jetzo in die Kinderstuben kommen, so solten wir fast auf die Gedanken gerathen, daß es nicht Kinder wären, die wir sehen, sondern Puppen, damit man spielen könte. Sie sind blaß, zart und so behende, daß man sie kaum anrühren darf, und man wendet noch überdem alle nur mögliche Vorsichtigkeit an, damit die armen Kinder ja nicht mehr Kräfte bekommen. Man weiß gar nicht mehr, was man den Kindern zu gute thun soll. Zuckerwercke und Leckereien werden nicht gespart, den kleinen Liebling nur einmal lachen zu sehen. Man will seinen Leib gerade erhalten und macht ihn vorsetzlich krum. Man will ihn gesund haben und bringt ihm Gift bey. Man will ihn groß und stark haben und schwächt seine Nerven. Er soll Veränderungen gewohnt werden, und man erstickt ihn beynahe durch die Wärme. Er soll gut reden lernen, und man spricht ihm die gebrochenen

brochenen Töne mit Lachen nach. Er soll ein Weltbürger werden, und man macht ihn zu einem Wurme, der zwischen vier Wänden herumkriechen muß. Er soll Verstand bekommen, und alles, was um ihn lebt, ahmt seinen kindischen Thorheiten nach. Er soll ein Held werden, und man unterhält seine Furcht, und macht ihn durch seltsame Mährchen schreckhaft. Ich glaube nicht, daß wir Ursach haben, uns über die Unähnlichkeit unserer Kinder mit den Kindern der Alten zu wundern, die wir ietzo nach der neuesten Erfindung verzärteln.

„Man rühmt sie auch mit Recht ihrer Ehrlichkeit wegen, die so bekant war, daß sie zu vielen Sprüchwörtern Gelegenheit gegeben hat. Betrug und Verstellung waren unter ihnen unbekante Namen, und ein Wort von ihnen war gültiger als ein halbes hundert neumodischer Flüche und Verwünschungen.„ Es ist ein vortreflicher Charackter einer Nation, wenn man von ihr rühmen kan, daß sie aufrichtig ist. Sie erwirbt sich dadurch die Hochachtung ihrer Nachbaren, und befördert ihre Vortheile insonderheit in der Handlung auf eine ausnehmende Art. Solche Gemüthsart setzt zum voraus, daß man nicht nur auf seinen eigenen Nutzen, sondern auch auf das beste des ganzen sieht. Thut man das erste, so wird man sich kein Gewissen machen, aus Geitz zu betrügen, Unwahrheit zu reden, und Mittel zu erfinden, die Aufmerksamkeit anderer zu hintergehen.

„Sie besungen das Lob ihrer Götter: nicht nur der Sonne, dem Mond, dem Vulcan und der Er-

de, sondern auch den Helden, die sie vergöttert hatten, wurden solche Loblieder gewidmet. Die Druiden waren damals die Dichter, und das gemeine Volk lernte von ihnen diese Gesänge, welche sie vornemlich bey den Opferhandlungen wiederholten.„ Die alten Deutschen haben nach ihren Einsichten gehandelt. Sie erkanten mehr als eine Gottheit und hielten es daher für billig, alle zu verehren, und alle Zeichen der Hochachtung auch durch Worte und Geberden blicken zu lassen. Unsere Einsichten sind gereinigter. Wir erkennen aus dem Lichte der Vernunft und der Offenbarung die Majestät des einigen wahren Gottes, dem kein Geschöpf an die Seite gesetzt werden darf. Wir sind auch so unwissend nicht in dem Dienste, den wir Gott schuldig sind. Die Nothwendigkeit heiliger Verehrungen und stiller Anbetungen Gottes im Geist und in der Wahrheit leuchtet uns mehr als zu sehr in die Augen. Wir haben Tempel und Bethäuser, zur Betrachtung göttlicher Geheimnisse uns zu versamlen. Es mangelt uns auch nicht an heiligen Dichtern, die das Lob der Gottheit in erhabenen Gesängen bewundert haben. Aber wir achten den äussern Gottesdienst wenig. Wir glauben schon von allen hinlänglich unterrichtet zu seyn, und keine Aufmunterung zum wahren Dienst Gottes weiter nöthig zu haben. Und doch beweisen wir durch unser ganzes Leben, daß wir Gott nicht kennen. Unsre Loblieder werden durch ein sündhaftes Leben widerrufen, und die wenigen Pflichten, die wir noch beobachten, sind nichts weiter, als ein Schimmer

des

des Gottesdienstes. Ich rede vom grösten Haufen. Ich weiß, daß es auch Diener der Wahrheit und eifrige Verehrer Gottes unter uns gibt; aber sie sind nur sehr selten, und scheinen von Tage zu Tage seltener zu werden.

„Ihre Tapferkeit verdient vor andern gerühmt zu werden. Die alten Geschichte sind mit einer grossen Menge ruhmwürdiger Handlungen erfüllet, und man kan sagen, daß sie vielen Völkern ein Schrecken gewesen sind. Auch die Römer, die nur zu siegen gewohnt waren, musten zuweilen ihren schweren Arm fühlen.„ Die Tapferkeit ist eine Tugend, die in einer männlichen Seele wohnt. Sie setzt Lebhaftigkeit und hurtige Entschliessungen voraus. Sie erwirbt den Staaten eines Regenten Sicherheit, und hält das Schwert seiner Feinde in der Scheide. Sie muß aber mit der Klugheit verbunden werden, wenn sie nicht ausarten soll. Ein Tollkühner raßt, aber ein Tapferer steht wie ein Held. Tapferkeit und Herrschsucht muß man nie mit einander verwechseln. Sie ist immer von der Grausamkeit entfernt, wenn sie auch überwindet. Sie hat keinen Gefallen am Blutvergiessen. Ruhe und Sicherheit sind ihre vornehmste Eroberungen. Es scheint, daß dieser Ruhm der Alten eine Zeitlang verdunkelt gewesen; ob er gleich mitten aus seiner Dunkelheit noch einige Stralen von sich geworfen hat. Aber in den neuern Zeiten haben wir mehr Kenzeichen, daß das alte Blut noch in unsern Adern walt, und unsere Kräfte in Bewegung setzen kan. Die Tapferkeit erfordert auch

Stärke des Leibes, und diese gründet sich auf beständige Uebungen, die um so viel leichter werden, je früher man sie anfängt. Wenn die Tapferkeit von der Gottesfurcht belebt wird, so hat sie eine zwiefache Stärke.

„Sie waren den Lügen todfeind. Ihre Kinder wurden von Jugend auf mit allem Ernst angehalten, die Wahrheit zu reden, und das war einer der vornehmsten Gründe ihrer Aufrichtigkeit.„ Ich kan nicht leugnen, daß es mir sehr nahe geht, wenn ich sehe, daß Eltern ihren Kindern die Erlaubniß geben, ungestraft zu lügen. Viele freuen sich, daß ihre Kinder so gute Einfälle haben, und das Vermögen besitzen, sich aus Verlegenheiten glücklich herauszuhelfen. Sie rühmen den Witz und Verstand des Kindes, und wenn es hoch komt, so lachen sie über seine Thorheit. Sie begreifen aber den Schaden nicht, der nothwendig daraus entstehen muß. Werden solche Kinder nicht dadurch frühzeitig zum Betrug und Hintergehung anderer gewöhnt? Lernen sie nicht unter der Hand Bosheiten ausüben und sie hernach artig entschuldigen? Ueberreden sie sich nicht, daß es eben kein grosses Vergehen sey, groß zu thun, zu pralen, und Unwahrheiten von andern auszustreuen? Sie werden frühzeitig Verläumder. Sie sprechen das ärgste hinter dem Rücken anderer, die sie vorher ins Angesicht gelobt haben, und verfallen aus einem Laster ins andere, bis sie endlich die grösten Böswichter werden. Das ist denn die schöne Frucht unserer Nachsicht. Zu unserer grösten Strafe erwachsen

sen sie, und gebrauchen sich aller nur möglichen Frechheit, uns nach ihren besten Kräften zu plagen. Wenn Eltern mit Kindern in einem Range sind, ich will sagen, wenn sie sich eben so wenig ein Gewissen machen, zu lügen, wie ihre Kinder, so darf man sich nicht wundern, wenn endlich daraus eine vollkommene Liebloſigkeit entsteht.

„Man weiß nicht, daß sie geschriebene Gesetze gehabt, wenn man bis in die ältesten Zeiten zurückgeht; aber sie thaten was recht, billig und gesetzmäßig war, und lebten in einer ziemlich guten Ordnung.„ Man wird durchgängig bemerken, daß eben nicht die Menge der Gesetze ein Volk tugendhaft macht. Die Tugend beruhet auf ganz wenigen Grundsätzen, die aber desto stärker und unumstößlicher sind, und es komt nur auf unsere Neigungen an, ob wir sie beobachten wollen: so wird eines aus dem andern fliessen, und ein jeder wird sich selbst ein Gesetz seyn. Die Vorschriften GOttes von unserem Verhalten finden wir ganz einfach und natürlich. Es ist alles wohl gegründet und unwidersprechlich. Aber die Menge der Abweichungen verursachen neue Gesetze. Wenn ein boshafter Wille Ausnahmen macht, damit er seine Lüste befriedigen kan; ob er gleich weiß, und in seinem Gewissen überzeugt ist, daß sie ungültig sind; so müssen ihm neue Gesetze gegeben werden, damit seine Entschuldigungen aufhören. Wir wissen, daß sich die Gesetze nach und nach sehr vermehrt haben. Die jetzige Einrichtung der Welt, die Verschiedenheit der Staaten, die Gesellschaften und dergleichen, machen

viele

viele Gesetze nothwendig. Durch das Ansehen der Gesetze kan eine grosse Anzahl Menschen in Ordnung gehalten werden. Es können unter dieser Anzahl viele seyn, die auch ohne Gesetze ihre Pflicht beobachten würden; aber man weiß doch aus der Erfahrung, daß der gröste Haufe nachläßig seyn, und Ausschweifungen begehen würde. Zuweilen macht die Wildheit einer Nation recht strenge Gesetze nothwendig, die bey einer andern wohlgesitteten überflüßig seyn würden. Deutschland kan sich über den Mangel guter Gesetze nicht beschweren; aber es wäre zu wünschen, daß sie mit mehrerer Sorgfalt beobachtet würden. Die Verachtung der Gesetze ist allemal mit gewissen Strafen verbunden. Solte auch der Regent eines Landes diese Strafen vergessen, so bahnen sich doch die Unterthanen durch ihre Gesetzlosigkeit den Weg zum Untergange, und die letzten Strafen sind hernach weit schwerer, als die ersten würden gewesen seyn.

Bey dem allen hatten die alten Deutschen doch auch ihre grosse Laster. Ich will jetzo ihre Trunkenheit, Zanksucht und Laster, die damit verwant sind, nicht rügen, sondern nur von ihrem Götzendienst, der ihnen keinen guten Namen gemacht, etwas anführen. Sie verehrten im Anfang nur die Sonne und den Mond, dazu bald hernach der Vulcan und die Erde kamen. Vermutlich hat diese Verehrung ihren Ursprung von dem Nutzen, den sie sich von diesen Geschöpfen versprechen konten, und von welchen sie sich keine andere als grosse Begriffe machten, weil ihre Wirkungen so sichtbar und erstaunlich waren. Es

scheint

scheint dieser Götzendienst der erste gewesen zu seyn, der nach der Sündfluth entstanden und unter so vielen Völkern gemein geworden ist, bis man endlich auf die Thorheit verfiel, beynahe alles, was nur groß und mächtig, oder von einer sonderbaren Beschaffenheit war, unter die Gottheiten zu zehlen. Von benachbarten Völkern, lernten die Deutschen den Jupiter, Apoll, Mercur, Hercul, Mars und die Isis verehren. Hernach versetzte man auch Menschen unter die Götter, welche Ehre vornehmlich Arminius, ein tapferer Anführer der Deutschen, erwarb, dem zu Ehren die Irmenseule aufgerichtet wurde. Man weiß, daß diese Seule sehr lange berühmt gewesen ist. Sie hatten auch heilige Wälder, und unter den Bäumen waren vornemlich der Mistelbaum und die Eiche heilig, weil sie vermutlich geglaubt haben, daß ihre Götter an dicken waldigten Wohnungen ein besonderes Gefallen hatten. Die Menschenopfer, welche unter ihnen eingeführt waren, machten ihren Götzendienst vornemlich abscheulich. Man wählte dazu die Kriegesgefangenen, schnitte ihnen die Gurgel ab, und weissagete aus ihren Blute. Wenn das Blut schön aussahe und gut floß, so war es ein gutes Zeichen, war es aber dick und schwarz und floß nur langsam, so besorgten sie ein Unglück. Zuweilen wurden auch Weiber und Kinder dazu genommen. Auch die vornehmsten durften sich nicht wegern, dis Urtheil an sich vollziehen zu lassen, weil es eine Ehre war, den Göttern geopfert zu werden.

Ich

Ich will jetzo darin nicht weiter gehen, sondern nur meine Leser bitten, eine Vergleichung zwischen unsern Gottesdienst und dem heidnischen Aberglauben anzustellen. Gewis, wir sind dem Lichte, daß diese Dunkelheit helle gemacht und uns die Herrlichkeit des unbekanten Gottes offenbaret, unendlichen Dank schuldig. Das verehrungswürdige Wesen, daß wir unter den Namen der höchsten Liebe kennen, und von dem wir wissen, daß es die Menschen nicht zum Verderben geschaffen hat, verlangt von uns keine blutige Opfer. Der vernünftige Gottesdienst, der uns in den heiligen Büchern vorgeschrieben worden, ist dem Adel unserer Seele und der hohen Bestimmung vollkommen gemäß, von welcher wir unterrichtet sind. Der Weg zu einer Begnadigung zu kommen, und mit Gott versöhnt zu werden, ist so leicht und schön, daß keine Vernunft jemals einen besseren erfinden wird. Die Vortheile, die mit unserer Religion verbunden sind, sind so zahlreich, daß sie auch von den Feinden nicht geleugnet werden können. Man will zwar auch von den alten Deutschen behaupten, daß sie die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, und künftige Belohnungen und Bestrafungen erwartet haben, aber ihre Begriffe davon waren so verworren und dunkel, daß sie sich wenig gewisses versprechen konten.

Halten wir unsern Zustand mit den vorigen zusammen, so müssen wir uns für sehr glückliche Leute achten, daß wir nicht mit eben den Stricken des Aberglaubens gebunden sind. Wir können diese Wohlthat nicht

hoch

hoch genug schätzen, und alle, die den Werth der christlichen Religion nicht erkennen wollen, haben aus mehr als einer Ursach zu befürchten, daß ihnen Gott kräftige Irthümer senden, und das Licht, das sie nicht sehen wollen, in eine doppelte Finsterniß verwandeln wird.

Folgender Brief ist uns zugeschickt worden. Unsere musicalische Freunde werden ihn am leichtesten beantworten.

Mein Herr,

Ich würde wider die Wahrheit reden, wenn ich leugnen wolte, daß ich ein Liebhaber der Musick wäre. Sie ist meine Beschäftigung in müßigen Stunden, und wenn meine Seele sonst nichts denkt, so denkt sie doch einen oder ein paar Tacte. Ich pflege den Concerten beyzuwohnen und auch selber mitzuspielen.

Aber beynahe solte ich die liebe Musick an zu hassen fangen. Sie hat mir nichts zu leide gethan, aber ich muß alle Abend in meiner Nachbarschaft ein elendes Geigen hören, daß sehr oft bis in die Nacht dauert, und mich in meiner Ruhe stört. Es sind schon vierzehen Tage, daß ich nicht recht geschlafen habe. Ich habe es meinen Freunden geklagt, die mir den Trost gegeben, ich müsse es gewohnt werden.

Aber kan wol ein feines Ohr, so viele durcheinander heulende und stolpernde Töne gelassen anhören?

Kan

Kan man arbeiten oder schlafen, wenn unförmliche Tacte vor unsern Fenstern herumschwermen? Ich kan es nicht. Zuweilen wacht mein musickalischer Eifer auf, und denn möchte ich gleich alle Stümper zum Lande herausjagen. Aber so weit erstreckt sich ein musickalischer Machtspruch nicht.

Sie wissen vielleicht noch einen guten Rath, oder es weiß jemand von Ihren Freunden wie mir zu helfen ist. Ich werde für diese Gefälligkeit Zeit Lebens seyn

Mein Herr,

Dero

B. den 5ten May 1756.

gehorsamster Diener

Gordianus.

Der Tugendfreund.

Das 9. Stück.

Die erste Seele lernte denken,
Von Lust und Anmuth ganz umringt
Und wenn der Geist einmal durch diese Schatten dringt;
Ganz wird er sich in heilge Freude senken!

Bisher habe ich meinen Lesern eben noch keinen von meinen Lebensumständen erzehlt: jetzt will ich einer Begebenheit gedenken, nicht weil sie ihrer Wichtigkeit wegen bekant gemacht zu werden verdiente, sondern weil sie mir zu wichtigen Betrachtungen Gelegenheit giebt.

Ich muste einmal eine große Krankheit ausstehen, welche mich überfiel, ehe der Winter völlig zu Ende war. Es war eben in einem solchen Alter, da man zum ersten mal anfängt, die Schönheiten der Natur aufmerksam zu betrachten, und von der allgemeinen Freude sein Theil zu bekommen. Hiezu fühlte ich den Trieb in mir, erwartete also halb mit Ungeduld den Frühling und hatte mir recht vorgenommen, daß ich an der Anmuth desselben auf alle mögliche Weise

Theil nehmen wolte. Der Schnee fing eben an zu schmelzen, das Eiß zerfloß in denen Wellen, nachdem es vorher viel tausendmal durchbohrt geschienen und einem Gewebe gleich gewesen war, welches man nach und nach mehr aus einander zieht, oder dem Wachs, dessen sechs eckigte Zellen über einem gelinden Feuer unförmlich werden. Die Erde trocknete aus, und das Wasser, welches sie nach und nach eingesogen, hinterließ auf den Rasen eine bleiche Farbe, die immer mehr ins grüne spielte. Meine Eltern machten den Anfang mit Aufräumung des Gartens, wo einige Stücken Land umgegraben wurden, die mit Küchengewächsen besäet werden solten. Die Gänge im Garten wurden gereiniget, und der ganze Anblick war einem angefangenen Gemälde gleich, wo der Mahler die Hauptstriche abzeichnet, damit hernach nur die Farben, und Licht und Schatten aufgetragen werden können. Bäume und Stauden zeigten die Veränderung, wenn der Saft in ihre Zweige eintrit: eine Veränderung, die gegen den Winter gerechnet, eben so angenehm ist, als der erste Schimmer der Morgenröthe gegen die Nacht; gegen die volle Blüte aber eben so unmerklich, als der erste Anbruch des Tages gegen den vollen Mittag. Indessen bewunderte ich von Tage zu Tage die sichtbare Fruchtbarkeit. Es schien, als wenn die dünnesten Zweige dicker würden, ihre Rinde glänzete, und dehnte sich aus, wie die Haut eines Menschen, der anfängt fett zu werden. Die Knospen liessen eben diese Veränderung sehen; und ich wolte nun ein aufmerksamer Zuschauer seyn,

der

der die Natur in ihren unmerklichsten Schritten auskundschaftet.

Aber eben in diesen Frühlingstagen kehrte der Winter zurück, gleich einem fliehenden Heer der Feinde, das noch immer kleine Scharen abschickt, die den Sieger aufhalten müssen. Der Himmel bezog sich, der Wind drengte zwischen Norden und Westen eine Wolke voll kalten Schnee durch die erwärmte Luft, und überschüttete alles, was in Freude ausbrechen wolte, mit einer Winterkleidung, worunter es sich zusammen zog und versteckte. Hauptsächlich war es wol die Krankheit, die ich in meinen Gliedern schon fühlte; doch konte auch diese Veränderung der Natur, wol Ursache seyn, daß ich in eine große Betrübniß gerieht, der ich mich nicht erwehren konte. Hier lernte ich die Betrübniß kennen, welche eine Krankheit ist. Sie hat das vornehmste Merkmal, daß man erstlich nicht recht weiß, worüber die unangenehme Empfindung entstanden ist, und das Trauerbild nicht kent, welches immer vor den Augen schwebt; daß hieraus zum andern die Verwirrung im Denken und Empfinden entsteht, welche bey aller Betrübniß wesentlich ist. Die Säfte in meinem Körper wurden allmählig verdorben. Die Nerven, liessen ihre Spannung nach, daher kam es, daß ich immer die Einsamkeit suchte, und in derselben verfiel ich zuerst in eine Gedankenlosigkeit, und hernach fand man mich schlafen. Meine Eltern merkten, was mir bevorstand, brachten mich also in ein Zimmer, welches gemeiniglich in dieser Krankheit zu geschehen pflegt:

doch hätte ich ohnedem aus diesem Zimmer nichts weiter sehen können als Gebäude. Nunmehro war mein Gemüth mit ganz andern Betrachtungen beschäftigt als vorher. Ich vergaß die Natur, weil es schien, als wenn ich in wenig Tagen die Welt würde hinter mir zurück lassen müssen. Die Heftigkeit der Krankheit nahm so überhand, daß ich wenig Minuten lang ein Bewuste seyn meiner selbst bemerkte, ausser dem wurden Nacht und Tag in Einbildungen zugebracht, die mir iezt vorkommen als ein Traum, in welchem man sehr weit weg gewesen ist, aber weder Ort noch Umstände nennen kan. Es waren schon mehr als 14 Tage, auf diese Weise zugebracht, und diese Zeit schien mir, als hätte mein Leben bey Anfang derselben aufgehört, und bey Endigung derselben sich wieder eingefunden. Doch die Krankheit wolte sich nicht legen, und es gingen mehr als sechs Wochen darüber hin. In dieser Zeit brachte man mir manchesmal einige Blumen, die ich aber eben so ansahe, wie vielleicht ienes reisende Volk, die Trauben angesehn, die ihnen ein schönes Land zur Erregung aller Begierden und aller Zweifel zuschikte. Endlich gab mir eine iede Stunde neue Hofnung, daß ich das Leben behalten würde: aber ich muste dasselbe erst nach und nach wieder annehmen. Ich konte nicht die geringste Luft vertragen. Meine Augen wolten auch das schwächste Licht nicht annehmen. Die Bewegung der Glieder war schwindelnd und kraftloß: ich muste mich also noch eine Zeitlang in meinem Zimmer halten, und im Dunklen des zunehmenden Lichts gewohnt werden.

Unter-

Unterdessen hatte sich die Natur aufs prächtigste verschönert, und ich war die ganze Veranstaltung und tägliche Genesung derselben nicht gewahr geworden. Gleich einem Menschen, der hier in Europa in der größesten Kälte des Winters aufgehoben und auf einmal in die Länder gesetzt würde, die eben zu der Zeit ihren schönsten Sommer haben, glaubte ich nichts von allem was ich sahe, und doch war ich gewiß, daß mich meine Augen nicht betrögen, als ich zum ersten mal wieder in den Garten kam. Die Bäume stunden in voller Blüte, der Raum des Gartens war nach meiner vorigen Einbildung etwas leeres gewesen, und nun überall aufs schönste angefült. Der Duft, war mir etwas ganz ungewohntes und also aufs genaueste fühlbar. Alle Empfindung umringte mich auf einmal und meine Seele muste sich im angenehmsten Zwange, von so unzehligen Reitzungen eingenommen, ganz leidentlich dem Vergnügen überlassen. Ein jeder fremder Gedanke würde mich gestört haben. Ich durfte nur die Augen verschliessen, und alsdenn wieder öfnen, wenn ich mit Lust in meiner Vorstellung von einem blühenden Baume widerlegt seyn, und sehen wolte, wie der wirkliche Anblick der Schönheit alle Vermuthung so gar weit übertrift.

Ich weiß wol, daß diese Beschreibung unmöglich alles ausdrücken kan, was damals in meinem Gemüthe vorgegangen ist; mein künftiges Leben wird wol keinen Tag von der Art mehr haben und ich wuste keine Veränderung, die mich das könte empfinden lassen, was mir damals unaussprechlich war: aber vielleicht

leicht werden doch einige Leser mir in der Betrachtung folgen können, wozu die vorhergegangene Beschreibung sie zubereiten solte.

Einige unter den menschlichen Seelen erwachen so zu reden aus den Kinderjahren, und fangen an aufmerksam zu seyn: vorher hatten sie es nicht gemerkt, daß eine bessere, als die Lebenszeit auf Erden möglich sey: jetzt theilen sie ihre Dauer in die zwey großen Jahrszeiten in Winter und Sommer. Sie sehen, daß dis Leben auf Erden gegen das künftige noch lange kein Winter ist. Die Freude liegt wirklich in allen Dingen dieses Lebens: aber sie ist noch viel mehr versteckt und verborgen, als die Wurzeln der Blumen und die Möglichkeit der Blüten unter dem dicksten Schnee. Ihre Begierden werden zwar manchesmal erwärmt; aber es ist eine schwache eine fliegende und höchstvorübergehende Empfindung, die auch noch gar viel leer läßt und nur, daß ich so rede, das Gröbste der Begierden, die äußern Theile angreift, da das innere in träger Gleichgültigkeit beständig ungeändert bleibt, niemals recht begierig, nie recht gesättiget, und nach aller falschen Ersättigung immer wieder hungrig, nach aller flüchtigen Erhitzung immer wieder erkältet wird. Denn was ist für ein Vergleich zwischen der gemachten Wärme in einem Winterzimmer und zwischen der durchdringenden Erhitzung der Sommertage? Die äussern Theile des Leibes können schwitzen und doch ist inwendig alles so wenig durchwärmt, daß man in der Kälte so gleich frieren muß. Der Leib wird wenigstens nie durchgängig gleich warm.

Die

Die Füsse frieren noch, wenn das Haupt bey dem Ofen schon Schmerzen empfindet. Dagegen durchdringt die Glut des Sonnenfeuers alles was an den Menschen ist. Die Seelen merken, daß keine reife Frucht für sie in der Welt wächst, es wird nichts so wie es ihre Natur fodert, deswegen finden sie auch ihren Hunger nicht gestilt, und hoffen von Jahr zu Jahr, von Stunde zu Stunde, eine angenehmere ohne alles Blendwerk und Betrug der Sinnen wahre und sättigende, ich weiß nicht, welche Erquickung. Bey diesem großen Fehler der ganzen Natur und des jetzigen Lebens deucht es ihnen zur Freude noch nicht Zeit zu seyn. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß ein jeder, der es haben kan, alle Jahre seine beste Freude bis auf den Sommer verspart. Auf den Sommer, spricht der Reiche in dem Pallast in einer großen Stadt, auf den Sommer will ich mich losreissen, denn will ich auf mein Landgut gehen, denn will ich meine Geschäfte aussetzen; was hülfe mir jetzt die Ruhe? in diesen Zimmern, in diesen Sälen, unter diesen Dächern, in dieser Umringung von Kostbarkeiten, wieviel tägliche Unruhe, wieviel unvermeidliche Unlust der vornehmen Lebensart ist hier nicht beständig! die Kunst kan, vom Reichthum gedungen, das nicht erschaffen, was die Natur umsonst giebt. Auf den Sommer will ich mir ein süsses Vergnügen machen, denn will ich im Walde, an Flüssen, im schönen Wetter die Anmuth des Lebens geniessen, denn will ich liebe Freunde zu mir laden, denn sollen die Feste der Freude gefeyert werden.

Diese ganz natürliche Gesinnung findet sich auch bey klugen Seelen. Sie sollen hoch erfreut werden, das wissen sie unumstößlich gewiß: aber sie verlangen nichts eher, bis alles möglich ist, und suchen nur mit der Zeit, die sie durchleben, dieser Veränderung aller Zeit immer näher zu kommen. Daher betrachten sie auch dieses Leben nur als eine Auswickelung ihrer eigenen und der ganzen Natur. Frost und Schnee füllet die Erde mit der fruchtbaren salpetrischen Feuchtigkeit, die in andern Ländern aufgelößt worden, und vom Winde nun in die Länder getragen wird, welche um wieder befruchtet zu werden, dieser Erfrischung benöthiget sind. Wer andres Wetter verlangen wolte, der würde die Mittel verwerfen und also des Endzwecks verfehlen. Eben so verlangt die Klugheit nicht, daß alle Begierden des Herzens an der Freude, die hier auf Erden ist, genug haben sollen, sondern sie vertröstet ihr Hauptverlangen auf den Sommer, sie hält dasselbe zurück, daß es hier nicht eingeschläfert, betrogen und verdorben werde, und versucht durch die Vorstellung des allererwünschtesten Lebens die Reitzungen des nichtigen zu entkräften.

Ihr Wunsch wird erhört, das Leben naht sich, die Bäume wollen ausschlagen, sie merket, daß der Sommer nahe ist. Nun wolte sie gerne recht zusehen wie sich alles ändert. Wie neugierig sind wir Menschen nicht! wie gerne wolten wir, die wir leben, einmal den Uebergang eines Sterbenden aus dieser in die andre Welt mit ansehen! Wo bleibt die Seele! wo geht sie hin? welchen Weg sucht und findet sie

aus

aus dieser Welt? Durch welche Kraft trennet sie die Bande mit ihrem Leibe? Durch welches Thor ziehet sie aus dieser ihrer bewohnten Stadt? Fliegt sie durch die Luft? Wer fähret sie? Wie hoch steigt sie in einer Stunde? Wie sieht die Erde unter ihr aus, wenn sie über deren Dunstkreiß hinausgestiegen ist? Wie nahe komt sie der Sonne? Wie verändern sich die Gestalten der Weltcörper? In welcher Gestalt und Ueberkleidung erscheint die Seele selbst im Reich der abgeschiednen Seelen? Wie verändern sich ihre Begriffe und ihre ganze Denkungsart? Was für ganz andre, was für unausdenkliche Neuigkeiten siehet sie da? Was siehet sie anstatt der Luft, anstatt des Lichts, der Farben, der Erden und Fußboden, was anstatt der Bäume, der Kräuter, der Pflanzen? Sind dort Meere? Und womit sind diese großen Becken angefült? Welche Lebensart ist unter den Bürgern der andern Welt? Welcher Zeitvertreib anstatt der Arbeit? Welche Beschäftigung anstatt der Sorgen? Welches Leidentliche anstatt der Begierden? Welche Sättigung anstatt der Speise? Welches Unsichtbare anstatt des Sichtbaren? Welches Unaussprechliche, anstatt dessen, was wir hier gleich überdrüßig werden? Welches Begreifliche von der Gottheit, anstatt dessen, was uns hier von ihn unbekant ist? Welches Himmlische anstatt des Irdischen, und anstatt des Vergänglichen, welches Unvergängliche?

Mich deucht, ich bin nicht der einzige Mensch, der bey dem Absterben seiner Bekanten diese Frage hervorarbeitet (denn es kostet Ueberlegung hier vernünftig zu fra-

gen, sonst wären die angeführten Fragen besser gerathen,) ein jeder würde sehr zufrieden seyn, wenn man ihm diese Fragen beantworten könte? Ja selbst die Seelen, die in kluger Enthaltsamkeit den Zustand ihrer Begierden so verändern lassen, als es zur Annehmung der künftigen Lebensart nöthig war, auch diese möchten wol gerne Schritt vor Schritt die Welt verlassen, sich auf der Grenze recht vor und hinter sich und auf allen Seiten umsehen, eine genaue Beschreibung dieser Reise entwerfen und alle Begierde nach dieser neuen Welt, bey vollkommenen Bewustseyn erfüllen. Sie möchten wol eben so gern alle Nebenveränderungen wissen, wodurch die Hauptveränderung wirklich wird, als man im Anfange des Frühlings alle Tage seinen Garten ansieht, um mit Lust gewahr zu werden, wie viel sich in jeder warmen Nacht hervorgethan habe.

Aber eben bey dem Anbruch dieses grossen Frühlings komt eine Krankheit, die Pforten des Todes werden eröfnet und der Weg geht gerade auf dieselben zu. Alle ihre Gedanken sind bisher ursprünglich aus den Bildern, die in die Sinne fielen, entstanden, von diesen Bildern nahm die Beurtheilungskraft das Allgemeine, hielte es gegen andere Dinge, und beschäftigte damit die obern Kräfte: Die Empfindung nahm das Besondere daraus, belustigte sich an dem angenehmen und verwarf das Gegentheil; und so hatten auch die untern Kräfte das ihrige zu thun. Hierbey entstunden wol noch andere Gedanken, durch Mitwirkung einer höhern Kraft: aber auch diese werden fortgesetzt,

oder

oder unterbrochen, in ihrer rechten Stärke gefühlt, oder ohne Nutzen vorbey gelassen, ie nachdem die an den Leib gebundene Seele zur genauer Aufmerksamkeit stille, oder zur Zerstreuung verwirt ist. Die letzte Krankheit, die Zerstörung des Leibes, die immer mehrere Entkräftung der Nerven, das Erstarren des Bluts, der gehemte Zufluß der Lebensgeister, dis alles schwächt die Sinnlichkeit immer mehr und mehr, ie näher das Ende komt. Das Ohr hört Töne: aber wie eine nachgelassene Seite, auf ieden Instrument, den Ton unrein fortsetzt, wenn sie gleich in den Berührungspunkt scharf angestrengt worden, so können auch die Nerven das Wort nicht verständlich nachklingen, welches gesprochen worden, folglich verdoppelt sich die Arbeit der Seelen, da sie sonst nur den Begrif nehmen muste, aus dem, was sie hörte, ietzt aber den falschen Ton erst von dem wahren unterscheiden, um hernach einen Begrif zu empfangen. Das Auge sieht die Dinge, die ihm dargestelt werden: aber in einem angelaufenen Glase erscheint alles dunkel. Die vornehmsten Säfte des Auges sind ausgetroknet; die zitternde Bewegung der Nerven läßt nicht zu, daß Lichtstralen in einen Punkt fallen und bleiben, und also sieht die Seele eben so wenig recht, als einer, der durch ein Fernglaß etwas erkennen wolte, welches immer bewegt wird. Man sieht leicht, daß sich auch hier die Arbeit der Seele verdoppelt. Jeder Begrif in den letzten Lebensstunden, kostet ihr um so viel mehr Mühe, ie mehr die Kräfte und Geschicklichkeit der Sinnen abgenommen. Vielleicht lernt mancher in dieser Betrachtung

tung verstehn, was das heißt, wenn man von Ermüdung der Seele redet. Ihre Krankheit besteht in einer Verwöhnung der Begierden, so wie ein leiblich Kranker die Lust zu guten Speisen verliert. Ihre Ermüdung besteht in Verwirrung ihrer Gedanken, wenn ihre Kräfte an Hervorbringung derselben vergeblich gearbeitet haben; so wie der Leib ermüdet, wenn seine Kräfte vergeblich angewant sind, und er nun Bewegungen empfindet, die allzuflüchtig, und also zu keinem Geschäfte mehr hinreichend sind. Man gedenke sich diesen Zustand der Seele in den letzten Stunden; man nehme die Erfahrung dazu, wie schwer uns das Denken wird beym Schnupfen, und Kopfschmerzen, wo das Gewebe der Nerven im Haupt erkältet oder erhitzt, alzusehr rachgelassen, alzusehr angestrengt oder erschüttert wird. Man gedenke sich diese Entkräftung immer stärker, so wie der Pendul an einer Uhr immer leiser geht, iemehr sein Gewicht ruhet, bis auf den Augenblick, da die Kraft im Herzen an zu sterben fängt, und der Pulsschlag stille steht. In diesen Betrachtungen werden wir zwar der Seele die Vorstellung nicht absprechen: aber das Bewustseyn ihrer selbst, die Unterscheidung ihrer selbst von andern, und anderer Dinge von einander muß noch dunkeler werden, als beym natürlichen Schlaf.

Nun stelle man sich vor, daß ein Christ bey fester Versicherung eines allemal seligen Todes, ohne zu wissen, wie nahe oder fern er sey: mit der lebhaften Vorstellung der zukünftigen Welt, nicht von Ahndung, sondern nur von Verlangen dazu aufgefordert, nicht durch Erscheinungen belehrt, sondern vom Glauben überredet,

zum

zum schönen Traum einschliefe: Was weiß er von der Herrlichkeit, die ihm bevorsteht? Welche von den Fragen unserer Neubegierde würde er in diesem Traume ausführlich beantworten können? Man stelle sich ferner vor, daß er ohne zu sterben in die Wohnungen des Friedens hinüber getragen würde: und nur da erst soll er von seinem Schlaf aufwachen. Glückseliger Gedanke! Wer ihn empfinden kan, der wird nicht fodern, daß ich die vergebliche Bemühung übernehmen soll, die Freude zu beschreiben, welche seine Seele millionen mal durchdringt, und gar nicht alt werden kan. Doch wir können die Schönheit noch viel höher gedenken. Im Traum eines festen Schlafs weiß eine Seele noch sehr viel, in der letzten Stunde kan sie fast nichts wissen. Sie weiß die Beängstigung, noch nicht dem tausendsten Theil nach, welche das Blut in der Brust hebt, und das Herz zusammen drückt. Von dem letzten Schmerz im Scheiden weiß sie gar nichts. Unaussprechliche Seufzer versenken sie in die Hände GOttes, zu dem das erste und letzte, allerstärkste und von verzehrten Kräften noch übrige Vertrauen gewöhnt ist. In dem Augenblick, da ihr Gedanke aufhört, entflieht sie, sorgfältig behütet (o es ist nicht zuviel gesagt, von den Engeln getragen) und von der Liebe gezogen, aller Verbindung mit der Körperwelt ohne daß sie es weiß, und sie wacht auch wieder auf, ohne Vermögen zu denken, weil die Empfindung zu stark ist, die erste Empfindung, der wesentlichen in dieser Welt unbekanten Freude!

Ich ginge gerne weiter, aber die Begriffe sind aus. Soll ich noch was sagen, so muß ich wieder von Bildern anfangen. Sie ging weg aus dem Elende. Sie war, und wuste nicht wo. Sie findet sich und weiß auch nicht wo. Sie kan dem schönsten Ort noch keinen Namen geben. Alle Bewegungen, von sonst gefühlten Veränderungen, nur durch ihre Heiligkeit und Unschuld unterschieden, eben dadurch vollkommen sanft gemacht, und doch aufs höchste verstärkt, dringen wie Ströme aus ihr heraus, und kommen wie große Wellen auf sie zurück. Sie weiß von Verwunderung, von Anbetung, Beschämung, unglaublich geschwinde erlernter Weisheit, von der höchsten Liebe, Ruhe, Trost, grosser Sicherheit vor allen Wechsel; sie weiß von einen Anblick, ich möchte sagen der Himmelstheile, (wo anders ein Ort, der Geister begrenzte und eingeschlossene Gegenden möglich sind,) sie weiß von einer Aussicht, welche den Entfernungen, beyder Weltpole, beständig vielmal genommen, noch immer ungleich ist; sie weiß von GOtt: aber sie weiß nicht von sich! Denn sie komt auf einmal, nicht in einem Augenblick, sondern in gar keiner Zeit, aus einem Zustande, den sie für Betrübnis nicht kennen konte, in einen Zustand, den sie für Freuden nie völlig kennen wird; sie komt aus einem Gefängniß auf den Thron, aus einem Wasser, wo sie von Schwimmen ermüdet mit dem Tode rang, auf einen Fels, der der Fluthen spottet: aus einer Gesellschaft, der Körper, der Geister, der Schattenbilder von Freuden, der mehr als zuviel wahren Betrübnisse, der Mörder, zwischen deren

deren Klauen, und ihren Haupte nur noch eine unsichtbare Hand war, in die Geselschaft, der geistlichen Körper, der göttlichen Geister, der Freuden die kein Bild abdrukt, der Sieger denen ihre vorigen Drangsalen eben so weit vergessen sind, als die unmerklichen Begebenheiten der Kindheit; in die Gesellschaft der Bedienten GOttes, die sein Angesicht gesehen, seit dem der erste Stral des Lichts von ihm ausgeflossen und sie geschaffen: sie komt von dem allerunterstен Winkel der Welt auf die allerhöchste Höhe!

Was ist nun der Tod? Wie sehr wünschte ich, daß alle meine Leser in dem Zustande wären, worin hier eine Seele beschrieben ist, die diese Welt als Wintertage ansieht, und ihre Begierden rein behalten will, damit sie zur Zeit der Freude recht frölich seyn könne, so würden sie auch den Tod von dieser Seite betrachten können, und würden ihn nennen eine Erhebung ins Leben. Fern von der Sicherheit, die gar zu leichtsinnig den Tod verachtet, würden sie, das was an ihm fürchterlich ist, vollkommen sehen, aber um eben so viel frölicher würden sie das an ihm entdecken, was ihn erwünscht machen kan. Der herrliche Vortheil, welcher in so fern man das Elend der Natur fühlt, und davon befreyt werden kan, angenehm ist, richtet die Sehnsucht eines klugen Sterblichen auf ihn: diese Hofnung ist herrlich! Man soll einer Bürde los werden, mit der man sich Zeit Lebens getragen, welche durch kein Mittel gehoben werden konte, einer Last die unter allen die schwerste war, die uns selbst im Tode zu unterdrücken drohete. Was ist eine angeerbte Sünde? Wie groß ist sie? Wie kan sie abgelegt werden? Welcher

cher Arzt heilt einen angebornen Schaden? Wäre nichts anders im Tode zu hoffen, so wäre er schon um deswillen erwünscht. Aber er ist nicht mehr ein König des Schreckens. Der sanfte Uebergang in das allerfröhlichste Leben, ersetzt die kurzen Schmerzen der letzten Stunde, überflüßig. Und es ist gewiß eine besondere Veranstaltung GOttes, daß die Seele so schnell zwey Welten verwechselt, und in eben dem Augenblick die alte und neue sieht. Es ist uns erlaubt, daß wir den Tod nur auf diese Weise betrachten, denn wie kan man von der wesentlichen Liebe etwas denken, welches der Erfolg widerlegte, als hätte man zuviel sich vorgestelt. Es ist uns erlaubt zu glauben, was wir wünschen: wolten wir gerne eine aufs möglichste verstärkte Freude sehen, wer will sie denen absprechen, für welche sie schon bereitet ist? Die Schrift versichert, **der Tod der Heiligen sey werth geachtet vor dem HErrn.** Ist er werth gehalten, so muß in den Augen GOttes nichts peinliches dabeyseyn.

Doch der Umgang der Lebendigen mit den Abgeschiedenen ist ganz aufgehoben, sie können und dürfen sich einander nichts erzehlen; die besten Freunde scheinen nach dem Tode so völlig geschieden, als wären sie nie verbunden gewesen. Hartes Schicksal! Welche Bande sind schmerzlicher zu zerreissen, als die Bande der Freundschaft! Aber wenn wir uns einmal in dem Ort finden, wo unsterbliche erlößte Seelen hingehören, denn werden wir diese Unwissenheit, diese Trennung nicht beklagen.

Der Tugendfreund.

Das 10. Stück.

Beschluß vom Reichstage der Tugend.

Folgt ihr, sie weiß den Weg zur Freude,
Komt und versprecht mit einem Eide,
Ihr bis ins Grab getreu zu seyn.



Die Tugend hatte einige Schaustücke auf die Ankunft der Wissenschaften schlagen lassen, welche sie unter ihnen austheilen ließ, nachdem die Gelehrsamkeit ihre Rede vor dem Thron gehalten. Sie waren alle von dem feinsten Golde. Die erste stelte das Brustbild der Tugend vor, und auf der Gegenseite umarmten sich Natur und Offenbarung bey einer Quelle, die sich in viele Ströme zertheilte. Auf der andern sahe man die Gelehrsamkeit bey einer Lampe tiefsinnig sitzen. Sie hatte auf beyden Seiten neben und vor sich Bücher liegen, in welchen sie laß. Der Himmel war helle, und der Glanz des Mondes erleuchtete eine finstere Gegend, daß man Bäume und Häuser merklich unterscheiden

konte. Die andere Seite stelte den Aufgang der Sonnen vor, deren Stralen dem Himmel und der Erde ein prächtiges Ansehen gaben. In der Ebene arbeiteten verschiedene Künstler, denen von andern Materialien zugeführt wurden.

Auf dem dritten war eine wohlbefestigte Stadt zu sehen, über welche eine Hand aus den Wolken ein Füllhorn hielt, und eine allgemeine Fruchtbarkeit ausstreuete. Die Vorsehung zeigte sich auf der Gegenseite und theilte an die vorübergehenden Menschen versiegelte Briefe, Kronen, Fürstenhüte und andern Ehrenämter aus. Die vierte bildete die Meßkunst zwischen zwey Seulen sitzend ab. Vor ihr lagen unzählige Werckzeuge. In einer kleinen Entfernung arbeitete die Baukunst an einem Risse, und neben ihr wurde ein Plaz ausgemessen. Die Mechanik saß auf der Gegenseite bey einer Mühle, sie hatte eine Reihe von unterschiedenen Modellen vor sich, und betrachtete ganz aufmerksam eine Fontaine, die hinter den Modellen spielte.

Auf dem fünften sahe man die Gerechtigkeit auf einen Thron, und neben ihr die Wahrheit und die Treue, welche ihre Hände an die Lehnen des Throns gelegt hatten. Vor dem Thron ruhete das Gesezbuch auf einen Tisch, um welchen Personen von verschiedenem Alter gesehen wurden, die alle ihre Augen auf die Gerechtigkeit gerichtet hatten. Die Klugheit löschte auf der Gegenseite ein Feuer aus, welches schon einige Häuser bis zur Helfte verzehrt hatte, und der Friede überreichte ihr den Oelzweig. Ausser diesen waren

noch

noch hundert und dreyßig andere theils auf die Wissenschaften, theils auch auf die Tugenden geschlagen, welche zuerst unter die Versamlung ausgetheilet, und nach der Mittagsmalzeit unter das Volk ausgeworfen wurden.

Hernach führte die Tugend alle Wissenschaften in ihren Büchersaal, und gab einer jeden einige kostbare Schriften, die sie eigenhändig geschrieben hatte. Die vornehmsten davon waren folgende: Der Glaube an den Sohn Gottes; die Gestalt des Aberglaubens; die Herrschaft Gottes über das Sichtbare und Unsichtbare; die Sünde und der Tod: Gewalt der Begierden; Irthümer und Bosheit; Der Mensch ohne Gott; Thorheit und Weißheit; gute Erfindungen; Entdeckung der Wege, die zum Verderben führen; die Reise des Verstandes; Glück, Reichthum und Ehre nach ihren Werth betrachtet; der Hochmuth der Menschen bey ihrer Niedrigkeit; Belonungen des Fleisses; Gebrauch des guten und bösen nach den Regeln der Weisheit; die Zeit; Mittel zur Erweiterung der menschlichen Erkentniß; vergebliche Arbeiten der Menschen; das Ende der Tage; die wahre Glückseligkeit ꝛc.

Hernach wurden die Wissenschaften aufs beste bewirthet, und die Tugend beschloß nach der Mittagstafel eine Lustreise nach Sonnenstadt vorzunehmen. Es wurde sogleich alles zu dieser Reise veranstaltet, und die Tugenden und Wissenschaften liessen alles reisefertig machen. Nach aufgehobener Tafel setzte sich die Tugend in den goldenen Wagen, und alle vom

Hofe, deren Anzahl sich auf zweytausend neunhundert und sechzig belief, folgten ihr nach.

Bey dem hohen Portal, wo die Tugend durchfahren muste, warteten sehr viele mit Bittschriften in der Hand auf ihre Ankunft, und sie war noch nicht so weit gekommen, als ihr schon eine Menge Papiere entgegen flogen. Es fehlte nur an Händen, sie alle anzunehmen, denn ein jeder wünschte, daß sie von der Tugend selbst angenommen würden. Sie war bey dieser Gelegenheit ausserordentlich gnädig, und da ihre Hände schon ganz voll waren, so bat sie die Gerechtigkeit, welche neben ihr saß, die übrigen in Verwahrung zu nehmen, mit der Versicherung, daß sie so viel als nur möglich, dahin trachten würde, einen jeden zu vergnügen. Das Volk schlug frolockend in die Hände, wünschte der Tugend eine glückliche Reise, und bat sie inständig um eine baldige Rückkunft, weil sie unmöglich lange ohne sie leben könten. Man fuhr ganz langsam, und unterwegens nahm sich die Tugend die Mühe einige Bittschriften durchzusehen und ihre Gedanken darüber zu eröfnen. Die erste, die sie in die Hände bekam, war folgendes Inhalts.

„Mächtige Beschützerin,

„Es sind nun drey Jahr, daß ich in der äussersten Dürftigkeit lebe. Ich habe alles versucht, meinen geringen Vorrath, den ich von meinen Eltern geerbt und durch meine Handarbeit vermehrt habe, zu erhalten, aber ungerechte Freunde haben mich um alles gebracht, daß ich nichts übrig behalten, als nur ein Kleid, womit ich mich bedecken kan. Wenn der Haß hier aufgehört hätte,

so

so wolte ich schweigen, aber man hindert mich jetzo auf alle mögliche Art, etwas zu meinen Unterhalt zu erwerben. Fremde Leute, die ich sonst niemals gesehen habe und von denen ich glauben darf, sie würden Mitleiden mit mir haben, sind gegen mich aufgebracht, und verfolgen mich, weil man sie überredet hat, daß ich gottloß und lasterhaft wäre. Wenn mir auch jemand eine Zeitlang gewogen zu seyn scheint, so verwandelt er sich doch bald in einen Feind, und die Wolthaten, die er mir erwiesen hat, werden zu Stachelreden gemacht, die meine Seele aufs empfindlichste verwunden. In diesem Elend flehe ich um Hülfe, und glaube auch daß ich sie bey deinem Thron finden werde. Ich bin bereit mein ganzes Leben dir aufzuopfern, und durch den demüthigsten Gehorsam deine Gnade zu erkennen.„

Die Tugend bat sich von der Gerechtigkeit ihre Gedanken darüber aus, und diese sagte, wenn sich alles so verhielte, so wolte sie erstlich eine Untersuchung anstellen, wo das Vermögen hingekommen, und hernach die Freunde dieses Menschen anhalten, nicht nur das was sie unrechtmäßiger Weise genommen, sondern auch so viel als er in der Zeit hatte erwerben können, zu ersetzen. Zur Strafe solten sie eine Zeitlang bey Wasser und Brod im Gefängniß sitzen, und hernach feierlich auf der Gerichtsstube Abbitte thun und Besserung versprechen.

Das gefält mir wol, sagte die Tugend, und legte die Bittschrift hinter sich. Sie nahm eine andere, deren Klagen auf folgende Art vorgetragen waren.

„Grosse Königin.

„Durch einen unglücklichen Zufall bin ich in ein Haus gerathen, worin die größte Unordnung herrscht, und ich sehe keine Möglichkeit vor mir eine Veränderung zu treffen. Mein Herr ist in diesem Jahr noch nicht nüchtern gewesen, und in der Tollheit begeht er die gröſten Ausschweifungen von der Welt, ohne sich durch die beweglichsten Bitten seiner Frau und Kinder davon abhalten zu lassen. Mir ist ein gänzliches Stillschweigen aufgelegt, und jetzo fodert er so gar von mir, daß ich keine saure Mienen machen soll, mit Bedrohung, mir den Hals umzudrehen. Diese Redensart ist ihm sehr gewöhnlich, und ein jeder, der ihm begegnet, empfängt dis Compliment. Ich bin aufs äusserste verlegen. Weglaufen kan ich nicht, und doch wolte ich auch nicht länger ein Diener der Ungerechtigkeit seyn. Ihr seyd die einzige die mir zu rathen im Stande ist. Ich werde eure Befehle mit größter Ehrerbietung annehmen.„

Hier müssen ernsthafte Mittel gebraucht werden, sagte die Tugend, indem sie sich zur Gerechtigkeit wante. Der Mensch hat seine Vormünder zu früh verloren. Ich werde der Klugheit befehlen, auf ihn ein wachsames Auge zu haben, und seine Gelder in ihre Verwahrung zu nehmen, bis er zu besseren Verstande komt.

Indem eröfnete sie eine andere, darin der Verfasser folgende Begebenheit erzehlt, die ich in die Kürze zusammen ziehen will.

„Vor zwanzig Jahren bin ich vom Staube der Armut zu einen sehr groſen Reichthum erhoben worden. Ich bekam drey Häuser in einer mittelmäßigen Stadt, ein

ein großes Stück Landes, und einen recht wohl angelegten Garten. Das baare Geld, das ich zu gleicher Zeit erhielt, belief sich auf achtzig tausend Reichsthaler, ausser den Kostbarkeiten, die zu gleicher Zeit mein Eigenthum wurden. Meine Ställe waren voll Vieh, und einige recht ausgesuchte Züge schöner Pferde zogen wechselsweise meinen Wagen. Mein Haus war ein kleiner Hof, wo große und niedrige in beständiger Bewegung waren, assen, trunken, spielten und tanzten. Mein Vetter rieth mir, den unmäßigen Aufwand einzuschrenken, und nicht zu vergessen, daß in unsern Leben mehr Tage sind als einer, und daß die Verschwendung mehrentheils zuletzt den Bettelsack trage. Aber diese weise Ermahnung konte mein mit unmäßigen Freuden überschwemtes Herz, da sie alle Tage verändert und erhöht wurden, unmöglich fassen, und ich vergaß ganz an das traurige Schicksal zu gedenken, daß ich jetzo erfahren muß. Meine Umstände haben sich so sehr verschlimmert, daß ich von meinen Reichthum nur zwanzig Reichsthaler und von meinen Häusern keinen Ziegel behalten habe. Alles ist verschuldet, und ich weiß nicht, wie ich mein Leben erhalten soll. Vielleicht bewegt euch meine Reue, mich eurer Vorsorge zu würdigen, ob ich sie gleich gar nicht verdient habe, für welche Gnade ich jederzeit der eurige seyn werde.„

Er hat sich selbst gestraft, sagte die Tugend, ich werde ihn noch eine Zeitlang warten lassen, bis ich sehe, ob ihm seine Besserung ein Ernst ist. Hernach mag er im Bauhofe arbeiten, und denn will ich sehen, was aus ihm werden kan.

Eine andere Bittschrift war folgenden Inhalts.

„Hohe Gönnerin,

„Seitdem ich mich den Büchern gewitmet habe, bin ich Tag und Nacht unermüdet gewesen, der Wahrheit nachzuforschen, und ich muß bekennen, daß meine Bemühungen nicht ganz fruchtlos gewesen sind. Aber ein Zufall, der mir neulich begegnet ist, macht mich ganz ungemein unruhig. In der vorigen Nacht, da ich bis zur Mitternacht aufsaß, überfiel mich auf einmal eine entsetzliche Angst, und gleich hernach fing ich an, Blut auszuwerfen. Ich warf gleich mein Buch über die Seite, und legte mich, nachdem ich Wasser getrunken hatte, nieder, aber die Schwermuth ließ mich nicht schlafen und beunruhigte mich, wenn ich einige Augenblicke schlummerte, mit gefährlichen Träumen. Meine Unruhe vermehrt sich von Stunde zu Stunde, und ich mache mir jetzo den Vorwurf, ich sey ein Selbstmörder, und hätte mein Leben verkürzt. Aber eben dieser Zufall hat mein Gemüth aus einem gewissen Schlaf erweckt, der sonst ohne Zweifel noch länger würde gedauert haben, und ich fange nun an, Untersuchungen über mein Verhalten anzustellen. O Tugend, könntest du meine Unruhe besänftigen, und mir Anschläge geben, wie ich mein künftiges Leben zubringen soll, so würde ich mit ewiger Verpflichtung mein Leben in deinem Dienste verzehren, und mich freuen, wenn ich den kurzen Rest davon dir zum Vergnügen zubringen, und durch einen thätigen Gehorsam meine Unterthänigkeit beweisen könte.„

Die

Die Tugend legte diese Bittschrift hinter sich, und eröfnete eine andere, die viel einzelne Bitten enthielt. Ich will einen Auszug daraus machen.

„Große Gebieterin,
Königin der Erde,
Erhabne Gönnerin,

„Ich bin ein Schulman, der fünf und vierzig Jahr gearbeitet hat, und ich kan mit guten Gewissen sagen, daß ich in dieser Zeit nicht müßig gewesen. Wenn ich nachrechne, so habe ich die Erziehung von zwölf tausend Kindern besorgt, wovon ich mir zwar den Ruhm nicht allein beylegen will, aber sie haben mir doch alle sehr viel zu danken.

Unter dieser Menge sind nur wenige, die meinen Fleiß zu schätzen wissen. Die meisten verachten mich, wenn sie ein Amt bekommen, und urtheilen wol gar verkleinerlich von mir. Dis geht mir nahe, und ich wünschte, daß sie von dir zu ihrer Pflicht angewiesen würden.

Manche sind von hier weggereiset, ohne einmal für meine Mühe zu danken. Und doch wäre dis ihre Schuldigkeit gewesen.

Die Eltern dieser Kinder haben mir selten dasjenige gehalten, was sie versprochen. Im Anfang haben sie gute Worte gegeben, aber hernach ihre Hand zurück gezogen, daß ich fast umsonst habe arbeiten müssen.

Mit meinen Nebenarbeitern habe beständig Verdrus und Irrungen gehabt. Es kan seyn, daß ich zuweilen daran Schuld gewesen bin, aber das ist doch nur

selten geschehen, denn ich bin sonst friedfertig gesint, aber meine Rechte lasse ich mir nicht gerne kränken.

Man hat auch an meinen Büchern, die ich herausgegeben, viel auszusetzen gefunden. Ich will es aber deiner Entscheidung überlassen, ob sie mit Recht zu tadeln sind, viele große Gelehrte haben sie gelobt.

Jezo bin ich alt und unvermögend, aber man versagt mir den nöthigen . . . „Indem die Tugend noch laß, hörte man ein starkes Geräusch und ein dicker Staub, der sich immer mehr näherte, verfinsterte den Himmel. Man konte die Ursachen davon nicht so gleich errathen. Einige von den Gefolge der Tugend urtheilten, daß sich vielleicht verschiedene Rotten der Laster zusammen geschlagen und sich einen Weg in diese Gegend geöfnet hatten, die Tugend zu überfallen, und den Reichstag blutig zu beschliessen. Es ist wahr, daß die Vorsichtigkeit alle Befehle ausgefertiget hatte, die Zugänge mit hinlänglicher Mannschaft zu besetzen, und keine verdächtige Personen durchzulassen; die Klugheit und Wachsamkeit waren selbst herum gereiset, alles zu besehen, und für die Sicherheit des Landes zu sorgen, aber es schien doch vielen möglich zu seyn, daß die Feinde irgendwo durchgebrochen wären, weil man sonst schon Exempel davon gehabt hatte. Dis verursachte eine große Bewegung. Andere glaubten, die erste Leibwache der Tugend sey nach einen geheimen Befehl aufgebrochen und ihr entgegen gerückt, sie zu bedecken und nach Sonnenstadt zu begleiten. Noch andere sagten, es würden vielleicht die Einwohner der umliegenden Gegend seyn, die gerne das Glück haben wolten, die Tugend zu

sehen.

sehen. Die Meinungen waren sehr verschieden. Indessen hielten alle Wagen stille, und die Tugend fertigte zwey Bediente zu Pferde ab, dem Getümmel entgegen zu jagen. Sie kamen in einer halben Stunde zurück, und brachten die Nachricht, daß man auf den Schlosse in F = = bey K = = eine Verrätherey glücklich entdeckt, drey Laster gegriffen, und die übrigen, die sich mit der Flucht gerettet, verfolgt hätte. Diese drey hätten die Einwohner aus F = = in Ketten gelegt, und man wolle sie der Versamlung auf den Reichstage vorstellen. Auf diese Nachricht rückte die Tugend ganz langsam fort. In weniger Zeit entdeckte sich der Haufe, der so lange von Walde war bedeckt worden. Im ersten Zuge saß der Hochmut in prächtiger Kleidung auf einen Korbwagen mit einer sehr verdrislichen Miene. Seine Peruque war schön gelockt und gepudert, und auf seinen Fingern funkelten einige kostbare Ringe. Als er der Tugend näher kam, sahe er sie starr an, und frug seine Begleiter: was das vor ein Weib wäre? Diese fielen über ihn her und würden ihn übel zugerichtet haben, wenn nicht die Tugend Befehl gegeben hätte, ihn nicht zu beleidigen. Er fluchte indessen auf sie und die Tugend in ganz entsetzlichen Ausdrücken. Man machte ihn von seinen Ketten los, und er muste hinter der Tugend auf den Wagen stehen. Nach langen Wiederstreben bequemte er sich dazu.

Die Rachbegierde war auf einen andern Wagen angeschlossen. Ihre Augen glüheten wie ein Ofen. Sie schäumte und bearbeitete sich aus allen Kräften, sich loszumachen. Ihre Lippen waren mit unzehligen Flüchen

chen bedeckt. Das ganze Verhalten war mehr rasend als menschlich. Wo sind diejenigen, die du beleidiget hast? rief die Tugend. Was beleidiget, schrie sie aus, mich haben sie beleidiget, sie sollen es empfinden, wenn ich sie nur hätte, zerreissen wolte ich sie. Der ganze Wagen wurde in den Augenblick mit Leuten umringt, die sie alle verklagten, und sich über das Unrecht beklagten, daß ihnen war angethan worden, die Tugend befahl ihr, es diesen Personen abzubitten, da sie sich aber wegerte, so wurde sie an einen Pfahl gebunden, bis die Hitze verraucht war. Dis dauerte drey Tage, und diese Zeit über muste sie fasten.

Es währte nicht lange, so kam auch die Thorheit an. Man merkte, daß sie nicht gut sehen konte, denn sie war mitten unter den Gefolge der Tugend, ehe sie es gewahr wurde. Sie hatte viele Spielsachen vor sich, mit welchen sie sich die Zeit vertrieb, und bald lachte, bald weinte, nachdem es ihr einfiel. Sie saß frey und war nur mit einer Hand angeschlossen. Ihre Stellungen waren sehr lächerlich. Sie plauderte dabey immer weg, ohne das jemand klug daraus werden konte, zuweilen spielte sie mit ihren Sachen. Was thust du, sagte die Tugend, als sie ihr nahe war. Was ich thue, sagte sie, was ich thue? .. und warf alle ihre Spielsachen untereinander, lachte, und wolte der Tugend einige von ihren Kleinigkeiten zuwerfen, welche aber alle an die Erde fielen. Kanst du lesen und schreiben, sagte die Tugend, lesen und schreiben, antwortete sie, schreiben und lesen .. Man konte

aus

aus allem schliessen, daß sie sehr unwissend war, und es wurde Befehl gegeben, sie in die Schule zu schicken.

Der Hochmut schnaubte unterdessen hinter den Wagen der Tugend, und die Rachbegierde wolte unsinnig werden, da sie am Pfale festgebunden war. Die Tugend kehrte sich nicht daran, sondern setzte ihre Reise fort. Es war alles fertig, wie sie ankam, und und am folgenden Tage wurde ein Wettlauf gehalten. Die muntersten Jünglinge waren ausgesucht, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie eifrig sich ein jeder bemühete, der erste beym Ziel zu seyn. Es waren unterschiedene Belonungen ausgesetzt. Der höchste Preis war eine Krone, die unvergänglich war. Ausser dieser waren noch Feierkleider, Edelgesteine und goldene Waffen. Der Wettlauf dauerte viele Stunden hinter einander. Die Tugend beobachtete ihn von einem Gerüste. Auf den Seiten innerhalb den Schranken hatten sich die Tugenden gestellt, die laufenden Jünglinge zu ermuntern. Einige wurden müde und sezten sich nieder, aber sobald als es die Tugenden sahen, eilten sie zu, und sprachen ihnen einen Muth ein. Es gab auch einige, die das Ziel aus den Augen verloren, und auf die Seite auswichen. Mit diesen hatten die Tugenden am meisten zu thun, denn sie wolten sich nicht überreden lassen, daß sie des rechten Weges verfehlten. Die folgenden zwey Tage wurden die junge Mannschaft in den Waffen geübt, und am vierten erhob sich die Tugend wieder nach ihrem Schlosse. Die drey Laster wurden als Gefangene mitgenommen. Des Tages darauf versamleten sich alle Reichsstände,

und

und der Reichskanzler eröfnete ihnen in einer Rede, daß sich der Reichstag diese Woche beschliessen würde. Darnach wurden die drey oben angezeigte Laster hereingeführt. Dem Hochmut wurde das Urtheil gesprochen, daß er eine gewisse Zeit in den amerikanischen Bergwerken arbeiten solte. Die Rachbegierde wurde nach abgelegtem Bekentniß auf ein wüstes Schloß verwiesen, damit sie durch ihre Raserey nicht weiter schaden könte, und der Thorheit wurde befohlen, nach geendigten Schuljahren, wenn sie würde zu Verstande gekommen seyn, in der Küche fleißig zu arbeiten.

Ich will hier die Begebenheiten einschalten, die sich in der nachfolgenden Zeit mit diesen Lastern zugetragen haben. Man band den Hochmut nach erhaltenen Befehl auf einen Wagen an und führte ihn nach Amerika. Er wiedersezte sich aus allen Kräften, und sagte zu seinen Begleitern, er sey kein Sklave, seine Eltern wären von höhern Adel als die Tugend, sie hätten ganze Länder regiert und Kronen getragen. Er bedaure nichts mehr, als daß er sich jetzo habe verleiten lassen, das Gebiet der Tugend zu betreten, wenn er in P. geblieben sey, könte er vielleicht jetzo die erste Stelle am Hofe bekleiden. Er war auch sehr ungehalten, daß man ihm seine schöne Peruque, die man ihm auf dem Schlosse genommen, nicht wiedergegeben, weil aber seine Haare sehr lang waren, so verlangte er, daß sie solten in Locken geschlagen und gepudert werden, welches ihm aber abgeschlagen wurde. Es wird sehr geheim gehalten, wo man ihn eigentlich hingebracht,

bracht, man will aber sagen, daß er Mittel gefunden, zu entwischen.

Das wüste Schloß, wohin die Rachbegierde verwiesen wurde, lag in Arabien. Sie tobte, wie eine Furie, als man sie auf den Wagen setzte, und sagte: sie wolle es der Tugend gedenken. Die Reise ging sehr schnell und man schrenkte sie hier so ein, daß sie nicht leicht entfliehen konte.

Was die Thorheit betrift, so lernte sie sehr langsam und so wenig, daß sie immer ein Kind blieb. Alle Aufmunterungen waren bey ihr vergebens. Wenn sie auch von andern Kindern verlacht wurde, so blieb sie doch bey ihren kindischen Sitten. In der Küche soll sie hernach vielen Schaden gethan haben, welches ihren Charakter ziemlich gemäß ist. Indessen macht man sich doch noch die Hofnung, daß sie vielleicht im funfzigsten Jahr klug werden möchte.

Sie wurden herausgeführt und die Tugend hielte an die Versamlung eine vortrefliche Rede. Sie würde einen Raum von drey Bogen einnehmen, wenn ich sie von Wort zu Wort anführen solte, ich werde daher nur den Inhalt anzeigen. Zuerst dankte sie allen ihren Freunden für den Eifer, den sie bisher in ihren Diensten bewiesen hatten. Sie rühmte die Aufführung der Tugenden insbesondere, und gab jeder eine Lobeserhebung, die ihrem Stande gemäß war. Sie erklärte sich hernach ihnen allen Beystand zu leisten, die Waffen fertig zu halten, die Zeughäuser zu öfnen, und es an keinem Stück zu ihrer Unterstützung fehlen zu lassen. Sie versprach ihnen ausnehmende Belonungen,

wenn

wenn sie in ihren Fleiß fortfahren, und den Lastern allen Abbruch thun würden. Sie schärfte einer jeden Tugend noch besondere Pflichten ein, und machte ihnen bekant, was ihre Unternehmungen inskünftige für einen Fortgang haben würden. ꝛc.

Da sie vom Thron stieg, öfnete sich ein grosser Saal, der bisher immer verschlossen gewesen war. Er war für menschlichen Augen zu blendend geschmückt. Sie ging hinein, die Tugenden folgten ihr, und hernach wurde die Thür verschlossen.

Die Freunde der Tugend reißten nach und nach ab und begaben sich in die Länder, aus welchen sie gebürtig waren. Ein jeder rühmte den Reichstag und freuete sich, daß er ein Zuschauer so vieler feierlichen Handlungen gewesen. Man erzehlte einander viele Jahre davon und insonderheit hörten die alten Väter diese Erzehlungen sehr gerne, segneten ihre Kinder und verliessen die Welt.



Der Tugendfreund.

Das II. Stück.

Ihr Blüten, die ihr in der Brust,
In Jahren der vergnügten Lust,
Ein schleichend Gift des Todes nähret.
Du tanzest über Gräbern hin,
O Jugend, und dein trunkner Sinn
Ist weit vom Sterben abgekehret!



Gelobt und getadelt zu werden ist nur bey vollkommenen Wesen, aber nicht bey Menschen ein Wiederspruch. Dieses Geschlecht scheint fast mit allem was edel und was sündlich ist versehen, und dadurch vor allen Geschöpfen kentlich zu seyn. Was ist höher als der Mensch, wenn man ihn in der Gleichförmigkeit mit seinem allergrößesten Schöpfer betrachtet? Ein Gedanke: welch eine hohe Wirkung der Seele! Wer solte unter den gröbern Körpern, bey Thieren, bey Pflanzen, mitten in der Erde, oder doch in der schärfsten Arbeit auf ihrer Oberfläche, in diesem Brande und in der

Hitze der Sonne, in dieser erstarrenden Kälte, in Finsternissen der Nacht, in der vollkommenen Umringung des Sichtbaren, Zusammengesetzten und Sinnlichen, wer solte sich hier solche Wesen vermuthen, deren Seelen zu Gedanken fähig sind? Gedanken haben nur ihr Daseyn im Verstande, und sind ausser demselben nirgends befindlich. Sie gehen daher auch weiter, als sonst etwas auf Erden gehen kan; sie wagen sich in das vergangene zurück und in das künftige voraus: und an den Grenzen aller Zeit finden sie eine Ewigkeit, die allein für sie groß genug ist. Eine Entschliessung der Seele, welche Macht hat sie! welche Macht über die Körper, über diese wesentlichern Theile dieser Welt! Wie viel zu schwach sind äussere Veränderungen, als daß sie umstossen solten, was einmal im ganzem Ernst beschlossen ist.

Aber für Leser, die die Menschheit kennen, werde ich von dem Adel derselben nicht zu viel geschrieben haben, sie werden an dem Gemälde schon Flecken finden, sie werden fragen: was ist unedler als der Mensch, wenn man ihn in der verkehrten Art seiner ganzen Natur betrachtet? So lange Menschen auf Erden leben, findet sich an ihnen immer etwas zu tadeln, und wenn sie auch sonst die Bewunderung der ganzen Welt verdienten. Nach diesem Leben verändert sich ihre Natur: alsdenn haben sie entweder nichts fehlerhaftes, oder nichts gutes.

Ich habe in dem ersten Theil dieser Schrift, der noch nicht verführten Jugend Lobsprüche beygelegt. Es ist gar nicht mein Sinn dieselben zu wiederrufen. Aber aus Freundschaft für die Tugend kan ich auch das-

jenige

jenige nicht verschweigen, was die Jugend verstelt. Doch soll dieses Blatt nichts schimpfliches enthalten: sondern ich hoffe vielmehr, daß mancher Leser, der noch jung ist und seine Fehler findet, mit einer Art des Vergnügens sehen wird, daß ich Mitleiden mit ihm habe und ihn auf eine freundliche Weise zu der Versamlung der Ernsthaften einlade, die sich ihre eigene Jugend noch lebhaft vorstellen, die Fehler derselben zu bessern suchen, und nun für andre lauter Exempel werden wollen.

Philoprotus ist ein angenehmer Mensch. Sein eigentliches Alter ist mir unbekant. Ich war erst einige Wochen mit ihm umgegangen und hatte ihn schon sehr lieb gewonnen. Ich fand an ihm, daß er von seinen ersten Jahren an, aufmerksam gewesen seyn muste, wenn man von solchen Dingen gesprochen, die der Menschheit Ehre bringen. Er hatte sich zur Bemühung nach solchen Eigenschaften und Handlungen fest entschlossen. Hiedurch und durch das Lesen mancher Bücher, hatte er eine feine Seele erlangt. Er hatte die seltene Eigenschaft der Jugend, daß ihn die Fortsetzung eines angefangenen Nachdenkens, oder eines andern Unternehmens, welches Ernst erfodert und also schwer ist, nicht leicht ermüdete. Der kindische Umgang mit andern seines Alters war ihm im Grunde zu niederträchtig und pöbelhaft. Er ließ sich wol zuweilen dazu verleiten, aber er zeigete sein Misfallen an dergleichen Aufführung dadurch, daß er hernach über die andern, mit denen er so vertraut gewesen war, die Herrschaft zu behaupten wuste, und sie entweder durch eine angenommene strenge Ernsthaftigkeit, eben alsdenn wenn sie leichtsinnig

waren, übertraf, oder ihnen so viel Beissendes anzuhören gab, daß sie merkten, sie könten ihm nicht alles bieten. Er war willig alles anzunehmen, was man ihm ohne Bitterkeit, ohne Grobheit, und mit einem freundlichen Ernst sagte. Man gewann seine vollkommene Hochachtung durch ein gesetztes Wesen. Aber er nahm sich Freyheiten heraus, wo er Fehler merkte, und er wuste seine Aufführung so einzurichten, daß andre merken konten, sie hätten ihm einige Schwachheiten sehen lassen. Er war ein Feind von der Lust, die auf mancherley Art in jungen Jahren ausschweift. Er bewachte seine Neigungen, daß sie auf dieser Seite gegen niemand ausbrachen, und es schien als wenn er davon frey wäre. Wolte er andern Begierden seines Gemüths Raum lassen, so suchte er sie unter einer solchen Aufführung zu verstecken, welche ihm weniger Vorwurf zu machen schien: aber er merkte nicht, daß ihm dieses niemals gelingen wolte.

Der Hauptzweck, welchen er sich in seinen ganzen Umgange mit Menschen vorgesetzt hatte, war dieser, daß er von ihnen nicht mehr als ein Jüngling angesehn werden möchte. Er suchte diese Sache mit allzugroßer Begierde, sonst hätte er sie recht überlegt, und alsdenn auch gewiß erhalten. Er merkte nicht, daß die wahre Beherschung seiner Neigungen, den wesentlichen Unterschied zwischen der flüchtigen Jugend und zwischen den reifen Wohlstande des Menschen ausmachte. Es blieb ihm also alles verborgen, was zur rechten Beugung des Eigenwillens, und zu einer solchen Sanftmuth gegen andre gehört, da man ihnen in allem nachgiebt, was

was nur nicht sündlich ist, und da man eben dadurch nicht nur über sich selbst vollkommen Herr bleibt, sondern auch andre gewint. Ein König, der viel Unterthanen haben will, kan sie sich entweder unterwerfen, oder er kan sie so locken, daß ihm ganze Städte ihre Thorschlüssel von selbst entgegen tragen. Welches von beyden wird das beste Mittel zu Erreichung des Zwecks seyn? Ich setze mit Fleiß ein Gleichniß das sich gar nicht schickt; denn was ist für ein Vergleich zwischen einem Könige, der Unterthanen sucht, und einem jungen Menschen, der gerne andern gleich werden wolte! Aber eben so fand sichs in dem Gemüth dieses Jünglings: er hatte nicht überlegt wie groß er werden, und welche Vorzüge er erreichen wolte; ob es nur innere Gemüthsverbesserungen wären, oder ob es die äussern Vorzüge wären, die in seiner noch daurenden Unmündigkeit ihm nothwendig versagt seyn müssen.

Nun geht es allemal so, wenn man seinen Endzweck nicht recht überlegt und genau bestimt, so setzt man auch seiner Begierde keine Schranken, und sie verfält gewiß auf Nebensachen, ohne daß die Hauptsache jemals erreicht wird. Eben deswegen reichen auch die Mittel zu diesem Endzweck nicht hin. Gleichwol will man den Vorsatz des Gemüths nicht fahren lassen, und schweift also wieder seinen Willen aus.

Philoprotus will gerne andern, die er verehrt, gleich seyn. Zu manchen Stunden befindet er sich von ihren wahren Vorzügen gerührt; er wäre gerne eben so ernsthaft, er hätte gerne die Größe ihrer Seelen, in welcher sie über andre Menschen erhoben sind, er

wünschte daß er ihnen an der Stärke ihrer Gemüthskräfte gleich käme, er schämt sich so oft er sie sieht, daß er gegen sie gerechnet, in allen Stücken seine Jugend noch so sehr verräth, aber er kennet die wahren Vorzüge in der That nicht recht, so sehr er sie auch an sich zu haben wünscht und bewundert. Nur das sinliche dabey fält ihm in die Augen, nur der äussere Zustand, da sie von andern geschätzt werden. Er glaubt also wahre Vollkommenheiten zu suchen, und er sucht in der That eine eitele Ehre. Er wird hochmütig ohne es zu wissen, und er wird dieser Neigung so gewohnt, daß er jede gute Anweisung für eine Beleidigung seiner Ehre hält. Da er nun eine eitele Absicht hat, so gebraucht er zu derselben auch eitele und nichtige Mittel. Wenn es ihm einigermassen so vorkomt, als wenn er genugsam vorgezogen würde, oder wenn seine Gedanken von sich selbst einige Tage ruhig bleiben, so läßt er in der strengen Beobachtung seiner Vorsätze nach. Er macht sich gar mit kleinen Kindern zu thun. Er freuet sich, daß er ihnen überlegen ist an Einfällen und Erfindungen, die sie beleidigen. Denn wenn er sich in dieser seiner Geschicklichkeit nicht spiegelte, so würde er merken, daß man niemals einen Schwächern anfallen muß, und daß eine vorzügliche Geschicklichkeit uns dazu gar nicht berechtiget. Geringere Personen läßt er von seinen Eigenschaften gar nichts weiter merken, als daß er ihnen befiehlt und in ihrer Gegenwart auf eine ausschweifendere Weise vergnügt ist, als in Gegenwart der vornehmeren. Es ist nicht möglich, daß er auf diese Weise seinen Zweck erreicht. Denn nur wahre Vorzüge geben wahre Ehre.

Aber

Aber Philoprotus ist ein ganz andrer Mensch, wenn er einige Verweise anhören muß. Alsdenn sucht er sie erstlich abzulehnen, und wenn das nicht helfen will, so nimt er seine Zuflucht zu seiner ihm natürlichen Schwermut. Sie hat etwas beleidigendes an sich, welches er wol selbst nicht merkt. Und vielleicht ohne sein völliges Vorwissen rächt er sich auf diese Weise genugsam an denen, deren Zurechtweisung ihm sehr nützlich werden könte, wenigstens eine aufrichtig dankbare Annahme verdient hätte.

Kennete Philoprotus die wahre Ernsthaftigkeit der Seele, wie sie in einem Haß gegen alles unnütze und sündliche Wesen der Welt, und in einer unabläßigen Wachsamkeit über sich selbst besteht, welche durch die hohen Betrachtungen des unvergänglichen und ewigen, und durch die Empfindung der köstlichen Gnade Gottes unterhalten wird; Kennete er die Größe der Seele, da sie in kluger und gesitteter Enthaltsamkeit die Freude der Welt eben so anständig meidet, wie sich ein wohl erzogener Mensch nicht an die Sauftische des Pöbels setzen und in ihre niederträchtige Reden nicht einlassen wird, wenn er auch eine noch so lustige Gesellschaft anträfe; Wüste er, daß nur die Gemüthskräfte stark sind, wenn ein höheres Licht den Verstand zu Einsichten gewöhnt, eine höhere Gewalt mit sanfter Macht die Begierden des Herzens gebrochen, und alle Triebe gründlich geändert hat: o so würde er einen ganz andern Hauptzweck erwehlen. Er würde nicht mehr andern gleich seyn wollen, sondern sein ganzes Herz würde sprechen: ich will noch

geringer werden. Sein Gemüth würde gegen alle Menschen zärtlich werden, er würde sich recht fürchten auch nur den allergeringsten im geringsten zu beleidigen. Seine schöne Neigung zur Stille würde sanft und angenehm werden. Seine Geberden würden eine beschämende Antwort seyn, worüber einem jeden der ihn beleidigen wolte, fernere Vergehungen unmöglich würden. Man würde sehen, daß er Herr über sich selbst und ein gedemüthigter Unterthan Gottes wäre. Seine Vorzüge, die er nun nicht zu zeigen suchte, würden allen die ihn kennen, eben so reitzend werden, als der Blitz eines kostbaren Diamants die Blicke einer ganzen Gesellschaft neugierig macht, wenn seine schöne Besitzerin ihn versteckt.

Philoprotus mag wol nicht glauben, daß er leichtsinnig ist, und daß dieses noch sein größester Fehler ist. Aber ich weiß den Leichtsinn nicht anders zu erklären, als daß er in einer solchen Gemüthsbeschaffenheit bestehet, nach welcher man weder die Endabsicht seiner Handlungen recht überlegt, noch auch die Handlungen selbst recht untersucht, ob sie sich zu dem Endzweck auch wirklich als Mittel verhalten.

Häminekrus hat schon seit drey Jahren die Schwindsucht. Seine Gestalt ist wie eines Mannes von achtzig Jahren, da er doch erst das neunzehnte angetreten hat. Täglich verblühet die Farbe seines Gesichts, er keicht, er geht langsam, er kan kaum die Treppe hinauf in seine Stube kommen, er findet kein Vergnügen mehr in Feldern, im Walde und auf dem Wasser, welche Gegenden doch sonst der erwünschte

Auf-

Aufenthalt der Jugend sind. Er ist gern in ernsthaften Gesellschaften, ausser der Zeit, die er auf solche Weise zubringt, arbeitet er mit großem Fleiß an Erlernung der Wissenschaften. Er arbeitet nicht vergebens; sein für die Jahre schon sehr reifes Nachdenken, findet Vortheile, die tausend andre verfehlen, und auf beschwerlichen Umwegen mit vieler Mühe endlich ihren Zweck oft zu spät erreichen. Er ist in allen seinen Sachen ungemein ordentlich. Die Sonne blickt um fünf Uhr des Morgens in sein Schlafgemach, aber er erwartet sie schon alle Morgen im Fenster. Hernach wartet er seine Andacht unausgesetzt ab; denn er muß seine Ordnung haben. Hierauf nimt er die Arbeit vor, welche er nothwendig in der besten Stille vornehmen muß, er durchsucht die allgemeinsten Wahrheiten von den Eigenschaften der Dinge. Alsdenn muß ihm sein Morgengetränk täglich zu eben derselben Stunde gebracht werden. Auf dieses Getränk setzet er eine sanfte Leibesbewegung, wozu er bey gutem Wetter das Reiten, bey schlechten aber das Sägen erwehlt hat. Sobald er diese Pflicht gegen seinen Leib erfüllt hat, beschäftigt er sich wieder mit seinen Büchern bis man ihn um zwölf Uhr zur Mahlzeit ruft. Er ißet keinen Tag mehr als er den vorigen gegessen hat, sein Teller hat ein gewisses Maß, welches er genau zu beobachten weiß. Die Speisen müssen auch nach einer gewissen Abwechselung gewehlt seyn, und er muß sie schon den Abend vorher wissen.

Nach Tische schläft er eine halbe Stunde, und wacht zur rechter Zeit richtig wieder auf. Der Nachmittag

mittag ist auch unter gewisse Beschäftigungen vertheilt, er wird der Musick, Mahlerey, und einem guten Umgange mit gesitteten Personen gewidmet, die er immer zusammen sucht.

Häminekrus wird nach seiner Berechnung siebenzig Jahr alt. Er hat Mittel, und mit allen seinen Sachen hat er Einrichtungen auf ein langes Leben gemacht. Seine Mutter hat sich auf dem Lande angekauft, und weil ihr Sohn ihr einziger Erbe ist, so hat sie alles seiner Einrichtung überlassen. Nun erwartet er nur der Mutter Tod, um sich alsdenn eine Wohnung nach seinem Geschmack anzulegen. Er macht Risse von Gärten und Gebäuden. Zwanzig hat er schon fertig, aber es sind noch nicht genug zur Wahl. Er hat große Gruben graben und mit Kalk anfüllen lassen, welcher sechs Jahr liegen soll. Er hat einen Ziegelofen gebauet, und Steine in großer Menge brennen lassen. Er zahlt voraus auf alle neue Bücher, die nach und nach heraus kommen, und in allen großen Städten bezahlt er einige Personen, daß sie ihm bey öffentlichen Verkaufe großer Büchersamlungen die Verzeichnisse schicken, und die Werke verstehen müssen.

In diesen Geschäften ist er täglich verwickelt, und er treibt sie eben alsdenn am allereifrigsten, wenn die Schwachheit seines Cörpers überhand nehmen will. Er fürchtet nichts weniger als den Tod. Man komt gar nicht mit ihm aus, wenn man ihm vom Sterben etwas saget; er antwortet gemeiniglich: ein früher Tod ist eine Folge des unordentlichen Lebens, ich will es einen Menschen allemal vorher sagen, ob er alt werden

den wird, ich darf nur einige Tage hindurch seine Lebensart ansehen. Diese Gesinnung ist einzig und allein an der Munterkeit schuld, in welcher er gar zu oft ausschweift. Wäre er von der Möglichkeit eines nahen Todes überzeugt; oder dächte er nur mit Ernst an sein Ende: so würden die übrigen schönen Eigenschaften seines Gemüths immer mehr sich setzen und vollkommen werden, und die flüchtige Unachtsamkeit würde sich verlieren. Wie bald würde Häminekrus alsdenn anstatt seines Baues auf Erden, sich um bessere Wohnungen in der zukünftigen Welt bekümmern! Aber so verlacht er die Mittel dazu, und ist sinnreich mit den heiligsten Gesetzen Gottes zu spotten. Aber er wird es nicht lange treiben, er erreicht nicht das dreyßigste Jahr, denn seine Lunge ist bald verzehrt, seine Säfte vertrocknen, und er ist kaum mehr ein überzogenes Gerippe.

Marsias hat mit seinem vierzehnten Jahr den Vorzug vor allen seinen Mitschülern erreicht. Ich sahe neulich unvermuthet eins von seinen Gedichten, und ich kan sagen, daß ich mich gar sehr darüber gewundert habe. Er hatte in demselben von der Zufriedenheit sehr artig geschrieben. Eine rührende Vorstellung seiner Armuth, und seiner großen Begierde etwas zu lernen, machte den Anfang. Hierauf erzehlte er, daß ihn der Neid hätte anfallen wollen, als er andre gesehen, die um das Bürgerrecht unter den Gelehrten gar kaltsinnig angehalten, und so vielen Reichthum fruchtloß verschwendet hätten. Die Beschreibung seines Streits mit dem Neide war sehr

feurig

feurig und lebhaft. Er hatte ihn überwunden und verfolgte ihn hitzig. Der Neid eilte vor einen Wald vorbey und wolte über einen Fluß setzen. Marsias wolte ihn ergreifen, sahe sich aber von ohngefehr um, und erblickte unter einer großen schattigen Linde die Zufriedenheit. Diese redet er beweglich an, bekennet seine Schwachheit, und bittet, sie möchte sein Gemüth in Ordnung bringen. Ich habe aus dieser Anrede ohngefehr folgende Gedancken behalten.

Reichthum, wo man keine Thaler zehlet,
Wo kein schlechtes Gold die Seelen quälet,
Die es sonst vergeblich durstig macht,
Oder furchtsam, wenn der Geitz am Fenster wacht.

Gold ist reich, nicht wer das Gold verschliesset:
Der Besitzer, der doch nichts geniesset,
Dient dem Kasten. Harpax hat kein Geld,
Harpax selbst gehört dem Gelde und der Welt.

O Zufriedenheit! nein! Millionen
Sind mir nicht so lieb, als hier zu wohnen!
= = = = =
= = = = =

Schau, hier steht ein Jüngling ohne Güter,
Schenke ihm die Zierde der Gemüther,
= = = = =
= = = = =

Mach ihn viel zu reich, noch etwas zu begehren,
Was der Thoren Sprache Reichthum nent,
Weil man nicht den innern Werth der Dinge kent,
Ich will dich mit munterm Fleiß und ernster Stille ehren.

Lauft,

Lauft, ihr Thoren, unter mir nach Schatten;
Seht ich steige, ohne zu ermatten,
Zu dem Glanz der unerschaffnen Pracht,
Die mich ohne Mühe reich und klug und glücklich macht.

Marsias hat sich bey allen Gönnern der fleißigen Jugend so beliebt gemacht, daß ihm sein Unterhalt gereicht wird. Er ist andern ein Exempel, es scheint, als wenn alle, die mit ihm unterrichtet werden, sich von ihm die Wege zeigen liessen. Er geht ihnen aber so weit vor, daß sie die grösseste Mühe haben, ihm nur von Ferne zu folgen. Er hält sich nichts zu schwer; aber er lernt doch alles gründlich. Wo man andre bey ungezogenen Vergnügungen findet, da sucht man ihn vergebens. Auf einem Berge belustigt er sich mit der Dichtkunst, auf dem andern lieset er die besten Schriften der alten Römer und Griechen. Hier hat er eine Höhe, von welcher er einige Landschaften übersehn und nach dieser Aussicht zeichnen kan. Dort ist ein Gang, wo er ohne Zeugen die Empfindungen seines Herzens nach aller ihrer Stärke ausspricht.

Marsias macht allen, die zur Anweisung der Jugend Gaben haben, Lust und Neigung, daß sie sich mit ihm beschäftigen. Sein Herz ist biegsam, jede Ermahnung des Ernstes und der Liebe dringt bey ihm durch, und macht die Empfindungen und guten Vorsätze rege, die er selbst bisher nicht in sich gekant hat. Er hat nichts begangen, was sein Gewissen beschweren und seine Seele an ihrem höchsten Glück hindern könte. Er ist voll Zärtlichkeit gegen die Liebe Gottes, er kan

nie

nie ohne Rührung daran denken, und man kan an seiner beschiedenen Gefälligkeit, sanften Biegsamkeit und redlicher Treuherzigkeit gegen Menschen gar leicht abnehmen, was in ihm vorgeht. Aber Marsias ist eine unerschöpfliche Quelle von lustigen Einfällen. Alle die ihn ansichtig werden, wo sie anders Lust zu lachen haben, drengen sich zu ihm, und er darf nur den Mund aufthun, so fliehet die Ernsthaftigkeit aus ganzen Gesellschaften. Er findet sich in seinem Gemüth bestraft, aber er hat keine Kraft, die unglaublich fertige Erfindungskraft seines leichten Witzes in Schranken zu halten. Andern gefält diese Munterkeit, sie wollen es ihm gleich thun, können aber nicht, und dis erweckt alsdenn den Trieb zum Scherz bey ihm immer mehr. Man hört kein schändliches Wort aus seinem Munde; es sind also sehr viele, die ihn wegen seiner Einfälle gar nicht tadeln, sondern vielmehr gerne um sich haben, ihn aufmuntern, und alles, was er spricht, als ein Zeichen eines fertigen Verstandes aufs höchste bewundern und erheben. Marsias geht in dieser Gewohnheit immer weiter, er kan nichts lesen oder hören, so komt es ihm gleich in eine Art der Schwebung vor sein Gemüth, ihm fallen gleich ähnliche Gedanken ein, und da ist alles aufs lächerlichste gedreht.

Ich habe diesen Jüngling mit mitleidiger Liebe angesehen. O Schade, daß so schöne Gemüthsgaben auf diese Weise verschwendet werden! Wenn ein berühmter Strassenräuber gehängt wird, und man Nachrichten von seinen listigen Erfindungen lieset, so pflegt man die

Gegen-

Gegenwart des Geistes und ungemein großen Gemüthskräfte zu beklagen, weil sie so übel angewendet worden. Ich weiß nicht, ob die Gewohnheit, witzig und angenehm beständig zu scherzen, nicht eben ein so unseliger Misbrauch der schönsten Gaben ist.

Ich muß dem Marsias vorhersagen, daß ihm über seinen fertigen Witz endlich alle Wahrheiten so gleichgültig seyn werden, daß keine Empfindung derselben übrig bleiben wird. Und alsdenn muß er zur Ernsthaftigkeit entweder den unglaublich mühsamen Weg der finstern Schwermuth gehen, oder ein andres Leiden greift ihn heftig an, oder er verwildert zu der allergrössesten Niederträchtigkeit.

Jetzt ist der Rath für ihn übrig, daß er sich an eine wo nicht ernsthafte, doch wenigstens stille Betrachtung seines Endes gewöhne. Er gebe dem Herrn über unser Leben die Ehre, daß er seine Macht erkenne, die auch über ihn alle Augenblick gebieten kan. Er lasse seinen Geist unter den abgeschiedenen Seelen wandern, und seine Augen unter den Gräbern. Er ist eine schöne Blume, die der Verwesung um so viel näher ist, je heller sie spielet. Wie wolte er eine Lust lieben, die ihm seinen Tod so bitter machen kan: da die frische Jugend dem Grabe eben so nahe ist, als das verwelkte Alter!

Verwelkend schrumpfen schon die Blätter,
Ein leichter Hauch vom nechsten Wetter,
Entkleidet den umkränzten Stiel.
So kurz ist auch der Menschen Ziel.

Folgen-

Folgender Brief hat schon eine Zeitlang gelegen, und wir wollen ihn daher jetzo beyfügen.

Mein Herr!

Ihre Eleonore, die jetzo nicht mehr im Lande der Sterblichen ist, hat in meinen Augen einen sehr großen Wehrt bekommen. Eine solche Gattin zu haben ist besser als Tonnen Goldes zu besitzen, aber sie zu verlieren, ist ein unerträglicher Gedanke. Ich bin durch ihr Stück so eingenommen worden, daß ich es schon dreymal gelesen habe, und allemal Thränen vergiessen muß, wenn ich an die 279ste Seite komme. Hat es denn auch wirklich solche Eleonore gegeben? Hat sie solche vortrefliche Eigenschaften gehabt? Wo hat sie gelebt, und warum hat man ihr nicht ein vollkommeneres Andenken gestiftet? O es ist ewig Schade, daß sie gestorben ist! Wie sehr wäre es zu wünschen, daß ihr Geist in unserm Frauenzimmer lebte, und daß ihre erhabene Eigenschaften ein Erbgut der Hinterbliebenen geworden wären. Was sagen Sie dazu? Wo sind solche Eleonoren? Ich bin mit vollkommener Zufriedenheit

Mein Herr,

D = = r
den 15 May
1756.

Dero

gehorsamer Diener
Callistus.

Der Tugendfreund.

Das 12. Stück.

O goldner Schlaf, dich wünscht der Müde,
Der Last und Hitze seufzend trägt.



Der Schlaf ist eine sanfte Erquickung der ganzen Natur, wenn wir durch unsere Arbeiten ermüdet und nicht mehr im Stande, sind, neue Beschäftigungen vorzunehmen. Je heftiger die Anstrengung unserer Kräfte, je stärker der Fleiß, die Bemühung, und die Emsigkeit gewesen sind, je süsser und angenehmer ist die Ruhe. Der Pilgrim, der in einem Tage viele Berge überstiegen, viele beschwerliche Wege zurück gelegt, vielen Schweiß vergossen, und beynahe alle Kräfte verloren hat, freuet sich gewiß eben so sehr auf ein ruhiges Nachtlager, als auf die Speisen, welche er noch vorher geniessen will. Der Tagelöhner ist sehr vergnügt, wenn er sich nach saurer Arbeit und Mühe auf ein ganz schlechtes Bette niederwerfen, und bis gegen die Zeit, da ihn die Sonne zu neuen Arbeiten erweckt, ausruhen kan. Die Beschäftigungen des Geistes er-

schöpfen unsere Kräfte eben so wol, ja noch weit mehr als die Arbeiten unserer Hände, und ein Gelehrter erfährt es sehr oft, daß ein unruhiger und ruhiger Schlaf sehr ungleiche Würkungen für ihn haben.

Zu verschiedenen Zeiten kan es einem Menschen nicht verdacht werden, wenn er viel und lange schläft. Ein Kind kan halbe Tage verschlafen, und man wird gar nicht darüber zürnen; ein Kranker macht uns eine nicht geringe Freude, wenn er anfängt zu ruhen und auch über die gewöhnliche Zeit schläft. Aber wenn ein gesunder Mensch, dem nichts weiter als Arbeit und Sorge fehlen, die Helfte des Tages im Schlaf zubringen wolte, so würden wir uns kein Bedenken machen ihn unter diejenigen zu rechnen, die noch nicht wissen, warum sie leben. Faule und träge Seelen, die beständig jähnen, sind den menschlichen Geschlechte eine wirkliche Schande. Sie würden sich sehr gut unter diejenigen Thiere schicken, von welchen man sagt, daß sie den ganzen Winter über schlafen, und die nach einer halbjährigen Ruhe erst wieder ihre Augen aufthun.

Man muß seine Natur prüfen, wie viel Schlaf und Ruhe sie nöthig hat, ihre verlorne Kräfte wieder zu samlen. Wenn sie nach wenigen Stunden ihre vorige Lebhaftigkeit erhält, und durch eine längere Ruhe träge und zu allen Geschäften verdrossen werden solte, so würde es unrecht seyn, die Zeit des Schlafs zu verlängern. Wenn aber eine kürzere Zeit nicht hinreicht, uns von neuen zu beleben und die Kräfte zu ersetzen, so kan uns niemand tadeln, wenn wir länger ruhen als andere. Daher ist es schwer, gewisse Stunden des

Schlafs

Schlafs vorzuschreiben und es gesetzmäßig zu machen, daß niemand über diese Zeit schlafen soll. Ein jeder, der nur will, kan sich in dieser Absicht die beste Ordnung vorschreiben. Und eine solche Ordnung hat in die Geschäfte des ganzen Tages einen nicht geringen Einfluß. Wir merken es an solchen Männern, denen die Zeit sehr theuer ist, weil sie von Morgen bis in die Nacht beschäftiget sind. Es scheint ihnen ein unersetzlicher Verlust zu seyn, wenn sie eine Stunde später erwachen, und die folgenden Handlungen gerathen dadurch in eine Art der Verwirrung, welche sie noch einmal so verdrießlich macht, als sie an und vor sich würden gewesen seyn.

So ordentlich wacht und schläft der Herr v. M**, dessen unvergleichliche Ordnung in seinen Hausgeschäften mir überhaupt sehr wohl gefält. Kurz vor fünf Uhr muß ihn sein Diener wecken, und wenn er auch nicht viel geruht hat, so wischt er sich doch so gleich den Schlaf aus den Augen und verläßt sein Bette. Er begiebt sich darauf in seinen Büchersaal, wo er sich eine Stunde lang verschließt und seine Andacht abwartet. Um sechs Uhr komt er wieder heraus und setzt sich an seinen Koffetisch, wo er mit seiner Gemahlin, die eine eben so muntre Dame ist, dasjenige verabredet, was die Haushaltung und Familie betrift, und an dem Tage vorgenommen werden soll. Nach einer halben Stunde begiebt er sich in seine Schreibstube und arbeitet bis gegen eins ununterbrochen fort, ausgenommen daß er wol ein oder zweymal den Flügel besucht, und sich nach einer kurzen Ermunterung wieder niedersetzt. Die Zeit

des Essens dauert nicht länger als bis halb drey Uhr, es müste denn seyn, daß Freunde gegenwärtig wären, da es denn wohl eine halbe Stunde länger währt. Nach Tische unterhält sich der Herr von M. eine Stunde lang mit seinen Kindern, deren Herz und Sitten er sorgfältig zu bilden sucht, und darin bis ietzo sehr glücklich gewesen ist. Sie erzehlen ihn auf die unschuldigste Art, was sie wissen, und er antwortet ihnen so artig und einnehmend, daß sie sich alle um ihn herum drengen und viele Stunden vorher auf diese Zusammenkunft freuen. Wenn es seine Arbeiten erlauben, so fährt er mit ihnen aus, und die kleinen Lieblinge unterhalten ihn mit ihrem unschuldigen Geplauder und unerwarteten Fragen, so lange bis sie wieder aus den Wagen steigen. Wenn er zu Hause bleibt, so sind diese Stunden der Unterredung mit guten Freunden gewidmet, oder wenn diese fehlen, so müssen nützliche Schriften ihre Stelle ersetzen. Des Abends pflegt er wenig oder gar nicht zu essen, und bleibt indessen, daß seine Familie speist, in der Einsamkeit, Sachen, die wichtig sind, zu überdenken. Nach Tische beschäftiget sich das ganze Haus mit gottseligen Gesprächen und Andachtsübungen, die bis zur Zeit der Ruhe fortgesetzt werden. Um zehen Uhr ist die gewöhnliche Zeit, daß man sich zur Ruhe begiebt, und wenn sonst nichts ausserordentliches vorfält, bleibt man gerne bey der alten Gewohnheit. Ich habe den Herrn von M.. noch nicht über den Mangel des Schlafs klagen hören, denn er ist mäßig, arbeitsam und keinen tobenden Leidenschaften unterworfen. Doch bindet er sich nicht so sclavisch an seine ein-

einmal gesetzte Ordnung, daß er nicht zuweilen, welches aber doch nur selten geschicht, davon abweichen solte, wenn es die Umstände seiner Gesundheit erfodern.

Bey andern Menschen findet man das Gegentheil von dieser Lebensart. Müßige Seelen, deren Gedanken in keiner Bewegung sind, und die sich gewöhnt haben, den ganzen Tag über Kleinigkeiten vorzunehmen, können sich des Schlafs fast gar nicht erwehren, und was solten sie auch anders thun, als schlafen. Dadurch verkürzen sie sich die beschwerliche Zeit, die ihnen sonst unerträglich lang werden würde.

Azibalus schläft nicht weniger als vierzehen Stunden. Wenn er um acht Uhr erwacht, legt er sich noch einmal auf die rechte Seite und überläßt sich einer träumenden Sorglosigkeit, bis es zehen Uhr schlägt. Denn erhebt er sich langsam und jähnend aus seinem Bette, kleidet sich nachläßig an, und trit mit seiner Nachtmütze, die ihm das halbe Gesicht bedeckt, in die Stube. Sein erster Gedanke ist Chocolate, und indem er sich auf seinen gepolsterten Lehnstuhl niedersetzt, greift er nach der Tasse, die er mit unglaublicher Geschwindigkeit ausschlurft und wieder anfült. Unter dem Trinken ist seine wichtigste Beschäftigung, mit dem Diener zu schelten, daß er ihm die unrechte Tasse gegeben, daß die Chocolate nicht recht gekocht worden, daß der Tisch nicht fest stehe, daß er zu früh in der Stube gepoltert, daß er ein Taugenichts und ein Esel sey, und über andre Dinge von gleicher Erheblichkeit. Indessen wischt er sich die Augen, und dehnt sich nach den besten Grundsätzen auf seinen Sessel aus,

damit er nach dem langen Schlaf, der eine merkliche Ermüdung der Natur ist, um so viel besser ausruhen kan. Wenn er getrunken hat, wirft er sich ans Fenster und bemerkt die sonderbare Begebenheit, daß Menschen auf der Strasse gehen. Zuweilen öfnet er es und unterhält sich eine halbe Stunde mit kleinen Kindern, die gewohnt sind, alle Morgen unter seinem Fenster zu spielen, weil er ihnen zuweilen Nüsse und Zahlpfennige zuwirft, die sie mit emsiger Begierde unter Geschrei und Schlägen auffamlen, worüber er sich freut, daß ihm der Bauch schüttert. Wenn er müde ist, dis Schauspiel länger anzusehen, stolpert er zurück in seinen Lehnstuhl, und blättert die Mährchen und Mordgeschichte durch, die ihm sein Diener aus der ganzen Stadt zusammen hohlen muß, und manchen unverdienten Verweis empfängt, wenn er nicht so viel gefunden, als er verlangt hat. Unter dem Lesen komt die Zeit des Essens heran, die erwünschte Zeit, da er sich wieder pflegen und die besten Leckerbissen genieſſen kan, und kaum sind Messer und Gabel hingelegt, so ruft er auch, daß man hereinbringen soll. Sein Grundsatz ist: daß derjenige, der viel schläft, auch viel Essen muß, ob es gleich zuweilen nicht schaden könte, wenn man ihn ein paar Tage fasten lieſſe. Aber weil er sich einmal vorgesetzt hat, alles zu thun, was ihm gefält, und sein eigener Herr ist, so darf ihm niemand deshalben eine Erinnerung geben, wenn er nicht seinen heftigsten Zorn empfinden will. Und kurz zu sagen, er ißt sich recht satt, bis Zunge und Zähne ermüdet sind, länger zu arbeiten.

Nach

Nach dem Essen ist es eine unumgängliche Nothwendigkeit wieder auszuruhen, denn man kan leicht denken, daß ihn das Stehen am Fenster, das Lesen, und Essen sehr ermüdet hat. Er schläft unbesorgt ein, ruhet auch wol zwei Stunden und wundert sich, wenn er aufwacht, daß es schon Abend ist. Besucht ihn jemand, so wird der Spieltisch hingesetzt, und die Zeit so lange vertrieben, bis er wieder essen kan. Wann dis geschehen ist, bleiben die Augen nicht lange offen, denn er pflegt allemal mit vollem Magen zu Bette zu gehen. Wenn es ihm ja zuweilen einfält, des Nachmittages einen Freund zu besuchen, so darf man nur glauben, daß er in drei oder vier Stunden nicht wieder aufsteht, denn es streitet mit den Regeln der Bequemlichkeit. Ich glaube, daß er ein sehr ungesundes, langsames und verschleimtes Blut haben muß, wovon auch sein Gesicht Zeuge ist, welches nicht anders wieder gesund gemacht werden kan, als durch den Fleiß eines Arztes, der es ihm an keiner Arbeit fehlen lässt. Alles, was er jetzo thut, thut er nur im Schlafe, und wenn er nicht essen und trinken dürfte, so würde er niemals das Bette verlassen.

Das gar zu lange Aufbleiben ist weder den Gelehrten noch andern Menschen nützlich. Der Leib will allerdings seine Ruhe haben und der Geist will seine Kräfte wieder samlen. Die besten Kräfte, die wir uns nach und nach durch das lange Sitzen rauben, erlangen wir in unserm Leben niemals wieder, und beklagen es hernach zu späte im Alter, daß wir uns selbst zu viel zugetrauet haben.

Stumpfe Sinne, ein blöder Verstand, ein melancholisches Wesen, schmerzhafte Empfindungen und langwierige Klagen sind mehrentheils die Früchte dieser Vergehungen. Wir merken endlich wol, daß die Nacht unser Freund nicht ist, wenn wir wieder ihren Willen Schlaf und Ruhe verleugnen, und daß sie es hernach empfindlich genug zu bestrafen weiß, wenn sie den erwünschten Schlummer von unserm Lager vertreibt, und uns unter schwermütigen Sorgen ermattet liegen läßt. Ich kenne den Zillobetes, einen gründlich gelehrten und recht verständigen Mann, der sich aber durch die Liebe zu den Büchern verleiten lassen, halbe Nächte zu lesen, oder zu schreiben, oder wichtigen Wahrheiten nachzudenken. Er sieht jetzo ganz verfallen, grau und ungestalt aus, und trägt einen siechen Körper, der vielleicht bald seine Ruhe im Grabe finden möchte. Selten komme ich zu ihm, daß er nicht klagt, sich unter der Last seiner Schmerzen krümt, und sich selbst bestraft, daß er in den vorigen Zeiten mehr gethan hat, als Gott und die Natur von ihm gefodert haben. Er sieht es jetzo wohl ein, daß er der gesundeste Mensch von der Welt seyn könte, wenn er in seinen muntern Jahren guten Rath angenommen und Ruhe und Arbeit richtig getheilt hätte. Doch beklage ich ihn, weil er ein ehrliches Herz hat, und aus wahrer Liebe zu Gott, ohne hochmütig nach Ehrenstellen zu ringen, so emsig gearbeitet, wovon ich Zeit meiner Bekandschaft mit ihm hinlängliche Proben gesehen habe.

Andere, die mit stürmischen Eitelkeiten durch die Zeiten der Nacht taumeln und nicht eher das Bette suchen,

suchen, bis sie Sinne und Verstand verloren haben, vergehen sich noch weit mehr, als diejenigen, die diese nützlich zubringen. Sie sind wie das Geflügel, das sich nur des Nachts zeigt, und durch sein wüstes Geheule die Menschen beunruhiget, daß man sich gerne weit von ihren Wohnungen wünscht. Es wäre nicht nöthig, daß sie sich Mühe geben ihren Körper zu verwüsten, er wird doch zeitig genug ein Raub der Verwesung werden. Ich begreife gar nicht, was es für eine Freude seyn kan, in rauschenden Gesellschaften so lange zu toben, bis wir aufgehört haben, Menschen zu seyn. Eine mäßige Freude ist uns allemal erlaubt, aber keine Raserei, keine Tollheit. Auch vernünftige Heiden verabscheuen es, sich so weit unter den Begrif des Menschen zu erniedrigen, und geringer zu werden als ein Vieh, daß die Grentzen seiner Natur nicht vergessen wird.

Hiebey muß ich noch einiger Menschen gedenken, die sich allemal durch den Gebrauch gewisser Arzeneien zum Schlafe bereiten. Ihr Nachttisch ist allezeit mit einigen Gläsern und Schachteln erfült, die sie entweder schon ausgelert haben, oder noch ausbrauchen wollen. Ich habe den Maximin sehr oft gefragt, ob er denn ruhiger schlafe, wenn er diese Pulver eingenommen habe, und er hat mir allemal verschieden geantwortet. Zuweilen, sagt er, es hemt die Wallung des Geblüts, ich fühle kein Herzklopfen und schlafe ohne Träume. Ein andermal antwortet er, ich weiß gar nicht, ob das Pulver nicht mehr so gut ist, oder woran es sonst liegen muß, daß ich nicht recht schlafen

kan. Ich liege jetzo sehr unruhig, und habe gefährliche Träume und wache sehr oft auf. Kurz darauf wurde das Pulver wieder sehr gelobt. Ich bat ihn das Pulver ganz wegzulassen, sich den Tag aber ruhig zu halten, wenig zu essen, sich mäßig zu bewegen und hernach zu erwarten, ob er nicht ruhig schlafen würde. Die Natur gewöhne sich leicht an Arzeneien, die hernach nicht mehr helfen wolten, wenn ihre Hülfe am nöthigsten wäre. Es sey allemal besser, die ordentlichen Mittel zu gebrauchen, als ausserordentliche zu erwehlen. Allein ich muste lange vergeblich bitten, er hatte immer noch etwas einzuwenden und glaubte, daß er in eine grosse Krankheit fallen würde, wenn er sein Pulver nicht mehr gebrauchte. Aber seit einem halben Jahre hat er aufgehört, und dankt mir noch jetzo dafür, daß ich ihm so oft diese Erinnerung gegeben habe. Sein Schlaf sey eben so geruhig, ohne ängstliche Vorstellungen und schwermütige Träume, und es käme ihm sogar vor, daß er sich jetzo weit besser befände, als sonst.

Fabeln.

Die Pfauen.

Unter dem hochmütigen Geflügel hat der Pfau den ersten Rang. Er ist so unsinnig in sich selbst verliebt, daß er eine Feder aus seinem Schwanze für besser hält, als das ganze Thierreich, und es sehr ungnädig nehmen würde, wenn man seine Vorzüge nicht erkennen wolte.

Ich

Ich beschreibe jetzo einen von diesem Geschlechte, der das Glück hatte, die schönste Creatur auf dem Hofe eines Edelmannes zu seyn. Ein jedes Huhn ging ihm ehrerbietig aus dem Wege, wenn er stolz seinen Fuß erhob, und den Schwanz drehete, und alle Gänse neigten sich vor ihm, wenn sie ihn kommen sahen. Auch die Hunde vergassen ihn anzubellen, und sahen ihn mit Verwunderung an, wenn er seine Schönheit ausbreitete.

In dieser Hochachtung erhielt er sich zwey Jahr auf dem Edelhofe, aber nach dieser Zeit wurden die Thiere kaltsinniger, und liessen ihn gehen, ohne einmal auf ihn zu merken. Der Pfau ärgerte sich darüber bis aufs Leben, und brüstete sich nun so viel mehr, damit sie alle erkennen solten, daß seine Kleidung schön gemahlt sey. Aber dis war alles umsonst, denn die Thiere glaubten, er sey ein eingebildeter Narr, dessen Vollkommenheit nur in Federn bestünde. Er verfiel daher auf den Anschlag, sich seinen Schwanz verschneiden zu lassen und darauf groß zu thun. Der erste Versuch wurde mit der Helfte des Schwanzes gemacht, die andere Helfte behielt ihre natürliche Länge. Jetzo war niemand schöner als der Pfau, aber alle Thiere lachten ihn aus. Dis hielt er im Anfang für ein Zeichen der Verwunderung, da er sich aber betrogen sahe, ließ er die andere Helfte auch abschneiden. Nun sprach man ganz öffentlich von seiner Narheit, und eine Gans frug ihn: wenn er sich würde die Füsse verschneiden lassen. Das hochmütige Thier wurde darüber sehr aufgebracht, und verwundete die Gans am Kopfe, daß sie eine halbe Stunde an der Erde lag und blutete.

Er

Er ging in seinen Thorheiten immer weiter, und fing endlich an sich viele Schwanzfedern auszureissen. Ich weiß nicht, ob er es aus Bosheit oder aus Hochmut gethan hat. Der Frühling kam ihm zu Hülfe und beraubte ihn seines ganzen Schwanzes.

Ueber diese Veränderung machte er viele Anmerkungen. Er beschuldigte sich selbst, daß er Schuld an diesem Verlust sey, und nun wol niemals in seinem Leben einen Schwanz wieder bekommen würde. Diese Gedanken machten ihn traurig. Er stelte sich in den verborgensten Winkel des Hofes, wo ihn niemand bemerken konte, als Ratzen und Mäuse, die in großer Anzahl aus und ein krochen. Zuweilen kam er wol hervor, ging aber bald wieder mit einer traurigen Miene in seinen Winkel zurück.

Indessen kamen ein paar junge Pfauen an, die alle Lebhaftigkeit und Schönheit hatten, die man nur immer wünschen konte. Ihre Ankunft machte unter dem alten und jungen Vieh eine allgemeine Bewegung. Das kleine Volk war insonderheit neugierig die ausländischen Thiere zu sehen, und bewunderte ihre Kronen, ihren Kopf, ihre Flügel, ihre Schwänze, ihre Federn und alles was nur an ihnen zu finden war.

Es blieb nicht allein bey der Bewunderung, sondern man gerieth auch auf den thörichten Einfall, ihnen nachzuahmen. Die junge Hähne streckten ihren Hals eben so hochmütig in die Höhe, breiteten den Schwanz aus, und sahen sich um, wie es liesse. Die Kalecutischen Hähne waren ganz ausgelassen. Sie brüsteten sich noch weit ärger als die Pfauen, gingen mit pateti-

schen

schen Schritten über den Mist, und kullerten den Pfauen einige Drohworte paustend entgegen. Man will auch sagen, daß die kleinen Hunde die im Hause herumlaufen, stolz geworden und nicht mehr so liebkosend und freundschaftlich sind, als vorher.

Es kam so weit, daß einer den andern verachtete. Keiner gönte dem andern ein Korn mehr, wenn es auch halb verfault war. Um ein paar Brotkrumen entstanden recht blutige Zankereien. Der eine glaubte, so viel Recht zu haben als der andere. Keiner wolte ausweichen, keiner nachgeben. Das wenigste war, wenn man sich schele Gesichter machte. Alle Haushaltungen geriethen in Unordnung, und der Herr des Hauses hatte alle Tage genug zu thun, die Streitigkeiten zu schlichten, und die Erbitterungen in der ersten Glut zu dämpfen.

Der alte Pfau starb und die beyden andern wurden verschenkt, aber der Hochmut, den sie den andern Creaturen beygebracht hatten, blieb zurück, bis eins nach den andern unter dem Küchenmesser sein Leben beschliessen muste.

Der Hochmut lebt sich selbst zur Strafe. Je mehr er sich Mühe giebt sich sehen zu lassen, und durch neue Erfindungen zu glänzen, je niedriger wird er auch in den Augen derer, die nur gemeinen Verstand haben. Er beraubt sich der wahren Ehre, der Liebe und der Freundschaft anderer, begiebt sich der Ruhe und Zufriedenheit, die er geniessen könte, und wird endlich ein Schlachtopfer seiner thörichten Begierde.

Der

Der Schlaf und die Träume.

Der Schlaf hielt eine weitläuftige Unterredung mit den Träumen, darin er sich insonderheit beklagte, daß sie so oft seine Ruhe unterbrächen. Wenn er die Augen verschlossen, so brächten sie ganze Heere von thörichten Einbildungen zusammen, die ihn von allen Seiten belagerten und Schrecken und Furcht verursachten. Alles gerathe in Bewegung, die Seele quäle sich, und fiele aus einer Verlegenheit in die andere, irre unter dem Mond und den Sternen herum, schwebe über Klippen und Abgründen, und gerathe in die gröste Verwirrung.

O, sagten die Träume, wir wissen gar nicht, was du klagst. Wenn du wissen solltest, wie viel Menschen uns auch bey Tage einladen, auf dem Canape neben ihnen zu sitzen und sie mit süssen Gedanken zu belustigen. Wir zeigen ihnen Schlösser und Palläste, die viel schöner sind, als sich menschliche Augen vorstellen können. Wir setzen ihnen die kostbarsten Gerichte vor. Wir belustigen sie mit einer angenehmen Musik. Wir versetzen sie in ein Paradies. Man hat uns immer gesagt, daß wir sehr süß sind. Viele beschäftigen sich den ganzen Tag mit uns, und wir gönnen ihnen die eingebildete Vergnügen, ihr Elend zu versüssen. Und was wilst du sagen, die Nacht ist unser Eigenthum. Wir haben von Adams Zeiten ein Recht erhalten, um diese Zeit die Seele der Menschen zu bezaubern. Wir sind eben so alt wie du, oder wenigstens nicht viel jünger. Ihr bildet euch sehr viel ein, sagte der Schlaf. Es

ist

ist noch ein großer Beweis dazu nöthig, daß ihr so alt seyd, wie ich, wenigstens habe ich es noch in keinem Buche gelesen, und niemals gehört als heute zum erstenmal, wo ich euch anders recht verstanden habe. In unserm Geschlechtregister folgen wir eigentlich so auf einander. Erstlich der Schlummer, dieser ist der Erstgeborne und wird seiner Annehmlichkeit wegen sehr gerühmt. Hernach der erste Schlaf, dieser ist um zehen Uhr in der Nacht geboren, und zuletzt ich, der ich eben um die Zeit gekommen bin. Die Nacht ist unsere Mutter. Die Dämmerung und der Abend sind unsere Blutsverwante. Eure Namen finde ich gar nicht. Ihr müßt euch neben eingeschlichen haben, uns zu beunruhigen.

Wenn ihr so zuversichtlich glaubt, daß euch die Menschen auch bey Tage zu sich einladen, so könt ihr eben so gewiß glauben, daß sie uns noch viel lieber um sich leiden. Und ich bitte euch, was könt ihr denn ohne uns?

O genug sagten die Träume. Denn unzehlich viel Menschen träumen ja mit offenen Augen. Gehet in die Häuser der Hohen und Niedrigen, o wie viel Träume! Manche träumen den ganzen Tag am Fenster. Manche träumen bey den Spieltisch. Andere träumen, wenn sie essen und trinken. Auch viele Gelehrte träumen, wenn sie schreiben. Dazu trägst du und deine Anverwanten gar nichts bey.

Sachte! rief der Schlaf. Wenn ich so pralen will, wie ihr, so will ich noch mehr sagen. Manche schlafen den ganzen Morgen, manche zu Mittage, viele noch ehr

die

die Sonne untergegangen ist. Ich kan mich rühmen, daß mir der gröste Theil des menschlichen Lebens gehört. Und kennet ihr meine Stiefbruder nicht, den moralischen Schlaf? Er hat Millionen Menschen in seiner Gewalt, und ich bin ihm behülflich, daß er täglich mehrere beherrschen kan.

Gut, sagten die Träume, wir wollen uns mit dir vertragen. Sage den Menschen, daß sie fleißig arbeiten, sich nicht überladen, sich von keiner Leidenschaft zu sehr hinreissen lassen, und aufs möglichste ordentlich leben: hernach mag ein sanfter Schlummer ihre Augen schliessen, du magst ihre Empfindung betäuben, und wir wollen sie mit angenehmen Bildern belustigen. Recht, sagte der Schlaf, es soll dabey bleiben.



Der Tugendfreund.

Das 13. Stück.

Und wärst du auch ein Herr der Erden:
Du müßtest doch, um frey zu werden,
Ein Knecht des Herrn der Herren seyn!

Ich ersuche meine Leser, mir nur noch einmal zu erlauben, daß ich sie in dieser Schrift mit einer etwas philosophischen Betrachtung unterhalte.

Schon seit geraumer Zeit bin ich mit den Gedanken umgegangen, den Begrif der Freyheit zu untersuchen und das Angenehme vorzutragen, was sich dabey gedenken läßt, wenn man die Tugend lieb hat; dieses Stück mag also die Hauptsachen zusammen fassen.

Freyheit ist ein Wort, welches mit der Sache, die es bezeichnen soll, schon einige Aehnlichkeit hat. Wer frey ist, der wird nicht gehindert. Wo also Widersprüche fehlen, gehoben, oder nie da gewesen sind, da ist im allgemeinsten Verstande Freyheit. Tausend Beyspiele aus unsrer täglichen Lebensart werden meinen

Lesern von selbst einfallen, und zeigen können, daß ich dem gemeinen Gebrauch im Reden nachgegangen bin. Es komt nur auf die Dinge an, von welchen eine Freyheit gesagt und behauptet werden soll; so empfängt dieser allgemeine Begrif nähere Bestimmungen. In der Lehre von Bewegungen der Cörper wird gezeigt, daß die Kraft aller Machinen, durch ein Reiben auf gewisse Weise gehemt wird. Es fehlt immer etwas an der Geschwindigkeit, welche doch nach der angebrachten Kraft oder Einrichtung des Hebezeuges berechnet werden könte. Wäre dieses Reiben in den Machinen wegzuschaffen, so würde die Bewegung frey und ungehindert fortgehen.

Ein Kriegesheer hat den Rücken frey, wenn keine Umschliessung von Feinden zu besorgen ist, die ihm den fernern Fortgang unmöglich machen könte. Und so giebt es viele Fälle, in welchen sich das allgemeine näher bestimt, um uns den Hauptbegrif finden zu lassen.

Wir sehen leicht, daß da eine vollkommene Freyheit seyn muß, wo nichts unmöglich ist; wo keine Hindernisse einer angefangenen oder erst im Verstande und Willen festgesetzten Handlung zu erdenken sind. Wie nun die Freyheit hauptsächlich eine Eigenschaft vernünftiger und lebendiger Wesen ist, die aus ihrer eigenen Kraft und innern Einrichtung ihrer Beschaffenheit handeln können: so muß es bey ihrer Freyheit auch darauf ankommen, ob das, was möglich ist, auch völlig, oder nur unter gewissen Bedingungen möglich ist, und ob im letzten Fall die Bedingungen möglich sind. Wo nicht alles möglich ist, da ist die Freyheit unvollkommen;

men; wo das mögliche nicht völlig möglich ist, da ist die Freyheit noch unvollkommener: diese Unvollkommenheit wird immer größer je weniger Handlungen völlig möglich sind; je mehr Bedingungen dabey angenommen werden müssen, und endlich, je unmöglicher selbst diese Bedingungen sind.

Nun muß ich wieder von oben anfangen. Wo zu den Handlungen eines Wesens, und zur Wirklichmachung nichts weiter gehört als die Entschliessung des Willens über den Begrif im Verstande: da ist alles möglich. Folglich ist Gott vollkommen frey; denn durch seinen Willen haben die Dinge das Wesen, indem sie da stunden als er gebot. Ausser dem Wesen Gottes findet sich kein einziges, welches alle Handlungen vornehmen könte, ohne dazu etwas anders zu gebrauchen, als die Entschliessung des Willens. Folglich findet sich auch bey allen diesen Wesen nur eine eingeschränkte Freyheit. Aber woran lieget dieses, welches sind die Ursachen, daß die Möglichkeit der Handlungen bey einem denkenden Wesen Wiederspruch finden kan? Ich will einen erschaffenen Geist nach seinem Wesen betrachten, und ihn alsdenn in die Reihe andrer mit ihm geschaffenen Geister und Körper setzen, so werden sich in und ausser ihm Einschränkungen seiner Freyheit finden. Er ist nicht von sich selbst: sein einfaches Wesen ist also zu seinem Daseyn und zu seinem Glück nicht hinlänglich, er muß also etwas anders an sich haben; ausser dem Einfachen giebt es aber nichts, als das Körperliche; folglich muß ich mir geschaffene Geister so vorstellen, daß sie in der nächsten Verbindung

mit einem Körper, oder in demselben ihr Daseyn erhalten. Nun wäre es thöricht etwas in den Geistern zu gedenken, welches ihre Kraft wäre; Ihr einfaches Wesen selbst ist ihre Kraft. So wie nun dieses einfache Wesen nicht als einfach, sondern mit einem andern zusammen gesetzten zusammen genommen, sein Daseyn erhält: so kan es auch nicht ganz einfach wirken, sondern nur in dieser Verbindung. Also geht die Erkentniß nur so von statten, wie es in Verbindung mit dem Körper möglich ist. (Ich läugne hiebey nicht die innere Stärke oder Schwäche der Kräfte eines Geistes; sondern nehme vielmehr an, daß sie in einem jeden verschieden ist: doch wäre sie bey allen gleich, wo nicht mehr oder wenigere Uebungen, mehr oder weniger Gelegenheit zu den Uebungen auch die Verschiedenheit der Fertigkeiten jedesmal bestimten.) Die Erkentniß kan sich nicht auf alle Dinge und Möglichkeiten erstrecken: sondern nur auf diejenigen, wozu Gelegenheit da ist. Hierauf beruhet alsdenn auch die Größe der Erkentnißkraft. Sie ist von der Erkentnißkraft Gottes so unterschieden, wie eine Erkentniß, die ewig wachsen kan und muß: weil sie mit der Menge der Möglichkeiten, die erkant werden können, ewig nicht fertig wird; von einer Erkentnißkraft unterschieden ist, welche das unendlich mögliche auf einmal übersieht. Hieraus folgt, daß kein endlicher Geist alle Möglichkeiten kent, und daß kein endlicher Geist untrieglich gewiß seyn kan, ob alles, was er sich als möglich vorstelt, auch wirklich möglich sey. Nach dieser Beschaffenheit der Erkentniß muß sich auch nothwendig die Entschliessung richten; Sie muß

muß entweder auf etwas unmögliches fallen, oder sie muß nur so viel begehren, als zu der Zeit, und unter den Umständen geschehen kan. Folglich kan auch die Entschliessung auf keine Weise zur Wirklichkeit eines noch nicht wirklichen Dinges zureichen. Ein Rad in einer Uhr kan in einem andern Rade keine andere Veränderung hervor bringen, als die, zu welcher es mit dem andern auf gewisse Weise zusammen gesetzt ist. Dis ist die allgemeine Einschränkung, in welche alle Geister stehen; sie können mit ihren Entschliessungen die Wesen der Dinge nicht ändern, und mit ihrer blossen Entschliessung keine Wirklichkeit hervor bringen, weil es nur von den Dingen ausser ihnen und von ihrem Verhältniß gegen dieselben abhängt wie sie denken, und wie sie sich entschliessen sollen.

Doch nun muß ich auch die Freyheit untersuchen, die zunächst diesen Namen führet. Weil nicht alles wirklich werden kan, so kan ich auch nicht wollen oder zu allem mich entschliessen. Weil ich mich nicht zu allem entschliessen kan, so kan es auch nicht gleichviel seyn, wozu ich mich entschliesse. Weil dieses nicht ist, so muß ein Entschluß, meiner Verbindung mit den Dingen mehr gemäß seyn, als ein andrer. Weil dieses ist, so muß nothwendig eine Entschliessung besser seyn als eine andre, wenigstens muß sie mir besser vorkommen, indem ich mich zu dieser Sache entschliesse, jene aber verwerfe. Mit einem Wort, ich muß wehlen können. Wer unter mehreren Dingen wehlen kan, den nent man frey. Die mehresten Menschen machen sich den Begrif von der Freyheit: daß nicht ein andrer, sondern

sie selbst die Wahl ihrer Handlung anstellen müssen, wofern sie frey seyn sollen. Die Wahl muß auf das bessere fallen; sonst ist sie keine Wahl. Gesetzt nun, daß jemand das bessere gewehlt hat, und es ereignet sich ein unvermutheter Zufall, der die Verbindung der Dinge ändert, folglich auch dem Verstande andre Bestimmungen vorlegt, vermöge welcher das vorige beste, nun nicht mehr das beste ist, so muß die Wahl wiederrufen werden; und alsdenn sagt man, man sey gezwungen. Eben dis wird man auch sagen, wenn man mit einem andern in solcher Verbindung steht, daß sein Wille die schon gefaßten Entschliessungen wiederrufen, und ihre Ausführung verhindern kan. Oder es ist endlich der Zwang noch auf solche Weise möglich; wenn sich die Seele nicht um der Handlung willen, die sie erwehlt, sondern nur um deswillen zu einer Handlung entschließt, damit sie andern schmerzhaften Empfindungen entgehen möge. Alles was aus Furcht vor der Strafe vorgenommen oder unterlassen wird, gehört zu dieser letzten Art des Zwanges.

Eingeschränkte Wesen und besonders Menschen würden nur alsdenn frey seyn: wenn sie ohne Zwang sich zu demjenigen entschliessen könten, was unter mehreren andern, der Verbindung der Dinge mit ihnen, vorzüglich gemäß oder mit einem Wort, das möglichste ist. Nun ist bey jeder Handlung, die auf die Entschliessung der Menschen ankomt, eine zwiefache Möglichkeit zu betrachten. Die innere Möglichkeit der Handlung selbst, in so ferne sie auf die Entschliessung der Seele ankomt, beruhet auf dem Verhältniß unsers

Geistes

Geistes gegen alles, was sein Glück ausmacht. Findet der Verstand, daß eine gewisse Handlung wirklich das Glück der Seelen, entweder mittelbar durch den Leib und dessen Umstände, oder unmittelbar, verbessern würde, so ist eine innere Möglichkeit der Handlung da; wir wollen diese Möglichkeit die moralische nennen. Findet der Verstand eines Menschen, daß eine Handlung durch seine Kräfte, entweder des Leibes, Gemüths, oder beyder Theile möglich ist, auch durch keine Kraft eines andern, oder irgend einen Zufall gehindert wird, so ist eine äussere Möglichkeit der Handlung da; wir wollen sie die physikalische nennen.

Hieraus fliessen einige Sätze:

Manche Dinge können moralisch unmöglich und doch physikalisch möglich seyn.

Bibax hat schon so viel Wein zu sich genommen, daß er taumelt, und von allen seinen Verrichtungen wenig mehr weiß. Zwey andre müssen ihn unterstützen, sein Haupt sinkt, er scheint dem Tode nahe zu seyn. Er sieht auf dem Tische noch mehr Wein, es ist niemand da, der ihm das fernere Weintrinken verbieten oder verwehren könte, alle, die um ihn sind, wünschen vielmehr ihn recht aufs schändlichste dem Viehe gleich zu machen. Er trinkt. Diese Handlung war physikalisch vollkommen möglich: aber moralisch, wofern er seinen Verstand behalten, seine Gesundheit nicht aufs äusserste schwächen, wofern er glücklich bleiben und glücklicher werden wolte, war sie unmöglich. Alle böse Handlungen sind, wo kein Zwang sie verhindert, physikalisch möglich: aber moralisch ist nur das möglich, was gut ist.

Was moralisch vollkommen möglich ist, kan nicht physikalisch unmöglich seyn.

Hier irren sich viele. Sie haben es gut gemeint, sie werden aber durch unvermeidliche Nothwendigkeiten, durch Bosheit, Gewalt, Härte und andre Zwangsmittel an Vollziehung ihrer Vorsätze gehindert. Dieser Erfolg muß ihnen ein Beweis seyn, daß ihre vorgehabte Handlung nichts weniger als vollkommen gut (moralisch vollkommen möglich,) daß sie nicht die Beste gewesen sey. Der Herr der Natur hat alle seine Werke so eingerichtet, daß das wahre Gute allezeit gefordert wird. Er sahe die zufälligen Hindernisse, die die Bosheit oder das ungesittete Wesen der Menschen vor hundert Jahren mir hätte in den Weg legen können, vorher. Er setzte mich also in diese gegenwärtige Zeit, und sie muß nothwendig zu meinem ganzen Glück die allerbequemste seyn.

Was moralisch unmöglich ist, ist auf gewisse Weise gezwungen, wäre es auch physikalisch einiger massen möglich.

Jede böse Handlung führt ihre natürliche Schwierigkeit und schädlichen Folgen mit sich. Sie ist eine Empörung wieder die Gesetze, die aus den Einrichtungen der Dinge geschlossen und unmittelbar von Gott geoffenbaret sind. Wer sündiget, der verlangt eine Welt, in welcher ihn das nützen soll, was ihm jetzt schadet. Wenn er eine Einrichtung der Dinge machen solte, so müste die Wollust die Kräfte des Leibes vermehren, da sie sie jetzt vermindert. Die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts müste nicht von der natürlichen Erzeugung, sondern von seinem Willen bey

dieser

dieser Handlung abhängen; die Ehre müste der Luft gleich seyn, die man allenthalben findet, es müsten ihm auf eben die Weise unaufhörliche Lobsprüche zugeruffen werden, wie jenem Könige die Erinnerung an sein Ende; Reichthum und Schätze, müsten so von ihm hervor gebracht werden können, wie die Bilder derselben; Es wäre keine Ermüdung möglich, und die Unvernunft erdenkt noch viel mehr Chimären, nach welchen sie, als wären sie wirklich, ihre Handlungen einrichtet, und frey über die Schranken der ganzen Natur springt. Ich habe Dinge angeführt, die moralisch unmöglich sind: Denn wo wäre ein elenderer Geist, als in einer Welt nach dem Begrif der Sünder? Aber gesetzt, daß alle diese Dinge wirklich wären, und also alle Sünden physikalisch möglich schienen, so wiederlegten sich diese Begriffe selbst. Wo ist eine Stärkung der Lebenskräfte zu hoffen oder zu gedenken, wenn sie nicht abnehmen; denn kein körperliches Wesen kan ewige und uneingeschränkte Kräfte besitzen, mit welchen es sein Vergnügen macht. Was nutzete der Reichthum wenn Verschwender ihn schaffen könten? in kurzer Zeit würde ihnen kein Handwerksmann um zehn tausend Thaler die geringste Nothwendigkeit des Lebens machen. Und die Ehre, o wie bald wird sie ein Spott, und bittre Verachtung, wenn das innere Gewissen die äussere Lobsprüche wiederlegt.

Nun wollen wir uns an den ersten allgemeinen Begrif der Freyheit erinnern, nach welchem ein Wesen frey war, wenn seine Entschliessungen möglich sind. Es ist ganz klar, daß nach dem gewöhnlichen Begrif der Menschen nur die äussere physikalische Möglichkeit

der Handlungen betrachtet wird, wenn sie jemand frey nennen. Er ist sein eigner Herr, er kan thun was er will, niemand hindert ihn, wer wills ihm wehren; das sind die Redensarten, womit man den Zustand beschreibt, welchen zu erlangen viele schon ihr Leben gewagt haben. Ein Kind, das gehorsam seyn muß, beklagt sich über den Mangel der Freyheit, und preiset die Menschen glücklich, die ohne Aufsicht anderer nur ihre Entschliessung zu ihrem Gesetz machen. Jedoch, man redet nicht sowohl überhaupt von der Freyheit, wenn man sich diesen Zustand wünscht, als besonders von einem freyen Willen. Der Wille kan sich zu nichts entschliessen, was der Verstand nicht kent. Der Wille entschließt sich zu nichts, was der Verstand nicht wehlt. Der Verstand kan nichts wehlen, was er nicht mit andern vergleichen kan. Der Verstand wehlt nichts, was in dieser Vergleichung nicht den Preis behält und besser scheint. Wenn ich also von einem freyen Willen rede, so komt ja fast nur die innere Möglichkeit der Handlungen in Betrachtung, und die äussere hat wenig dabey zu thun; ja wir würden gar nicht an dieselbe gedenken, wofern nicht der Satz wahr wäre: daß, was volkommen moralisch möglich ist, auch physikalisch möglich seyn muß. Der Wille ist also jedesmal frey, wenn er zu dem besten sich entschließt. So bald er zu dem schlechten sich entschließt, muß er nicht als Wille nach seiner innern Beschaffenheit, sondern nach einem äussern Zwange den Schluß gefaßt haben. Der Wille ist überhaupt frey, wenn er im Stande ist zu dem besten sich zu entschliessen; und

gebunden,

gebunden, wenn ihm dieses nicht möglich ist. Nun frägt sich also, in welchem Zustand ein Geist seyn muß, wenn sein Wille im Stande seyn soll nichts schlechtes zu begehren, sondern nach vollkommener Freyheit nur den Schluß zu fassen, der der beste ist. Man sieht leicht, daß es hier auf eine unpartheiische und geschickte Wahl des Verstandes ankomt. Ja, wenn wir diese feine Sache etwas schärfer erwegen, so ist Verstand und Willen eins. Bey allgemeinen Verhältnissen der Dinge ist nichts weiter zu denken, als daß man sie aufsucht, durchschaut, bestimt, und alsdenn wider auf eine zeitlang aus dem Gemüthe entfallen läßt. Bey besonderen Verhältnissen eines Dinges gegen mich komt zur Einsicht und Bestimmung derselben noch dieses hinzu, daß man sie entweder verwirft, Vorstellungen ihrer Schädlichkeit häuft, der Einbildungskraft Raum gibt, sie so schwarz als möglich zu mahlen, mit einem Wort, verabscheuet, oder daß man sich damit trägt, eine ganze Reihe von Vortheilen daraus herleitet, es als ein Glück betrachtet, wenn das mögliche wirklich werden könte, mit einem Wort begehrt. Was ist für ein Unterscheid unter den zwey Gedanken: Wie freuet sich doch ein Armer, wenn er plötzlich reich wird! und wie würde ich mich freuen, wenn mir dis Glück begegnete! Den ersten nennen wir einen Gedanken, eine Ueberlegung, den andern nennen wir eine Begierde, und wenn wirs recht betrachten, so sind es beydes Ueberlegungen, wovon die eine allgemein ist, die andere besonders auf mich geht. Es komt mir sehr wunderbar vor, wenn man so viel Kräfte in der menschlichen Seele

anneh-

annehmen will. Die Kraft ist ein einfach: ie nach dem verschiedene Gegenstände da sind, bey welchen sie sich äussert, und bald auf diese, bald auf jene Weise geübt, und also eine Fertigkeit werden kan: ie nachdem empfängt sie verschiedene Namen.

Doch ich will den vorher angefangenen leichtern Weg verfolgen. Derjenige Wille eingeschränkter Wesen, müste nun ausser den vorher betrachteten algemeinen Einschränkungen aufs möglichste frey seyn, welchen der Verstand solche Handlungen zum Endurtheil, solche Entwürfe, so zu reden, zur Unterschrift vorlegte, die niemals moralisch möglich schienen, die nie dem Anscheine nach die besten wären, sondern in der That. Alsdenn wäre keine Ursache zu erdenken, warum er an dieser seiner Entschliessung auf irgend eine Weise gehindert werden könte. O wie wenig Menschen werden nach dieser Betrachtung frey seyn! Was für mich unter mehrern möglichen Dingen das beste seyn soll, das muß zur Verbesserung nicht einer, sondern aller Seelen Fertigkeiten, des gesamten Zustandes meiner Neigungen in aller Verhältnisse gegen Gott und Menschen, nicht auf kurze, nicht auf unbeschreiblich lange Zeit, sondern auf die ganze Ewigkeit und auf iede Augenblicke dieser Unsterblichkeit der Seelen das seine völlig beytragen. Welcher Verstand aber ist hiezu tüchtig? Welcher Verstand hat zur Ueberlegung möglicher Handlungen so viel Zeit, daß er sie gegen den nächsten Begrif des Guten halten, und ihre Moralität einiger massen untersuchen könte? Ich will nichts von der fast allgemein mangelnden Fertigkeit zur genauen

Wachsam-

Wachsamkeit über sich selbst reden, ich will nicht sagen, daß die Menschen gar nicht gewohnt sind, daß sie ihr wahres Heil bedenken solten. Nur dieses Elend der Menschen will ich anführen, da sie sich ihrer Freyheit begeben haben, da sie so zur Welt geboren werden, daß die obern Kräfte unter dem Joch der sinlichen Begierden stehen, da sie hernach ihr Leben so anfangen, und aller Warnung und Ermahnung, Unterricht und guten Vorsätze ohngeachtet, unter die Sünde verkauft sind.

Mit unserm Denken und Begehren geht es ohngefehr so zu: Unsre Augen sehen ein Ding, dessen Anblick angenehm ist, oder unsre Ohren hören Beschreibungen, wobey eine angenehme Abbildung in der Seele entsteht. Nun solte der Verstand diese Abbildung fahren lassen, und das innere Wesen der Sache, die ihm vorgestelt wird, untersuchen, er solte den jedesmaligen ganzen Zustand der Seele prüfen, denen Folgen nachdenken, welche entstehen würden, wenn sich die Seele jetzt in die Sache einliesse, und hernach erst wehlen oder vergessen. Aber wir finden, daß die angenehme Vorstellung so gleich fortgesetzt wird, und der Verstand ruhet, die Sinnen gehn weiter, die Seele braucht sie nur dazu, daß die Einbildungskraft die Empfindung vorstellen muß, welche bey dem Besitz oder Gebrauch dessen, was gegenwärtig ist, möglich wäre. Diese Vorstellung wird verstärkt, folglich immer angenehmer, das unangenehme bey der ganzen Sache komt nicht in Betrachtung, sie scheint also gut, der Wille fährt zu und entschließt sich, ohne daß eine Wahl vor-

empfängt sie immer mehr Klugheit den besten zu wehlen. Hieraus entstehet der herrliche Vortheil, daß jede Entschliessung in der Seele mit Ruhe gefaßt wird, da im Gegentheil die Entschliessungen einer von der Lust gefangenen Seele, heftig, mit höchster Unruhe und innerm Wiederspruch kaum recht gefaßt, sondern halb rasend vollzogen werden. Man stelle sich hiebey das schöne Bild einer klugen Rathsversamlung vor. Alle Glieder derselben kennen und lieben das beste, es wird mit Fleiß und edlem Nachdenken aufgesucht, es wird glücklich gefunden, alle sehen es als das beste ein; ein kluger Mann trägt die Entschliessung laut und herzhaft vor, und die andern freuen sich, daß sie nichts dagegen einwenden können.

Endlich wird einer freyen Seele das Seil, an welchem sie wie ein liebes Kind geleitet wird, überaus angenehm, sie kan auf keine andre Weise frey seyn, als wenn sie durch die Gewalt der wahren Liebe zu Gott und sich selbst gedrungen wird.

O Mensch, du edles Geschöpf, zur Freyheit geboren, fliehe nicht die Herrschaft deines Schöpfers! wer sein Joch aufnimt, der findet Ruhe für seine Seele!

Der Tugendfreund.

Das 14. Stück.

Ein wichtig Werk, die Pflanzen warten,
Die jezt in voller Blüte stehn:
Besuche oft den schönen Garten,
Und laß beym sanften Thau auch deine Sorgfalt sehn.



Man findet im Archiv der Tugend eine zahlreiche Samlung verschiedener Briefe, welche nach und nach an ihre Freunde aufgesetzt worden sind. Ich will jetzo einige mittheilen, die die Erziehung der Kinder betreffen, und ohne weitere Vorrede gleich den Anfang machen. Der erste ist folgender:

Mein Herr,

Es ist mir nicht wenig daran gelegen, daß die zartesten Kinder gleich von ihrer Geburt an in gute Hände gerathen. So unwissend auch die Seele in dem ersten Alter der Menschen ist, so begierig ist sie doch schon zu lernen, und sie können glauben, daß die ersten Begriffe auf eine gewisse Art unauslöschlich sind. Es

fehlt ihnen zwar das Vermögen zu reden, aber Augen und Ohren sind auf alles sehr aufmerksam, und gewiß aufmerksamer, als die meisten Eltern glauben. Sie werden mir antworten, dergleichen gute Hände sind sehr rar, und zuweilen mit Gelde nicht zu erkaufen, wenn man gleich sein halbes Vermögen anwenden wolte. Ich gebe es zu, aber Vater und Mutter sind mehrentheils die ersten, die das Kind verderben, und Ammen, Mägde und Aufwärter folgen ihnen nach. Was sollen die lächerlichen Tändeleien der Liebe, die zu nichts weiter dienen, als den zarten Säugling nur recht frühzeitig zu verzärteln? Ich habe zu ihnen ein besseres Zutrauen, und werde mich freuen, wenn sie meine Erwartung erfüllen wollen. Ich bin ꝛc.

Das zweite Schreiben enthält die Lobeserhebung einer klugen Mutter, und einige nützliche Lehren, welche bey kleinen Kindern beobachtet werden können, in folgenden Ausdrücken:

Geliebte Freundin,

Warum sorgen sie doch so sehr ängstlich für die Gesundheit ihres Kindes? Es ist wahr, sie sind seine Beschützerin, und sie würden sehr Unrecht thun, wenn sie es versäumen wolten. Aber glauben sie denn, wenn sie es in der warmen Stube auf den Betten sitzen lassen, oder es täglich mit Arzeneien quälen, daß es gesund bleiben wird? Ich will ihnen die Folgen davon nicht vorher sagen, aber sie können versichert seyn, daß ihre ängstliche Sorgfalt Schuld an vielen Krankheiten seyn wird. Die Frau von W. hat mir

in

in dieser Absicht so ausnehmend gefallen, daß ich nicht unterlassen kan, ihr Verhalten zu rühmen. Ihr Kind ist bis jetzo gesund. Es kan warme und kalte Luft vertragen. Es ist oft naß und beschneit nach Hause gebracht worden. Es kan ohne Schaden mit blossen Füssen herum laufen. Es weiß auch nichts von Flüssen, wenn es gleich zuweilen ohne Mütze herum geht. Versuchen sie es mit ihrem Kinde auch, und denken sie nicht, daß es gleich sterben wird, wenn es einmal vor die Thüre komt, und von Winde angeblasen wird. Es kan keinem Erwachsenen leid seyn, wenn er in der Jugend hart gewöhnt worden. Denn wie wenige haben die Bequemlichkeit, die Zeit ihres Lebens auf einen Lehnstuhl zuzubringen, und sich aufwarten zu lassen. Oder ist es eine Ehre viel Leibärzte zu haben und niemals gesund zu werden? Lassen sie nur ihr Kind bey Zeiten erfahren, daß es ein Weltbürger ist. Gewöhnen sie es zu Frost und Hitze. Schrenken sie seine Bequemlichkeiten aufs möglichste ein. Ueberwinden sie ihre eigene Aengstlichkeit, und glauben sie nur, daß sie ein gesundes Kind haben, und im Alter noch Dank verdienen werden. Ich bin ꝛc.

Der folgende enthält einige Vorschläge, den Eigensinn der Kinder beyzeiten zu demütigen, ehe sie gewohnt werden, zu befehlen.

Mein Herr!

Sie klagen über den Eigensinn ihrer Kinder. Was ist gewöhnlicher als diese Klage, und wer darf sich über ein murrisches Alter wundern, wenn man

den Kindern erlaubt ihren Willen zu haben? Nein, das muß nimmermehr geschehen. Kinder haben die Ueberlegung nicht, daß sie wissen, was ihnen nützlich ist, sondern müssen notwendig die Entschliessungen ihrer Eltern als Befehle ansehen, denen sie gehorsam leisten müssen. Durch liebreiches Zureden, das mit dem gehörigen Ernst vermischt ist, läßt sich weit mehr ausrichten, als durch gebietrische Stimmen, die vom Zorn in Bewegung gesetzt werden. Diese Leidenschaft muß bey Erziehung der Kinder gar nicht herrschen. Solche Hitze ist viel zu ungestüm, das Gemüth der Kinder zu beugen, und macht sie leicht boshaft. Ich tadle die Strafen nicht. Sie sind nützlich und notwendig. Aber Liebe und Sanftmuth müssen dabey unsere Hand führen. Der erste Eigensinn ist mehr eine Wirkung der Unwissenheit als der Bosheit. Wir müssen also die Kinder von ihrer Unwissenheit zu befreien suchen, und uns so aufführen, daß sie begreifen lernen, man wehle für sie das beste. Ein solches Verhalten, wenn es von Dauer ist, hat sehr heilsame Folgen. Es ist nur nicht so weit auszudehnen, daß man den Kindern alles abschlagen wolte, was ihnen Vergnügen macht. Sie müssen ihre Spiele haben, aber dabey zur Stille gewöhnt werden, und auch aufhören können, wenn es die Eltern befehlen. Es wird mir nichts so angenehm seyn, als die Nachricht, daß sie gehorsame Kinder haben. Ich bin ꝛc.

Ein anderes Schreiben von ihrer Hand enthält die Nützlichkeit guter Erzehlungen für Kinder, und ist folgendes Innhalts.

Meine

Meine geliebte Freundin,

In einer benachbarten Stadt habe ich es unter meinen Freunden eingeführt, daß sie die Aufmerksamkeit der Kinder mit allerhand nützlichen Erzehlungen unterhalten. Geschichte haben allezeit was angenehmes, zumal, wenn sie nach der Fassung der Kinder erzehlt werden. Sie werden fragen, was man für Begebenheiten dazu erwehlen soll? Ich glaube, daß keine dazu brauchbarer sind, als diejenigen, die in ihrem Gemüthe einen guten Eindruck hinterlassen. Lächerliche Nachrichten oder aberglaubische Fabeln gehören gar nicht hieher. Man erzehle ihnen die vornehmsten Begebenheiten, die sich in der Welt zugetragen haben, denn sie gehören mit zur Welt, und können mit der Zeit lernen, von andern Menschen auf sich zu schliessen. Man suche dadurch Ehrfurcht und Liebe zu Gott hervorzubringen. Man erlaube ihnen auch weiter zu fragen, und gönne ihnen die Lust mehr zu hören, wenn sie darum bitten. Können sie schon eine kurze Geschichte behalten, so lasse man sich solche wieder erzehlen, und lobe ihre Aufmerksamkeit. Halten sie diese Foderung für keine vergebliche Mühe. Eltern werden von 12 Stunden doch wol eine erübrigen können, da sie sich recht mit ihren Kindern beschäftigen, zumal da es viele giebt, die halbe Tage mit ihnen spielen. Insonderheit ist das die Pflicht der Mütter, zu welchen die Kinder mehrentheils ein größeres Zutrauen äussern, und die auch mehr Zeit dazu haben, als die Väter. Man wird davon in der folgenden Zeit grossen Nutzen spüren. Die Kinder wer-

werden sich gewöhnen, ordentlicher zu denken, sie werden behutsam in ihrer Aufführung seyn, und nicht so viel Fehler begehen, wenn sie etwas erzehlen sollen. Ein Versuch von dieser Art kan wenigstens nicht schaden, ich habe Exempel, daß es wohl gelungen ist. Ich bin ꝛc.

In einem andern Schreiben entdeckt sie ihre Gedanken vom rechten Gebrauch des Gedächtnisses, und in wie fern es erlaubt oder nicht erlaubt sey, sich mit auswendig lernen zu beschäftigen.

Mein Herr!

Wenn sie ihr Kind lieb haben, so quälen sie es nicht mit auswendig lernen. Stellen sie sich vor, ob es wol viele Erwachsene geben wird, die den ganzen Tag mit einen Buche in der Hand sitzen, und sich gar keine Veränderung machen werden, und wenn es ja welche giebt, ob diese Leute in der Welt sehr brauchbar sind. Ein Kind muß so viel Veränderungen haben, als nur immer möglich ist, weil es die Kräfte noch nicht hat, über eine Sache nachzudenken. Wenn dis nicht beobachtet wird, so ermüden die Kinder, und verlieren alle Lust Sprachen und Wissenschaften zu lernen. Ich billige es gar nicht, wenn man das Gedächtniß der Kinder nur allein beschäftigen will, ohne auf ihre übrige Fähigkeiten zu sehen, gleich als wenn diese gar nicht da wären, oder in der ersten Zeit schliefen. Wir verlangen doch nicht, daß Kinder lebendige Wörterbücher seyn, oder ihren Verstand über das liebe Latein einbüssen sollen. Es muß

gelernt

gelernt werden, das ist wahr, aber es muß auch vernünftig und mit Lust gelernt werden, sonst wird man zwanzig Jahr alt, und kan doch kein Latein. Sie werden mich verstehen, mein Herr. Es ist recht gut, daß die Kinder ihr Gedächtniß brauchen lernen, nur wenn man nicht recht dabey verfährt, so macht man die übrigen Seelenkräfte stumpf, und bildet einen Götzen, der weder reden noch denken kan, ob er gleich mit griechischen und römischen Alterthümern von oben bis unten behangen ist. Kinder sind sehr sinlich, darnach muß man sich bey der Unterweisung richten. Wie leicht wird es einem Kinde zu lernen, wenn man es bey der Hand nimt, in den Garten herumführt, und ihm die Sachen die es sieht, lateinisch oder französisch vorsagt. Man kan ihm hernach erlauben uns zu fragen, was wir davon behalten haben, und ihm mehrmals das Vergnügen versprechen, wenn es in seinem Buche nachsehen wolte, ob darin noch andere Wörter zu finden wären. Man kan sie ganz kurze Gespräche oder kleine Geschichte in der Lateinischen und in andern Sprachen, wenn sie weiter gekommen sind, lesen lassen, und ihnen hernach ein Vergnügen versprechen, das sich für ihr Alter am besten schickt. Auf diese Art werden sie nach und nach nicht nur Wörter, sondern auch Gedanken samlen, und zum Umgang mit andern geschickt werden. Man muß sich überhaupt bemühen die Lust zum Lernen auf alle nur mögliche Art zu erhalten, und es denen Kindern nicht zum Abscheu machen, daß sie lernen müssen, weil aller Zwang die Aufmerksamkeit bey unsern Arbeiten

schwächt. Lob und Tadel, welche zur rechten Zeit angebracht werden, können ihre Begierde von neuen rege machen, in ihrem Fleisse nicht zu ermüden. Gute Exempel befördern diese Absichten ausnehmend. Ich bin zu weitläuftig gewesen, von einer Sache zu reden, wovon schon Bücher geschrieben worden, die mehrern Unterricht ertheilen. Ich bin ꝛc.

Daß auf die gute Wahl der Lebensordnung in den jüngern Jahren sehr viel ankomt, beweißt sie in dem folgenden Schreiben.

Mein Freund,

Glücklich oder unglücklich zu werden, ist sehr oft in unserer Gewalt. Ich kenne viele Menschen, die immer zurück bleiben, da sie doch viele andere vor sich haben, denen es in der Lebensart gelingt. Ich habe die erste Quelle davon aufgesucht, und befunden, daß sehr große Uebereilungen daran schuld sind. Die Eltern haben entweder die Kinder gezwungen, oder ihnen in dieser Absicht zu viel Freiheit gelassen. Die Kräfte der Menschen sind unterschieden, und ihre Neigungen auch. Was der Vater kan, das kan der Sohn nicht allemal, und vielleicht nur in sehr wenigen Fällen. Reichthum und Ehre müssen niemals die Triebfedern bey einer Wahl seyn, worauf unsere ganze äussere Wohlfart beruhet. Die Kinder verrathen bald in ihrer Jugend, wozu sie die meiste Lust haben. Das eine fängt an zu schneiden, und macht sich kleine Maschinen, an welchen es sein ganzes Wohlgefallen bezeigt, wenn sie fertig sind. Das andere zeichnet alles, was

es

es sieht nach seinen Gedanken ab, und freuet sich über nichts so sehr, als über eine Reißfeder oder Rothstein. Ein anderes sitzt in jeden Winkel und ließt. So bald man das merkt, ist es nöthig den Kindern mehr Beschäftigungen von dieser Art zu verschaffen und aufzumerken, ob ihre Lust dazu fortdauernd ist. Es wird denn sehr wahrscheinlich, daß sie in solchen selbstgewehlten Uebungen zu einiger Vollkommenheit gelangen werden, wenn man ihnen darin beförderlich ist. Es ist recht Schade um ein Kind, wenn es wider seinen Willen zu einer Lebensart gezwungen wird, und sein ganzes Leben im beständigen Verdrus zubringen muß. Kinder pflegen oft das Glänzende, was in die Augen fält, und nicht sehr mühsam ist, zu erwehlen, und in diesem Fall müssen die Eltern allen Fleis anwenden, sie davon zu belehren, und ihren Trieb auf etwas besseres zu lenken. Ihr wohlgearteter Sohn hat mir die große Hofnung gemacht, daß er in dieser Art keine Fehler begehen, und den wohlgemeinten Rath seiner Eltern hoch schätzen werde. Ich bin ꝛc.

Ich will nur noch einen hinzusetzen, und hernach dieses Blatt beschliessen.

Mein Herr,

Ich könte ihnen das ganze Register guter Sitten, die insonderheit von Kindern verlangt werden, vorlegen. Aber damit würde ihnen wenig gedient seyn. Sie wollen gern die Art wissen, wie man Kinder zu guten Sitten gewöhnen soll. Ich glaube nicht, daß es durch viele Regeln oder strenge Befehle geschehen kan, aber

ich glaube wol, daß es durch einen guten Umgang möglich zu machen ist. Kinder sind zur Nachahmung geboren, und sie bemühen sich bald die Artigkeit anderer sich eigen zu machen, zumal, wenn sie dazu aufgemuntert werden. Sie bekommen dadurch nach und nach einen Abscheu gegen das pöbelhafte und grobe, das ihre Sitten verstellen kan. Die Eltern sind es vornemlich, nach welchen sich die Kinder bilden. Sind sie wild, unbändig, hitzig und ungestüm, so folgen ihnen die Kinder, sind sie wohlgesittet und artig, so wird es ihnen auch leicht werden artige Kinder zu ziehen. Nur eins muß ich ihnen noch sagen. Verlangen sie nicht auf einmal alles, bessern sie täglich, und ermüden sie nicht, wenn die ersten Unterweisungen fruchtlos sind. Ich bin ꝛc.

Begebenheiten einiger Laster.

Eine Fabel.

Bey einem meiner Freunde, den ich vor wenigen Tagen besuchte, fand ich ein Blatt auf dem Tisch liegen, woran er eben schrieb, als ich in die Stube trat. Er wolte es zwar verbergen, aber weil er eine gewisse Miene dabey machte, nöthigte ich ihn, es mir zu zeigen. Der Inhalt war eine Fabel, die er entworfen hatte, ein Stück des dritten Theils unseres Tugendfreundes vollständiger zu machen. Ich sahe sie durch und bat sie mir aus mit dem Versprechen, sie bekant zu machen. Das will ich jetzo thun und sie von Wort zu Wort hersetzen.

Der

Der Aberglaube hatte sich im Walde verirt, und weil er keinen Weg zu finden wuste, kroch er durch Hecken und Büsche, die ihm an Händen und Füssen verletzten. Die Nacht wolte einbrechen und ihm wurde entsetzlich angst, weil er sich die fürchterlichsten Vorstellungen machte. Er heulte zuweilen, wie ein unsinniger, denn lief er wieder in guter Hofnung fort, einen Weg zu finden, hernach setzte er sich nieder und weinte. Weil alles nichts helfen wolte, riß er sich die Haare aus und zerkratzte sich das Gesicht. Er zog seine Kleider aus, und welzte sich nackend unter den Nesseln herum. Denn zog er sie wieder an, und lief weiter. Jetzo stand er stille, machte vor sich an der Erde einige unbekante Charactere, und murmelte darüber einige Worte, aber er blieb immer in der Irre. Indessen kamen Irwische zum Vorschein, die seine Furcht aufs höchste brachten, daß er an Händen und Füssen zitterte. Die Irwische vervielfältigten sich auf allen Seiten, und er schien auf einmal von bösen Geistern belagert zu seyn. Die Angst trieb ihn fort, er lief und wuste nicht wohin, und die Irwische verfolgten ihn.

Endlich kam er an eine Bauerhütte, die erleuchtet war, er traute sich aber doch nicht recht hineinzugehen, weil er diesen Ort für den Sammelplatz böser Geister hielt. Endlich überwand er seine Furcht und gieng hinein. Er traf hier die Spielsucht, die Narrheit, die Eifersucht, die Wildheit, die Verstellung und die Unwahrheit beysammen. Sie machten ein unerträgliches Lermen durch ihr wüstes Geschrei und Poltern, welches ohne Aufhören fortdauerte. Nur die Ankunft

kunft des Aberglaubens machte einen Stillstand. Man frug ihn, ob er ein Astrologus sey, ob er wahrsagen könte und von den alten Egyptern abstamme? Ehe ich den Aberglauben diese Fragen beantworten lasse, will ich nur die gegenwärtegen Laster beschreiben.

Die Spielsucht saß mit der Narrheit und Wildheit zugleich an einem Tische. Hier hatte sie schon seit fünf Uhr des Morgens gesessen, und sich und die Gesellschaft mit Spielen belustiget. Die Erde lag voll Kartenblätter. In einer Büchse waren einige Würfel. Neben ihr standen Spielbretter, und sie selbst sahe mit begierigen Augen auf das Geld, das auf der Mitte des Tisches lag. Sie mischte die Karten mit der Behendigkeit eines Taschenspielers, sprach einige Worte und warf sie hin.

Die Narrheit machte dabey höchst lächerliche Bewegungen. Bald biß sie sich in die Finger, bald schlug sie die Hände über den Kopf zusammen, bald sprang sie von Stuhl auf, bald fiel sie an die Erde und welzte sich in der Stube herum, bald knirschte sie mit den Zähnen, und steckte die Finger in die Ohren, bald stampfte sie mit den Füssen und verzerte das Gesicht, bald riß sie sich die Mütze ab und trat darauf, bald warf sie die Gläser in Stücken, und ich müste noch viel erzehlen, wenn ich alle ihre Thorheiten anführen wolte. Sie hatte ein sehr buntes Kleid, welches halb mit Golde und halb mit Silber gestickt und rund herum gekräuselt war. Ihre Ohrgehenke waren verschieden, und man sagt auch, daß sie zweyerley Pantoffeln angehabt. Die Spielsucht hatte immer mit ihr zu schelten,

ten, sie konte sie aber nicht zum Stillesitzen bringen, denn sie flatterte immer in der Stube herum, wie eine irrende Mücke.

Die Wildheit machte es nicht viel besser. Ihre Haare hingen den ganzen Kopf herum, sie sprang wie ein muthwilliges Pferd, und setzte sich hernach nieder. Es dauerte aber nicht lange, so tobte sie wieder und kehrte den Tisch um. Ich habe in meinen Leben keine Person so unsinniges Zeug schwatzen hören, als diese.

Im Winkel saß die Eifersucht mit einer sehr boshaften Miene. Man konte aus ihr nichts anders als Morden und Stechen heraus bringen. Sie sprach nur von Sterben, und man wuste doch nicht, wer sie beleidiget hatte. In ihrem Gesichte glühete die Rache, und ihre Augen funkelten zum Verderben. Die Spielsucht hatte sie schon mehr als einmal gebeten, sich die Grillen zu verspielen, aber sie hatte ihr den Tod gedrohet, wenn sie nicht schweigen würde. Zuweilen streckte sie den Arm aus und schrie aus vollem Halse: du solst sterben.

Die Unwahrheit und die Verstellung sassen am Fenster. Die Unwahrheit erzehlte Geschichte, die sich im Lande der Schwermer begeben hatten, und versicherte bey ihrer Ehre, es sey alles wahr, was sie sage. Sie log eine Menge Mordgeschichte zusammen, die niemals geschehen waren. Die Verstellung bejahete alles, nahm hernach eine ehrbare Miene an, und erzehlte eben so viel Wunderdinge. Sie bezeigte sich gegen die ganze Gesellschaft sehr freundlich, winkte aber zuweilen heimlich

lich der Eifersucht, die gegen ihr über im Winkel saß, und diese fing hernach an zu toben.

Als der Aberglaube hinein trat, thaten sie ihm die Fragen, die ich oben angeführt habe, und indem er sie beantworten wolte, brach die Eifersucht hervor und wolte ihn mit einem blanken Messer, das sie hervor zog, ermorden, besann sich aber gleich wieder, fuhr in ihren Winkel zurück und warf sich nieder. Da er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, antwortete er auf folgende Art.

„Ich bin ein Kind der Weisen, in Egypten erzogen, und von den Chaldäern, Griechen und Römern naturalisirt worden. Hernach bin ich an vielen königlichen Höfen gewesen und habe mir in allen Ländern einen großen Anhang gemacht. Ich bin ein Freund der Sonne, des Monds, und der Sterne, und weiß alle ihre Einflüsse auf Pflanzen, Thiere und Menschen. Ich kenne die geheime Kraft der Natur und die verborgenen Eigenschaften. Ich weiß zehen tausend Geheimnisse. Mit den Seelen und Geistern habe ich eine genaue Bekantschaft. Ich kan die Geister beschweren. Und ihr werdet meine That schon wissen, wenn ich euch nur meinen Namen nenne. Ich bin der Aberglaube. Nur schade, daß ich seit hundert und neunzehn Jahren mondsüchtig bin.„

Die ganze Gesellschaft jauchzte, und man vereinigte sich gleich am frühen Morgen eine Reise durch die Welt anzustellen und die Menschen zu besuchen. Dies wurde beschlossen und geschahe auch. Sie waren noch nicht weit gereißt, als sie die Trägheit unter einen Baum antrafen, die sich streckte und die vorüber reisende

frug,

frug, wie hoch es an der Zeit sey? Man erkante sie gleich, und ersuchte sie, Gesellschaft zu machen, welches sie sich auch gefallen ließ. Sie stieg auf den Wagen und nahm einen ziemlichen Raum ein, daß die andern sehr enge zusammen gepreßt wurden. Der Aberglaube saß mit der Narrheit, Verstellung und Unwahrheit in dem ersten, und in dem andern Wagen sassen die übrigen.

Sie kamen in eine Stadt, fanden die Pralerey am Fenster stehen, und hörten die großen Dinge, die sie den vorüber gehenden erzehlte. In der ganzen Stadt war niemand reicher, schöner und klüger als sie. Dis wuste sie auf eine verblümte Art vorzutragen, und konte ihren Reden durch einen steifen Hals und starre Augen ein besonderes Ansehen geben. Die Laster stiegen bey ihr ab, und wurden mit vielen Ceremonien empfangen. Die Mahlzeiten waren ausserordentlich prächtig, und die Bewirthung war beynahe königlich. Es waren schon vor einigen Tagen Fremde in diesem Hause abgetreten, unter welche sich auch die Verzagtheit, der Vorwitz, die Trunkenheit, und die Verwegenheit befanden. In diesem Hause wurde verabredet, was die Laster für Besuche abstatten wolten, und nachdem man sich darüber verglichen hatte, gingen sie am folgenden Tage aus.

Die Unwahrheit begab sich in einen Kaufmansladen, und wurde nicht nur wohl empfangen, sondern man behielt sie auch den Abend zum Essen. Die Narrheit schlich sich unter einen Haufen junger Mannspersonen, und wuste sich so beliebt bey ihnen zu machen, daß man sie täglich aufsuchte und in ihrer Gesellschaft

schaft ausging. Die Eifersucht stattete ihren Besuch bey hohen und niedrigen ab, wurde aber nicht allenthalben auf gleiche Art empfangen. Die Spielsucht suchte die Koffegesellschaften auf, und erfand neue Belustigungen für beyde Geschlechter, die sie sehr gerne um sich leiden mochten. Der Aberglaube ging in ein Haus, wo er viele Leute neben einander sitzen sahe, mischte sich unter sie und erzehlte die merkwürdigsten Begebenheiten, die er aus dem Lauf der Sterne erkant hatte. Die Trunkenheit hielt es für rathsam, im Wirthshause zu seyn, und nahm den Vorwitz und die Verwegenheit mit. Diese drey kehrten beynahe das Haus um. Die Verzagtheit konte keine Gesellschaft finden, und blieb daher mit der Trägheit, die nach der beschwerlichen Reise sehr müde war, und gerne ausruhen wolte, zu Hause. Die Wildheit schwärmte in der ganzen Stadt herum, und man wuste nicht wo sie geblieben war.

Es dauerte nicht lange, so war die ganze Stadt voller Laster, sie wurden allenthalben sichtbar, und verübten die grösten Bosheiten. Man gab zwar scharfe Befehle wieder sie, aber sie hatten sich so unentbehrlich gemacht, daß man sie nicht ausrotten konte.

Wir dürfen die Laster nicht weit suchen, wer offene Augen hat, sieht sie täglich herum schwermen. Ist das eine nicht bey uns eingekehrt, so hat vielleicht das andere Eingang gefunden. Und wie viel Mühe kostet es eingewurzelte Laster auszurotten. Oder wird es möglich seyn, dis zu thun?

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0230
DFG

Der Tugendfreund.

Das 15. Stück.

Nicht lange herrscht bey Sodoms Kindern,
Der Rang von fein und gröbern Sündern:
Ein Straftag macht sie alle gleich!

Wenn unsre Schrift nur einigen Beyfall gefunden hat, so wird das Schreiben, welches ich in diesem Blatt mittheile, mehrere Leser finden, die eben so denken, als der Verfasser desselben. Nach meiner Meinung gehöret sehr viel dazu, wenn man die Gemüther, welche wieder unsre Religion etwas eingesogen haben, mit sanften und nicht nur vernünftigen, sondern auch mit göttlichen Vorstellungen, wo nicht zurecht weisen, doch inwendig beunruhigen will.

Der Verfasser des folgenden Schreibens trägt mir dieses Geschäfte auf. Wüste ich, daß mehr Freunde eine so günstige Gesinnung gegen mich hätten: so würde ich einen Versuch machen, welchen zu machen

ich allerdings der Tugend schuldig bin. Hier ist das Schreiben.

Werther Herr Tugendfreund,

Ein wahrer Freund der Tugend kan gewiß kein Freund ihrer Feinde seyn. Dieser Satz ist so unumstöslich, daß ich nicht zweifle, Sie werden meinen Eifer gegen die Verächter der Grundregeln aller wahren Tugend nicht misbilligen; sondern vielmehr erlauben, daß ich ihre Feder auffodere, daß sie den häufigen und verwegenen Spöttern der Religion und Tugend eine nöthige Bestrafung und Beschämung vorlegen. Sie werden sich nicht befremden lassen, daß ich Religion und Tugend zusammen setze. Alle Stücke Ihrer Wochenschrift zeigen mir, daß sie mit mir eins sind, indem Sie nur das für wahre Tugend erkennen, was aus den Grundregeln, nicht nur der natürlichen, sondern vornemlich der geoffenbarten Religion fließt, und zur treuen Ausübung derselben gehört. Solte ein Spötter der Religion nicht ein Verächter und Feind der wahren Tugend seyn? Leute, die sich für schöne Geister ausgeben, aber fast alle ihre Reden durch spöttischen Mißbrauch der Worte heiliger Schrift, ihrer Meinung nach angenehm machen, oder Stellen aus geistlichen Liedern zum Gelächter anführen, und sonst auf mancherley Weise mit den heiligen Handlungen des Gottesdienstes, mit den dazu geweyhten und verordneten Personen, und allem, was zur Uebung der Gottseligkeit gerechnet werden kan, einen ärgerlichen Scherz treiben; solten die wol für Freunde der Tugend gehal-

gehalten werden können? Können sie klagen, daß sie geschimpft werden, wenn man sie für Feinde der Tugend und Religion erklärt? Es mag seyn, daß mancher einen guten Schein eines tugendhaften Gemüths an sich merken läßt; Es mag seyn, daß er einen Abscheu vor dem Laster bezeugt; spottet er mit der Schrift und Religion, setzet er seine Weisheit, oder nach der heutigen Sprache seinen Witz darin, daß er den gegründeten Glauben eines Christen für Aberglauben ausgibt, die göttlichen Heilslehren zweifelhaft, oder die Grundsätze und den Zusammenhang derselben lächerlich macht; so muß ich entweder alle Redlichkeit verläugnen, oder ihn als einen Feind der Tugend beklagen. Denn er will den Grund derselben einreissen, er wird ein Verführer der Unschuld, er macht sie irre an ihrem Glauben, er öfnet dem ruchlosen Verachtungsgeist den Eingang in ihre Gemüther.

Sie wissen es wohl, mein Herr, daß die Feinde der Tugend und Religion sich auf mancherley Weise unterscheiden; Sie wissen, daß einige sich aufs gröbste offenbaren, und mit jenem tollen Riesen dem Zeuge Israels Hohn sprechen. Sie wissen, daß diese oft nicht so viel Schaden thun, als die schleichenden heimtückischen Verräther, welche die Tugendlehren ausrotten, und die heiligen Bemühungen, das Gute nach rechten Regeln fortzupflanzen, vereiteln wollen. Alle Stände der Christenheit sind mit solchen Werkzeugen der Bosheit mehr als zu häufig angefült. Nicht nur Unverständige vom Pöbel stürmen das Erbtheil Gottes, sondern auch die Höchsten auf Erden, und große Geister

verleugnen ihre Vorzüge so sehr, daß sie sich zur Niederträchtigkeit herabsetzen, und in thörigten Rathschlägen wieder die Warheit, ihr böses Herz offenbaren. Redliche Freunde und Verehrer der Religion seufzen bey diesem überhand nehmenden Verderben, halten vor den künftigen Zeiten ihre Augen zu, und sind froh, daß sie keine Warscheinlichkeit sehen, dieselben zu erleben. Sollen wir aber nichts mehr thun, als durch stillen Gram an diesem Schicksal des Reiches Gottes Theil nehmen? Und ist es billig, daß diejenigen schweigen, welchen Gott eine gründliche Einsicht von solchen Dingen gegeben hat? Doch man kan ja fast in allen Buchläden Schriften antreffen, die gründlich und schön, zur Wiederlegung und Warnung für alle Verführer geschrieben sind. Es ist wahr, mein Herr, es ist noch kein Mangel an dienlichen Gegenmitteln wieder diese Gefahr, aber nicht zu gedenken, daß ihrer viele öffentliche Anweisungen gar nicht, oder nicht recht hören, nicht verstehen und nicht behalten; so sind die bündigsten Bücher oft zu gelehrt, zu weitläuftig, und zu heftig geschrieben, oder sie haben sonst einen Fehler, um welches willen sie nur von wenigen gelesen und genutzt werden können. Ihre moralische Wochenschrift, mein Herr, wird vielleicht mit der Zeit mehr bekant und gelesen werden; Ein Bogen schreckt die Leser nicht so bald ab, als ein ganzes Buch. Wie wenn sie also der Tugend und Religion den schönen Dienst thäten, und nächstens in einem, oder nach Belieben in zweyen Ihrer Stücke die Blöße der Spottgeister, in gründlicher, bescheidener, und liebreicher Schreibart aufdeck-

deckten, daß sie selbst überführt, beschämt und gebessert, andere aber gewarnt und im Guten befestigt würden. Dis ist es, was ich von Ihnen aus redlicher Absicht erbitte, und nach ihrer Menschen- und Tugendfreundschaft, ja auch nach Ihrer Hochachtung für die Religion bald mit Vergnügen und Erbauung von Ihrer Feder zu lesen hoffe.

Dero

R. den 15 Julii 1756. aufrichtiger Freund Philarethus.

Ein Bogen fasset wol nicht alles, was ich nothwendig vortragen müste, um dem Ansuchen des Herrn Philarethus einigermassen zu willfahren. Ich will mir also jetzt nur ganz kurz den Weg bahnen, auf welchem ich hernach in einer eigenen Abhandlung, als ein Freund der Tugend, den Feinden, welche sie verspotten, begegnen kan, ohne sie heftig anzufallen.

Ich traue es der Menschlichkeit zu, daß die Tugend und Religion noch sehr viel versöhnliche Feinde hat. Ja ich möchte wol gar sagen, daß diejenigen, die die Warheiten derselben zum Vorwurf ihres leichten Witzes machen, wol nicht eigentlich für Feinde der Religion, wenigstens nicht für Feinde der Tugend gehalten seyn wollen. Mich deucht, es ist billig, daß ich hierin nachgebe, denn ich weiß daß oft die Leichtsinnigkeit an den Ausbrüchen dieser Feindseligkeiten den meisten Antheil hat.

Wer sich einer solchen Gesinnung bewust ist, daß er seine Freude an Einfällen hat, wodurch heilige

Warheiten entweder geläugnet, oder als wiedersinnisch angegeben, oder ohne Ursach und Absicht nur lächerlich gemacht werden, der findet hier jetzt einige Classen solcher Personen. Es stehet ihm frey, sich hinzurechnen, wo es ihm gefält. Aber wenn er gefunden, daß ich seine Gesinnung getroffen; so wird er auch so viel Billigkeit haben, daß er meine künftig folgende Betrachtungen über seinen Zustand lieset, seine sinreichen Einfälle nicht für eine gründliche Ueberzeugung, und meine Gedanken, wo sie nur einiger massen ihn überführen können, nicht für Vorurtheile einer abergläubischen Erziehung halte.

Herr Philarethus theilet alle diejenigen, welche die Religion und Tugend verspotten, in diese beyden Hauptgattungen; daß einige auf ganz grobe Weise feindselig sich bezeigen, und sich wenig daran kehren, was sie angreifen, und auf welche Weise sie sich der Wahrheit wiedersetzen: andre aber heimlich, mit feinerm Witze, mit besserer Beobachtung eines Unterschiedes, und daß ich es kurz ausdrucke, gleichsam mit einer unter gesitteten Völkern üblichen Kriegeskunst, auf die Zerstörung der Religion bedacht sind.

Wenn diese allgemeine Eintheilung beybehalten wird: so unterscheiden sich die groben Spötter wieder von einander, je nachdem sie aus verschiedenen Bewegungsgründen handeln.

Entweder die wilde Lasterliebe hat ihre Seelen so verdorben, daß ihnen alle Gesetze unerträglich sind, daß sie wol wünschen möchten unter keinem heiligen Gott zu stehen, sondern gleich dem Viehe in einem nur sinnlichen

chen Zustande zu leben. Diese Elenden können ihre Bitterkeit gegen die Ordnung Gottes auf keine allgemeinere Weise offenbaren, als daß sie alles aufs niederträchtigste verunheiligen, was nur von Gott herzukommen scheinet. Weil nun das Laster ihr Trieb ist; so können sie keinen natürlichern Namen bekommen, als diesen: daß man sie **Lästerer** nent.

Oder wenn dieses nicht ist, so kan man wieder einen doppelten Fall erdenken.

Der erste würde dieser seyn, da man spottet um etwas lächerliches hervorzubringen, und die Wahrheiten oder Aussprüche der Schrift dazu erwehlt, weil dergleichen Dinge am mehresten das Lachen zu reitzen pflegen. Solche Menschen heissen **leichtsinnige Spötter.**

Der andre Fall ist dieser, wenn man sich beliebt machen will durch dergleichen gottesvergessene Reden, oder glaubt, es sey etwas anständiges, vornehmes und kluges, oder mit und nachsprechen will, was andre sagen. Diese Leute muß ich wieder meinen Willen **niederträchtige und dumme Spötter** nennen.

Bey der zweiten Hauptgattung finden sich ebenfals mehrere Arten, und ich kan auch hier die vorige Eintheilung füglich beybehalten.

Einige treibt auch die Liebe zum Laster. Da sie aber dasselbe nur insgeheim ausüben, und nicht öffentlich damit hervorbrechen wollen, es sey denn, daß die Gesetze erst abgeschaft und alle Freyheit der Begierden verstattet werden könte; so untergraben sie die Gründe der Religion heimlich, suchen allen ihren Bekanten einen Eckel an der Wahrheit beyzubringen, und greifen die

Vertheidiger derselben beissend an. Diese sind tückische Verführer der Unschuld.

Bey andern ist der Hochmut die erste Triebfeder aller Handlungen wieder die Religion. Es kömt ihnen zu gemein vor, im genausten Gehorsam gegen Gott zu stehen, sie können sich kaum entschliessen, im allgemeinsten Verstande seine Unterthanen zu seyn. Sie beweisen also die Ungereimtheit der Gesetze in ihrer ganzen Verbindung; und weil die Wahrheit ihnen widerspricht, so nehmen sie ihre Zuflucht zur Wahrscheinlichkeit, und müssen sinreich werden, damit sie den Verstand der Menschen blenden. Diese sind verrätherische Rebellen, um so viel gefährlichere Feinde, je weniger sie dafür angesehen werden.

Doch dieser Hochmut bricht auch noch hauptsächlich darin aus, daß viele den Ruhm eines großen Verstandes und vorzüglich reifen Einsicht behaupten wollen. Nun ist es freilich wahr, derjenige zeigt einen großen Verstand, wer erklärt, was andern dunkel ist, wer anders bestimt, was viele schon ohne nähere Bestimmung glauben, ja wer gar Wiedersprüche und wahre Unmöglichkeiten findet, wo sich tausend Kluge betriegen lassen. Aber weil doch die Wahrheit ewig unbeweglich bleiben wird, so kan ich die Feinde, die sie aus großer Klugheit angreiffen, nicht anders nennen, als daß ich in völliger Gewißheit des künftigen Triumphs der Wahrheit sage: sie sind solche, die sich für Weise halten und darüber zu Thoren werden.

Nun will ich diese Betrachtung schliessen, und meinen Lesern ein Gedicht vorlegen, um dessen Bekant-

machung

machung ich ersucht worden bin. Die weitere Fortsetzung der angefangenen Abhandlung soll folgen, so bald ich mich zu dergleichen Arbeit aufgelegt finde.

Der Einsturz von Lissabon.

Hört, Bürger der Erden! hier redet das Schrekken,
Entsetzen und Angst will die Sele bedekken,
Die fern von dem Meere das Krachen gehört:
Die ganze Welt ist in der Ruhe gestört!
Von fern stehn die Schiffe, sie dürfen nicht nahen
Seit dem sie den Brand, die Erschütterung sahen,
Die dein Haupt, Europa! im Dampfe verhült,
Die weitesten Länder mit Schrekken erfült.
O Lissabon! Lissabon! Schatzhaus der Erden,
Brauchst du um zertrümmert begraben zu werden,
Nur wenig Minuten, und bist schon zerstört,
Noch ehe dein König dein Schicksal erfährt!
Kein Sturm hebt die Wellen, die Mauern stehn feste,
Auf felsigten Gründen ruhn weite Palläste,
Und nahe den Wolken glänzt oben die Pracht,
Die jedes Thurms Spitze zum Pharos gemacht.
Schwerdt, Hunger, und Theurung, des Feindes Kanonen,
Muß nun schon viel Jahre die Mauern verschonen,
Die nur auf die Ewigkeit prächtig gebaut
Wovon man die Fluten verachtend beschaut.
Dort blehen sich Seegel, der Wind schiebt die Lasten,
Mit Indiens Perlen geladene Kasten,
Und schwer von dem Golde den Hafen hinauf,
Hier endet der Reichthum den glücklichen Lauf.

Wo habt ihr auf Erden die Schätze verwaret,
Die Arbeit und Wachen zusammen gesparet,
Die Summen, die ihr nur alleine gezehlt,
Die Saat, wovon niemals die Erndte gefehlt?
O Kaufmann aus Osten, aus Westen, aus Norden,
Wer ist für die Tausende Bürge geworden,
Die jährlich der Wucher dir zehnfach vermehrt?
Zu Lissabon ruht es, und bleibt unversehrt.
Seht! plötzlich erhebt sich die Fläche der Erden,
Der Last, die sie träget, entledigt zu werden,
Nun sinken die Mauern, dort weichet die Wand,
Gott schüttelt mit seiner allmächtigen Hand
Die prächtigsten Häuser, die festesten Werke
Der menschlichen Klugheit, des Reichthums, der Stärke.
Der Boden erzittert, der Balken zerbricht,
Verriegelte Thüren beschützen hier nicht.
Die Thüren stehn offen, die Riegel zerspringen,
Der Bürger wünscht: Möchte ein Sprung mir gelingen!
Er zittert, er zweifelt, er eilet zur Thür:
Sein weinendes Kind ruft: O Vater, bleib hier!
Nun ruhet die Erde. Will Gott sich erbarmen?
Er hört ja das Schreien, das Winseln der Armen,
Die alle die Ankunft des Todes gesehn,
Von Schrekken erstarret und sinnloß da stehn.
Doch! hört welch ein Krachen! als schreckliche Stürme!
Dort beben die Kirchen, da wanken die Thürme.
Gleich Halmen des Feldes vom Winde gebeugt,
Der plötzlich herab schießt, sich drehet und steigt.
Sie drohen den Häusern. Nun fallen die Spizzen
Durch Dächer und Boden, gleich schrecklichen Blitzen;

Denn

Denn gießt sich ein Regen von Steinen herab
Zerquetschet die Menschen, und bleibet ihr Grab.
Da fallen die Tempel! kein Pfeiler kan halten,
So bald sich die festesten Mauern zerspalten.
Das weite Gewölbe schießt plötzlich hinein,
Hier müssen zehntausend gesteiniget seyn!
Hier drengt sich die Angst durch gesunkene Thüren
Viel tausend in offene Gräber zu führen,
Von Mauern zerfallen, zertreten, gedrückt
Dem wütenden Tode entgegen geschickt.
Die übrigen beben, betrübt und erstarret,
Sie treten auf Leichen, im Staube verscharret,
Hier jagt sie das Krachen, da stürzet ein Haus,
Dort schlägt aus den Fenstern die Flamme heraus!
Gleich brüllenden Donner ertönen die Lüfte:
Hier schallen die Strassen, dort füllet die Grüfte
Das kläglichste Winseln, das Zetergeschrey
Ruft überal Tod und Verzweiflung herbey!
Hier wird nicht der Tron, nicht die Hütte verschonet,
Noch stehn die Palläste, doch nicht mehr bewohnet,
Schon hageln die Steine, schon bröckelt das Dach!
Das untere lößt sich, das obre schießt nach!
Halt ein, o Zerstörung! nur einige Stunden!
Bis daß diese Menge die Thore gefunden,
Die irrend und wimmernd die Strassen besät,
Sich drenget, und klettert und eilet und steht!
O! steigt nicht hernieder, noch Schäzze zu holen!
Ein grimmiger Zorn hat der Erde befolen,
Die Menschen zu schrekken, die sie doch sonst trägt
Und als ihre Kinder ernäret und pflegt.

Sie

Sie soll sich erheben, und zittern und beben,
O! rettet nicht Perlen! eilt! rettet das Leben,
Zu glücklich! wenn ihr nur dem Tode entflieht,
Der durstig nach Beute die Gassen durchzieht.
Ein neuer Stoß hebt die geborstenen Flächen,
Die Häuser erschrekken, und zittern und brechen:
Hier sinkt eine Mauer, die andere hängt,
Die dritte zerreißt von der vierten gedrengt,
Lauft, Menschen! ein Augenblick ist euch geschenket!
Seht, wie sich die Mauer schon über euch senket!
Da stürzt das Gebäude! und fält noch auf zwey,
Es fält, und im Fallen begegnen ihm drey
Und gieſſen den Strom von zersprungenen Steinen
Auf Menschen, und mischen sich mit den Gebeinen
Der fliehenden Bürger, die grausam geschreckt
Zum Grabe geflohen, das alle bedeckt!
O! schreckliches Krachen, als fielen jetzt Städte!
Als wenn dort ein Fels sich herab gestürzt hätte!
Das ist wohl des Königs erhabenes Schloß!
Und das von Braganza! noch heute so groß,
Und reich genung, Städte und Länder zu kaufen:
Jetzt liegt es, und ist ein verwüsteter Haufen,
Ein trauriges Beyspiel der Hoheit der Welt:
Gott kehret die Hand um, so sinkt sie und fält.
Wie schwarz wird die Sonne! die Himmel erblassen!
Kaum werden die Lüfte die Wolken mehr fassen,
Die Wirbel vom Staube, den Dampf von der Stadt,
Die sonst ihres gleichen auf Erden nicht hat!
Schweig Dichtkunst. Wer könte den Jammer erzälen?
Die Adern erstarren, da tausend sich quälen,

Die

Die Zunge verstummet vom Schrekken gerührt:
Wer hat mich hier unter die Todten gefürt?
Das Ohr ist ermüdet, und kan nicht mehr hören,
Hier wirket die Allmacht, hier will sie zerstören.
Nichts duldet den Menschen, sein eigenes Haus,
Verbrent ihn, begräbt ihn, und speiet ihn aus!
Die Erde ruft: Fliehet! Entflieht! ruft der Himmel,
O rettet! o rettet! so ruft das Getümmel,
Sterbt! sprechen die Dächer. Versinkt! ruft das Meer,
Und rauschet in schrecklichen Fluthen daher.
Verbrent! ruft das Feuer in zischenden Flammen,
Und schlägt über Strassen und Häuser zusammen,
Ergreifet die Menschen und endigt die Flucht,
Die doch nur vergeblich die Rettung gesucht.
Es frißet den Reichthum, zersprenget die Häuser,
Als wären es dürre vertrocknete Reiser,
Fährt durch die Ruinen, ersteiget die Höh,
Damit keine Mauer am Abend mehr steh!
So rauchte dort Sodom. So sah man die Säulen
Des mächtigstens Feuers den Wolken zueilen,
So brante Gomorrha! zum Tode geweckt,
Mit brennenden Schwefel vom Himmel bedeckt.
Fließt, Thränen! Europa beweine die Brüder,
Vergesset die Freuden, lernt klägliche Lieder.
Empfindet den Jammer. Ihr seid nur verschont,
Es sind nicht Verdienste, die Gott uns belohnt!
O Lissabon! Lissabon! Schreckensexempel!
Wo sind die Palläste, die Thürme, die Tempel!
Die Keller, die Mauern, der Reichthum, die Pracht,
Die dich zu der Hauptstadt der Erden gemacht!

Die

Die heitern Gesichter! sie müssen erbleichen,
Und dreyßigmaltausend zertretene Leichen
Sind in dir begraben! Ihr Sterblichen! bebt!
Erbebt! weil der Rächer der Sünden noch lebt:
Sonst bebet die Erde! der Abgrund zerspringet,
Wenn unter uns nichts mehr der Gnade gelinget.
Wer weis, wo die Flamme schon unter uns schleicht,
Wie bald schon Europa sein Ende erreicht!
O! gibt es noch Thoren mit sicherem Herzen!
Beschaut dis Exempel! verfluchet das Scherzen!
Ein Tag wird noch kommen, wo alles zerfält:
Denn beben nicht Städte! denn bebet die Welt!
Denn brennen nicht Städte! die Welt wird verbrennen!
Sucht Wege nach Zoar! o! lernet sie kennen!
Doch! wenn auch die Rache mir tausendfach droht,
Sey du mir nicht schrecklich! Du, Gott in der Noth!

Der Hund.

Eine Fabel.

Ich besinne mich, einen Hund gesehen zu haben, der sich den Sommer über mit Fliegenfangen beschäftigte. Er hatte darin eine so große Fertigkeit erhalten, daß ihm selten eine entwischte. Es kan seyn, daß die kleinen Peiniger selbst Schuld an ihrem Unglück gewesen sind. Sie liessen ihm keinen Augenblick Friede. Wenn er zehen weggejagt hatte, kamen zwanzig wieder, und wenn er sich Mühe gab, dieser Gäste los zu werden, eilten schon neue Hülfsvöl-

völker heran. Sein Schütteln und Schlagen half ihm nichts, und es war ihm gar nicht zu verdenken, daß er sich übte, seine Feinde zu fangen und aufzufressen.

In dem Hause, wo er lebte, war alles mit Fliegenfangen beschäftiget. Der Herr, die Frau, die Kinder, das Gesinde, eiferten in die Wette, sich in dieser Kunst zu übertreffen, oder nahmen solche Verrichtungen vor, die mit dem Fliegenfangen gleichen Rang haben.

Einmal kam er auf die Strasse, da die Schwalben sehr niedrig flogen, und ergötzte sich eine Zeitlang an diesem Schauspiel. Er wunderte sich, daß es so große Fliegen in der Welt gebe, und konte nicht begreifen, wie es möglich wäre, so geschwinde zu fliegen. Die Schwalben kamen ihm ganz nahe, und strichen zuweilen über seinen Kopf weg. Das litte er zwey oder dreymal, das vierte mal aber sprang er auf, sie zu verfolgen. Voll Eifer lief er der einen nach, aber ehe er es dachte, schwenkte sie sich und flog zurück. Zwo andere flogen wieder gerade aus, und die erste kam nach einer kleinen Wendung an eben den Ort. Sie waren in der Geschwindigkeit weg und auch wieder da. Jetzt glaubte er eine zu erhaschen, aber indem er zuschnappen wolte, war sie zehn Schritte hinter ihm. Er ermüdete sich durch beständiges Laufen. Sein Schritt war schnell, aber der Flug der Schwalben noch geschwinder. Endlich legte er sich wieder nieder, und ließ die Schwalbe fliegen.

Die Schwalben hatten gemerkt, daß der Hund nicht gar zu wol mit ihrem hin und herfliegen zufrieden war, und beunruhigten ihn vor der Hausthüre beständ-

beständig. Die ganze Strasse war voll Schwalben. Sie flogen Haufenweise nach der Schwelle und auch wieder zurück. Endlich stand er ganz zornig auf, und rente die Strasse mit seltsamen Springen bald auf die Seite, bald in die Höhe, nachdem ihm eine Schwalbe aufstieß, herunter, aber keine ließ sich von ihm fangen. Der Hund wurde und schlief müde, ging nach Hause, legte sich auf den Hofe ndlich ein.

Dis erinnert mich an die Menschen, die sich den ganzen Tag über, ich weiß selbst nicht, warum? Mühe geben, und bey dem Beschluß des Tages doch nichts erlangt haben. Sie jagen Dingen nach, die ihnen eben so wenig helfen können, als die Schwalben dem Hunde, und was kan man von ihnen anders sagen, als daß sie in ihren ganzen Leben nichts gethan haben?

Der Tugendfreund.

Das 16. Stück.

Sie trägt ein redlich Herz, das kein Verräther ist,
Wenn du ihr Freund und ihr Vertrauter bist,
So blüht dein Glück bey deinen Freunden.

Die Geschichte der **Verschwiegenheit**, die ich jetzo mittheilen werde, ist grösstentheils die Abschrift eines eigenhändigen Aufsatzes dieser Tugend, wozu noch an verschiedenen Orten Anmerkungen von ihren nächsten Freunden gekommen sind. Ich will nur zum voraus erinnern, daß man sie in Gemählden und Bildern aufgerichtet und ernsthaft vorzustellen pflegt, wie sie denn auch würcklich sehr ernsthaft ist. Sie legt einen Finger auf den Mund, und bedeckt mit der andern Hand ihr Herz, welches unter den Mahlern Zeichen der Verschwiegenheit sind.

Sie macht den Anfang ihrer Lebensbeschreibung mit folgenden Worten. Ich zweifle nicht, daß eine Geschichte der Verschwiegenheit vielen sehr unerheblich vorkommen muß, weil sie glauben, daß sie derselben

ohne Nachtheil anderer Tugenden entbehren können. Ich bin auch so hochmüthig nicht, daß ich mir ein Recht anmassen wolte, mit Ausschliessung anderer Tugenden, die ich insgesamt verehre und hochschätze, über die Herzen der Menschen zu herrschen. Es ist eine ungegründete Nachricht, daß ich sehr oft die Pflichten der Wahrheit, der Freundschaft und der Vertraulichkeit vergessen soll, wie mir von einigen Feinden meines Nahmens, dahin ich vornehmlich die Heucheley rechnen muß, Schuld gegeben wird. Ich bin so nahe diesen Tugenden verwandt und lebe mit ihnen in einer so unverstelten Eintracht, daß es nicht wohl möglich ist, nach wiedrigen Grundsätzen zu handeln und einander zu beleidigen. Mein Umgang mit verschiedenen Freunden der Tugend wird mich völlig rechtfertigen, daß ich nichts weniger als die Verkleinerung anderer Tugenden gesucht habe. Die Beschuldigungen der unvorsichtigen Offenherzigkeit sind sehr hart gegen mich, und es ist wahr, daß ich die gröste Ursach hätte, mich zu schämen, wenn sie gegründet wären. Sie sagt von mir, daß ich die Hertzen der Menschen verschliesse, sie zur Schatzkammer nutze, Geheimnisse mache, gute Gedanken verdrenge, und das Unglück vieler Familien befördere. Das erste ist sehr zweydeutig. Wenn ich ein menschliches Herz verschliesse, daß Mitleiden und Barmherzigkeit keinen Eingang finden können, so will ich gerne gestehen, daß ich Unrecht thue; aber wenn ich es gegen Betrug und Verstellung bewahre, und die Wirkungen der Falschheit zu verhindern suche, so glaube ich nicht, daß man mich mit Recht verdammen wird. Ich

soll

soll menschliche Herzen zu Schatzkammern unnützer Geheimnisse machen, aber ich bezeuge hiermit, daß ich mich mit dieser Art der Geheimnisse niemals beschäftiget habe. Wenn ich was geheimes in einem menschlichen Herzen verborgen habe, so ist es eine Sache von Wichtigkeit gewesen, deren unvorsichtige Bekantmachung schädliche Folgen haben könte. Es geht mir sehr nahe, daß ich hiedurch gute Gedanken verdrengen soll. Meine wahre Absicht ist, die Ehre der Tugend zu behaupten, und wenn ich nicht irre, so bin ich in Erreichung dieser Absicht ziemlich glücklich gewesen. Die letzte Beschuldigung kränkt mich am meisten. Ich soll an dem Unglück vieler Familien Schuld seyn, aber ich begreife leicht, daß mir dasjenige, was andere wünschen, zur Last gelegt wird. Die Geschichte der Völker wird das Gegentheil beweisen. Eine gar zu große Offenherzigkeit hat viele unglücklich gemacht, aber meine Verschwiegenheit nicht.

Ich hoffe Vergebung zu erhalten, daß ich in der Ablehnung ungegründeter Beschuldigungen so weitläuftig gewesen bin, und anstatt einer Lebensbeschreibung den Anfang zu einer Schutzschrift gemacht habe. Aber diese Rechtfertigung war nöthig, weil ich sehr oft solche Anklagen hören muß, und Leichtgläubige genug kenne, die kein Bedenken tragen, sie für Wahrheit zu halten. Aber ich will eilen meine eigene Geschichte anzufangen.

Ich bin in einer Stadt geboren worden, die von ihrer ersten Erbauung an, die gröſten Vortheile genossen hat. Das Bürgerrecht an diesem Orte ist in weit größerem Ansehen, als ehemals das römische war, und

viele haben es durch Geld erkaufen wollen, aber es wird nur durch Verdienste erhalten. Man hat ihn sonst Dora geheissen, hernach aber hat ihn die Tugend mit den Namen Ehrenburg belegt. Die Einwohner führen ein stilles, sittsames und gottgefälliges Leben, und haben in der ganzen umliegenden Gegend einen sehr guten Namen. Der Ort an sich ist nur klein, aber sehr volkreich, doch haben sich viele neue Anbauer in dieser Gegend niedergelassen, deren Pflanzstädte bereits eine ziemliche Größe bekommen haben. Eine Viertelmeile von der Stadt liegt das Landguth meines Vaters, der unter dem Namen des Stillen im Lande bekant ist. Er bekleidet keine öffentliche Bedienung, hat aber doch ein Haus in der Stadt, in welchem er sich mehrentheils den Winter über aufzuhalten pflegt. In seiner Einsamkeit dienet er Gott und den Nechsten mit möglichen Kräften. Er ist ein weiser Rathgeber und ein treuer Freund, ob ihn gleich einige für allzuvorsichtig und blöde gehalten haben. Er lebt mit meiner Mutter, der Aufrichtigkeit, in einer sehr vergnügten Ehe, und ich muß von beyden rühmen, daß sie sich nichts so sehr angelegen seyn lassen, als mich so zu erziehen, daß ich Gott dienen und ihnen Freude machen möchte. Dis ist mit eine von den vornehmsten Ursachen, warum sie eine stille und eingezogene Lebensart erwehlt, da es sonst meinen Vater leicht würde gewesen seyn, ein ansehnliches Amt zu erhalten.

Zu meinem vertraulichen Umgange erwehlte ich die Bescheidenheit, die Demut, die Unschuld, und die Liebe, welche Bekantschaft mir allezeit sehr vortheilhaft gewe-

gewesen ist. Die Bescheidenheit war in ihrem ganzen äusseren Betragen sehr behutsam, und nahm sich wohl in acht, daß sie niemanden Gelegenheit zur Klage und Beschwerung gab. Sie sprach mit Bedacht, und enthielt sich aller Ausdrücke, die einer Mißdeutung unterworfen waren oder etwas nachtheiliges und anstößiges enthielten. Es war wieder ihre Natur, sich durch Verachtung anderer zu erheben, und in ihrem Verhalten etwas hochmüthiges blicken zu lassen, das die Liebe anderer beleidigen könte. Sie war in der Selbsterkentniß sehr geübt, und die Einsichten, die ich davon habe, sind Früchte unserer mehrmaligen Unterredungen über diese Sache.

Die Demut, ihre Schwester, verdient nun die gröste Hochachtung, da sie so aufrichtig in der Entdeckung ihrer Fehler, und so sorgfältig in der Beobachtung ihres Verhaltens ist. Sie hat eine genaue Kentniß des menschlichen Herzens, und ist darin weiter gekommen als man dem ersten Anblick nach glauben solte, welches man nicht eher einsehen lernt, bis man ihr Vertrauen gewonnen hat. Die Zeit, die ich in ihrer Gesellschaft zugebracht habe, ist mir noch niemals leid gewesen, wenigstens habe ich mein Herz nach ihren Grundsätzen bilden lernen, und bin niemals unglücklich dabey gewesen. Die betrübten Schicksale dieser Tugend trenneten uns auf viel Jahre weit von einander, und ich konte gar nicht erfahren, wo sie hingekommen war, bis wir durch einen Brief von K = = = davon benachrichtiget wurden.

Die Freundschaft der Unschuld ist mir vornehmlich sehr vortheilhaft gewesen. Niemals habe ich wahrgenommen, daß sie das geringste gegen ihr Gewissen vorgenommen hat. Man kan sie als ein Muster eines unsträflichen Verhaltens betrachten, und es wäre nur zu wünschen, daß ihre Freundschaft von mehreren gesucht würde. Von undenklichen Zeiten her ist sie ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen berühmt gewesen, daher solte man glauben, daß sie einer allgemeinen Hochachtung genieſſen würde. Aber die Erfahrung beweiset das Gegentheil.

Von der Liebe habe ich gelernt, die Wohlfart meiner Freunde, der Menschen, nach möglichsten Kräften zu befördern, und bey den bekümmerten Umständen, welche sich zuweilen ereignen, nicht gleichgültig zu seyn. Ihr eignes Beyspiel ist darin höchstnachahmungswürdig. Sie leidet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Durch ihre Verträglichkeit überwindet sie den Haß, die Feindschaft und den Zorn, welche sich endlich gezwungen sehen, sich ihr zu unterwerfen.

Ich würde noch andere Tugenden nahmhaft machen können, die mich ihrer Liebe gewürdiget haben, und dadurch würde meine Geschichte zu kurz werden, von welcher ich noch verschiedene Umstände anzuführen habe. Diese Freundschaften habe ich berühren müssen, damit man urtheilen könne, nach welchen Grundsätzen ich gehandelt habe.

Als ich zwanzig Jahr alt war, wurde mein Vater mit geheimen Briefen an den Hof der Tugend geschickt, dahin ich ihn mit einigen Freunden begleitete. Wir

musten auf dieser Reise einigemal die Länder der Bosheit berühren, welches im Anfang gut ablief, aber zuletzt unser großes Unglück war. Wenn wir auf einen so verhaßten Boden waren, so eilten wir aufs möglichste, weiter zu kommen, weil es uns ahnden wolte, daß wir nicht ohne Nachstellungen bleiben würden. Das letztemal befanden wir uns in einem Walde, und hatten nur noch eine halbe Meile bis zu dem nechsten Gebiet der Tugend, da unser Wagen ganz unvermuthet von einer Menge Menschen umgeben wurde, die uns anhielten und nöthigten, mit ihnen umzukehren. Man wuste viele Beschuldigungen, die uns sehr fremde vorkamen, weil wir unschuldig waren. Wir solten die Unterthanen ihrer Könige beleidiget, ihre Güter angegriffen, und sehr nachtheilig von der Regierung gesprochen haben. Man wuste auch wol, daß wir Verräther wären, und nur darum reiseten, daß wir die Gelegenheit des ganzen Landes sehen und hernach Anschläge geben könten, wie man sich ohne Mühe einer Stadt nach der andern bemächtigen könte. Dis alles solten wir durchaus bekennen, und als wir uns nach allem Rechte wegerten, gebrauchte man die entsetzlichsten Mittel, diese Absicht zu erreichen. Wir konten nicht mehr sagen, als wir wusten; einige Angelegenheiten der Tugend ausgenommen, die an diesem Orte nicht bekant werden durften. Diese Hartnäckigkeit wurde als das gröste Verbrechen angesehen, und man verdamte uns zum ewigen Gefängniß.

Es war ein besonderes Glück für uns, daß sich einer von unsern Bedienten bey dem Ueberfall mit der

Flucht gerettet, und in möglichster Eil ins Gebiet der Tugend begeben hatte. Durch ihn bekam die Tugend von diesem Vorfall umständliche Nachricht, und ließ von dem Augenblicke an die nöthigen Anstalten zu unserer Befreiung machen. In der siebenten Nacht wurden um zwey Uhr die Gefängnißthüren aufgesprengt, und zwölf geharnischte Männer traten herein, welche uns den Befehl gaben, aufzustehen und ihnen zu folgen. Vor dem Gefängniß trafen wir vier Wagen an, in welche wir uns setzen musten, ohne daß wir erfahren konten, was mit uns geschehen würde. Unserm Vermuthen nach solte das unser letzter Tag seyn, und wir machten uns fertig, diese Welt unerschrocken und fröhlich zu verlassen. Unter diesen Bekümmernissen brach der Tag an. Wir sahen uns um, und merkten aus der Gegend, in welcher wir waren, daß wir nicht Ursach hätten, etwas arges zu besorgen. Wir befanden uns unter der Begleitung unserer wahren Freunde, die uns glücklich ins Schlos der Tugend brachten, und sich hernach zu erkennen gaben.

Die Tugend empfing uns sehr freundlich, sie erkundigte sich nach unserm Befinden, ließ uns einige Erquickungen reichen, und erlaubte uns nach unserer Angst einige Stunden auszuruhen. Mein Vater stattete darauf einen umständlichen Bericht von den Ursachen seiner Reise ab, und empfing ansehnliche Geschenke, unter welchen sich auch einige Seltenheiten aus dem Gebiet der Tugend befanden. Drey Tage hernach wurde ich unserer Königin vorgestelt. Sie hatte ihre Krone auf, und war mit den Vornehmsten des Reichs

umge-

umgeben. Als sie merkte, daß ich etwas blöde bey dem Eintritt war, ging sie mir entgegen und umarmte mich. Nach einer Unterredung, die beynahe eine Stunde gedauert hatte, sagte sie zu mir. Ich sehe, daß ihr guten Verstand und ein aufrichtiges Herz habt. Euer Vater hat sich auf mein Zureden entschlossen, euch bey mir zu lassen, und wenn ihr darin willigen wolt, so werde ich euch als mein Kind halten, und für euer Bestes sorgen. Wenn es euch hernach gefält zu euren Eltern wieder zurück zu kehren, so will ich euch durch eine sichere Begleitung wieder zu ihnen bringen lassen. Ich kan nicht leugnen, daß es mir bey der Tugend sehr wohl gefiel, und weil mein Vater nicht abgeneigt war, so dankte ich für diese Gnade, und entschloß mich so gleich, so lange, als es der Tugend gefallen würde, an ihrem Hofe zu bleiben, und ich muß bekennen, daß mich dieser Entschluß niemals gereuet hat.

Die Tugend prüfte mich hernach unterschiedene mahl, und entdeckte mir verschiedene Geheimnisse, die ich sorgfältig bey mir behielt, und nichts eher bekant machte, bis es ihr selbst gefiel. Ich gewann dadurch ihr ganzes Vertrauen, und es war nicht leicht eine Sache von Wichtigkeit, die sie mir nicht eine Zeit vorher entdeckte, und mich bath, in aller Stille die nöthigen Veranstaltungen dazu zu machen.

Nach dreyen Jahren begleitete ich die Königin auf den Reichstag, wo ich auch meine Eltern antraf, und mit ihnen nach erhaltener Erlaubniß nach Hause reißte. Weil sie aber ein Verlangen bezeigte, mich bald wieder

zu sehen, blieb ich nur eine kurze Zeit bey ihnen, und begab mich hernach wieder nach Hofe.

In dem Archiv der Tugend findet man noch unterschiedene Nachrichten von ihrer Klugheit und weisen Aufführung bey unterschiedenen Begebenheiten, welche aber jetzo besonderer Ursachen wegen nicht bekant gemacht werden sollen.

Der Staar.

Eine Fabel.

Es trug sich zu, daß ein Staar, der seinen Herrn drey Jahr lang belustiget und viele Wörter gelernt hatte, unvermuthet entwischte. Er kam in den Wald, und alle Staare, die ihn sahen, flogen auf und bewillkomten ihn aufs freundlichste. Sie brachten ihn zu den Aeltesten ihres Geschlechts, der auf den Gipfel eines Baums saß, und eine zahlreiche Gesellschaft unter und über sich hatte.

Dieser frug ihn, wo er herkäme? Brod, sagte der Staar, und schwieg stille. Die andern wusten nicht, was sie daraus machen solten, denn solchen Namen hatten sie in ihrem Leben nicht gehört. Sie sahen sich unter einander an und flisterten lange, bis endlich einer sagte: Wir wissen nicht, wo diese Stadt liegt, vielleicht ist es auch nur ein Dorf oder ein Haus. Man beschloß darauf, die Bedeutung dieses Worts in einem Wörterbuche aufzusuchen.

Der

Der alte frug weiter, was er bisher gemacht hätte? Geduld, antwortete der Staar. Die Vögel horchten sehr, wie er das Wort aussprach, und machten hernach ihre Auslegungen darüber. Geduld, sagte einer, ist ein Kleid, das die Menschen anziehen, wenn sie nicht naß werden wollen. Ich glaube es nicht, sagte der Alte, man hat mir erzehlt, daß Geduld ein Kraut sey, das aber nicht in allen Gärten wachse. Vergeben sie, schrien drey andere, es ist ein Heilungsmittel, wenn die Menschen krank sind.

Er gab dieser Meinung Beifall und setzte seine Unterredung auf folgende Art fort. Bist du, sagte er, unter den Menschen gewesen? Gold, sagte der Staar. Man glaubte im Anfang, daß dis Wort eine Bejahung seyn solte, aber der Klügste unter den gegenwärtigen behauptete, daß es die anziehende Kraft in der Welt, wie ihm einmal ein Philosoph gesagt habe, wäre. Das Wort Philosoph machte einen neuen Aufruhr, weil man aber eben so wenig verstand, was die anziehende Kraft sey, so wurde ein so verwirtes Geschrei, daß endlich der alte Staar mit den Flügeln drey mahl winkte und ihnen allen Befehl gab, stille zu schweigen. Gold, setzte er hinzu, wovon ihr geredet habt, ist ein Faden, woran Tod und Leben hängt. Ich will es glauben, antwortete einer aus dem Haufen, aber wo hängt dieser Faden? Brod, schrie der entflohene, und man glaubte also, daß Gold und Brod einerley wären oder daß eins ohne das andere nicht wol seyn könte.

Was machen die Menschen? fuhr der alte fort. Proben, antwortete der Staar. Das Wort hat eine dreyfache Bedeutung, sagte der Alte. Es heißt erstlich so viel als Staub oder Sand. Zum andern bedeutet es Netze und Spinnegewebe. Eins ist vergeßen rief der dritte, Proben bedeuten auch Meisterstücke. Alle Staare bekanten, daß ihnen das letzte Wort unverständlich sey und verlangten eine Erläuterung. Aber der Alte fiel ihnen in die Rede und sagte zu dem entflohenen Staar, in welcher Bedeutung hast du es genommen? Proben, sagte der Staar und man konte nicht anders denken, als daß er alle diese Bedeutungen zusammen genommen habe.

Kanst du auch Proben machen? rief der Alte. Wirbel, war seine Antwort. In diesem Augenblick entstand eine entsetzliche Zänkerey unter den Vögeln. Einige behaupteten, Wirbel sey eine Maschine, damit man im Trüben fischen könne, andere sagten, Wirbel wäre eine Krankheit, die aber viel andere Namen hätte, und noch andere glaubten, es sey der Schall des Waldhorns. Es konte keiner den andern überzeugen, denn sie verstanden sich nicht, und warfen immer neue Fragen auf, ehe die erste beantwortet war, bis endlich einer sagte, Wirbel ist nichts anders, als der Flug der Vögel, die vom Winde fortgetrieben werden.

Diese Zänkerey unterbrach der Alte, indem er fragte, bist du weit gewesen? Carl, antwortete der Staar. Jederman nahm diesen Ausdruck für den Namen einer Stadt an, und weil man nichts dagegen einzuwenden wuste, so verlangte ein jeder zu wissen, wie groß Carl sey.

sey? **Punctum**, war die Antwort. Dieser Maaßstab war unter den Vögeln gar nicht bekant, und man untersuchte mit vieler Mühe, wie man die Länge einer Stadt und ihre ganze Grösse darnach bestimmen könte. Indessen wolte einer von den Staaren diese Meinung nicht gelten lassen, sondern sagte, so viel er wisse, sey Punctum das lezte, was man denken könte, oder das erste, wolten sie sagen, rief ein anderer, was ist aber das? Sie geriethen darüber in eine weitläuftige Streitigkeit, bis man endlich eine andere Meinung annahm, nemlich Punctum bedeute die Welt, und der Vogel habe also sagen wollen, er sey in der Welt gewesen, oder die Stadt, darin er gewesen, sey so groß, als die Welt. Das erste getrauete man sich zu beweisen, aber das lezte sey zweifelhaft.

Wie lange, rief der alte, bist du abwesend gewesen? **Alt genug**, antwortete er. Man nahm beyde Worte für eins, nnd der Staar sprach sie unverständlich genug aus. Man wiederholte daher die Frage, und bekam dieselbe Antwort. Weil man nun nicht wuste, was sie bedeuten solten, und von Monaten und Jahren keinen Begrif hatte, so befahl man einem jungen Staar, die Blätter des Baums zu zehlen, um auf die Art zu berechnen, wie lange er abwesend gewesen. Dieser frug, wie viel Zeit er dazu haben solte? Der alte Staar sahe nach der Sonne und hernach wieder an die Erde und bezeigte ihm dadurch, er solte so viel Zeit haben, bis die Sonne würde untergegangen seyn. Er schüttelte den Kopf dazu und gab zu erkennen, er müsse entweder mehr Zeit oder Gehülfen haben. Der alte sahe dar-

darauf drey mahl nach der Sonne und wieder an die Erde, und gab ihm drey zur Hülfe, die mit zehlen solten, ich weiß aber nicht, was sie ausgerichtet haben.

Dis Gespräch wurde bis zum Untergang der Sonne fortgesezt, und ich kan nicht mit Gewißheit sagen, was sich hernach weiter begeben hat. Man wird daraus den Schluß machen, daß es sehr seltsame Meinungen in der Welt gebe, daß oft wegen eines Worts grosse Zänckereien entstehen, daß man mit einer grossen Zuversicht zuweilen glaubt, die rechte Meinung gefunden zu haben, und sich doch betriegt. Unter den Auslegungen der Staare, wenn hier dieser Ausdruck gültig ist, scheinen viele nicht ganz irrig zu seyn, und es war an ihnen nicht zu tadeln, daß sie gerne die rechte Bedeutung wissen wolten. Der Fleiß und die Nachforschung sind gut, wo nur nicht jeder zufällige Gedanke für wahr gehalten, sondern erst hinlänglich geprüft wird.

Folgender Brief, darin verschiedenes wegen des Reichstages der Tugend erinnert wird, soll hier noch beygefüget werden.

Mein werther Freund,

Warum hat sich der Reichstag der Tugend so geschwinde beschlossen? Ich war ausnehmend begierig, die Reden einiger Wissenschaften vor dem Thron zu lesen, und ich glaube nicht, daß es Ihnen an Nachrichten dazu fehlen wird, aber Sie

Sie haben uns diese Freude nicht machen wollen. Die Mahlerey wird doch auch gegenwärtig gewesen seyn. Ist sie gelobt oder getadelt worden? Was ist der Dichtkunst begegnet? Hat sie gar keine Anfechtungen gehabt? Und wo haben sich die Wissenschaften nach ihrer Abreise hingewant? Sind sie in Europa geblieben, oder haben sie sich zu Schiffe begeben, und fremde Länder besucht? Ich solte fast auf die Gedanken gerathen, daß sie sich allenthalben zerstreut haben, und auch wol niemals wieder zusammen kommen möchten.

Man nent mir zwar einige grosse Städte, wo sie sich aufhalten sollen, ich habe mich auch nach ihrer Anwesenheit erkundiget, aber nur diese Antwort erhalten. „Es giebt hier viele, die sich dergleichen Namen geben, und das Ansehen haben wollen, als wenn sie alle Erkentniß und Weißheit hätten, aber wenn man sie prüft, so begreift man sogleich, daß ihr Vorgeben eine Unwahrheit gewesen ist.„ Ich glaube doch, daß man auf dem Schlosse, wo das Lager der Tugend und ihre Büchersamlung seyn soll, eine genaue Nachricht von ihrem Aufenthalt haben wird, und wenn Sie es wüsten, könten sie es andern ehrlichen Leuten auch wohl bekant machen.

Ich beklage, daß Sie nicht mehr Laster gefangen haben. An dem Orte, wo ich lebe, halten sich fünf und zwanzig auf, und ich wolte Ihnen wol mit Beyhülfe einiger Tugenden, verschiedene in die Hände liefern, aber was würde es helfen, nun der Reichstag zu Ende ist, und keine richterliche Aussprüche vom Thron weiter erfolgen können? Insonderheit wünschte ich, daß

daß wir von der Freigeisterey befreiet würden. Diese Person hat sich fast in alle Gesellschaften eingeschlichen, und weil sie gut reden und laut lachen kan, so findet sie bey der flüchtigen Jugend nicht wenig Eingang: Wie können sie uns von dieser Person befreien? Wenn ihnen ein gutes Mittel einfält, so geben Sie mir in Zeiten davon Nachricht. Sie hat einen grossen Anhang, und es wird schwer seyn, ihr anzukommen, wo man nicht ihre Freunde auf seine Seite bringt.

Den Wettlauf, den sie uns beschrieben haben, hätte ich gern mit mehrern Umständen gelesen, weil ich glaube, daß verschiedenes merkwürdiges dabey vorgefallen ist. Welche Jünglinge haben sich am besten gehalten? Ich wünschte, ihre Namen zu wissen. Sie werden doch ohne Zweifel in dem goldenen Buche stehen, und sie verdienten auch, daß ihre vortrefliche Eigenschaften der Nachwelt bekannt gemacht würden.

Wissen Sie nicht, ob die Tugend bald wieder einen Reichstag halten wird? Ich möchte selbst gerne dabey gegenwärtig seyn, die Tugend und ihr Gefolge zu sehen, und das zu hören, was sie gehört haben, oder vielleicht noch hören möchten. Deuten Sie meine Freiheit nicht übel, und glauben Sie, daß ich allezeit der Ihrige bleiben werde.

K.
den 1 August
1756.

J. W. J***.

Der Tugendfreund.

Das 17. Stück.

Sucht nicht die Ursach, wenn wir fehlen,
Im Reich der allgemeinen Möglichkeit:
Verborgen in der Kraft der Selen
Hält sich die Sündlichkeit zum Ausbruch stets bereit.

Weil es heute Posttag war, und ich in meinem Briefregister nachsahe, was für Briefe zu beantworten wären; so erinnerte ich mich auch des Schreibens, welches im dritten Bogen dieses Theils unsrer Schrift vom Hrn. Fertig angeführt, und noch nicht beantwortet ist. Ich wolte mich hinsetzen und diese Arbeit vornehmen; aber ich sahe mich durch einige neue Briefe derselben überhoben. Wir überliessen bey Bekantmachung des Schreibens vom Herrn Fertig, die Beantwortung desselben zuerst unsern Lesern, und nun haben sich verschiedene gefunden, mit deren Antworten Herr Fertig hoffentlich zu frieden seyn wird.

Hier sind die Briefe, welche wir so, wie sie angekommen, hinsetzen wollen.

Mein Herr!

Diesesmal haben sie es ganz klug gemacht. Erstlich habe ich lange gewünscht, daß sie einmal eine Anzahl Briefe beysammen liefern möchten; sie müssen nicht denken, daß man ihrer eigenen Gedanken niemals überdrüßig werden könne, sie hätten mehr Stücke von andern einrücken sollen, so würde ihnen manches zugeschickt seyn, was ganz artig zu lesen wäre. Endlich fand ich einmal im dritten Stück, was ich suchte.

Zum andern sind ihnen vom Herrn Fertig einige Fragen vorgelegt worden. Nicht wahr, sie waren ihnen zu schwer? Wenigstens haben sie recht klug gethan, daß sie andern die Beantwortung überliessen: denn wenn nun Fehler begangen werden, so weiß man nicht, wem man sie zuschreiben soll.

Die vierte Frage welche ihnen damals vorgelegt worden, ist sonderlich von dieser Art. Es sind ohne Zweifel viel Stiefmütter in der Welt, und da haben sie gedacht: wenn ich die Frage beantworte, so könte ich manche Leserinnen abschrecken, und mein Blatt bliebe so vielmal liegen, als Stiefmütter unter den Leserinnen gewesen wären. Ich meine es gut mit ihnen; ich will ihnen heraus helfen: Schieben sie nur alle Schuld auf mich. So wie ich denke, werden viele meiner Mittschwestern denken, und diese werden über gegenwärtige Beantwortung der vorgelegten Frage nicht

nicht zürnen. Andre aber, die nicht so denken, sind keine rechte Stiefmütter. Zürnen diese, so zürnen sie über eine Sache, die sie nicht angeht.

Herr Fertig frägt: wie es zuginge, daß so viele Stiefmütter ihre, ihnen zugebrachten Kinder, so schlecht hielten, und keine rechte Liebe zu ihnen haben könten? Er sagt, die Liebe zu eigenen Kindern sey natürlicher, darin hat er ganz recht. Ich nahm meinen Mann, als er fünf Monath seine Frau betrauert hatte. Ich wolte vergnügt mit ihm seyn: aber sein kleines Kind von eilf Monathen schrie Tag und Nacht. Sagen sie mir, wie ich das Kind hätte lieb haben können? Ich weiß nicht, ob sie verheyrathet sind oder nicht. Aber das werden sie mir leicht zugestehen, daß den Vätern die Unruhe mit den Kindern viel unerträglicher ist, als den Müttern. Dieses kan nur daher kommen, weil sie den Müttern am sauersten geworden sind. Also ist es auch natürlich, daß andre Personen so viel Geduld nicht mit ihnen haben können. Zudem, so wäre eine Stiefmutter wol elend dran, wenn sie verbunden seyn solte, mit ihren Ziehekindern eben so um zu gehen, als mit ihren eigenen. Sie muß das Vorrecht haben, daß sie mehr über sie herrscht und sich von ihnen bedienen läßt, da eine rechte Mutter verbunden ist sie mehr zu lieben, und so lange sie noch unerzogen sind, sie zu bedienen. Mein Mann gehört jetzt mir, und nicht seiner vorigen Frauen, meinen Kindern, und nicht den ihrigen.

Herr Fertig sagt ferner, daß die mehresten Stiefmütter bey ihrer Heyrath solche Absichten gehabt hätten,

wobey ihnen die Kinder von voriger Ehe hinderlich wären. Auch hierzu muß ich sagen: es ist etwas dran. Warum solte denn eine Person, die für nichts zu sorgen hat, sich in die Umstände begeben, da sie wenigstens um des Mannes willen sich der Kinder annehmen muß? Seine gesamten Güter würden den Kindern zufallen, wenn er unvereheligt bliebe. Aber er entschließt sich wieder zur zweyten Heyrath, er muß also eine solche Eintheilung seines Vermögens machen, daß seine letzte Frau zufrieden seyn kan. Nun versorgt ein jeder gerne die seinigen. Hätte ich bey meinem Mann keine Kinder gefunden, so würden die meinigen künftig viel mehr zu gewarten haben. Ich muß also doch wenigstens zusehen, ob ich meines Mannes Gemüth nicht für seine jüngern Kinder mehr einnehmen kan?

Endlich sagt Herr Fertig, daß sich eine gewisse Wiedrigkeit gegen die vorige Frau bey einer Stiefmutter finde, ohngeachtet sie dieselbe oft nicht gekant hat. Dieses kan ich nun wol eben nicht sagen; ich habe die gute selige Frau nicht gekant, sie ist auch nun schon tod, und ich will sie im Grabe nicht verläumden oder verachten. Aber es muß doch im Hause eine wunderliche Wirthschaft gewesen seyn. Der gute Mann mag wol seine Noth gehabt haben. Sie hat ihn immer zum Gebet und Betrachtung des Worts Gottes ermahnet, und der Mann ist doch darin so fleißig, er stehet niemals auf, wo er nicht so gleich das Gebetbuch nimt und das Gesinde anhält mit zu beten.

Aber das ist dieser Heiligen nicht genug gewesen. Ich weiß nicht, was sie den Tag über muß gethan haben.

Die

Die Zinsen von zwanzig tausend Reichsthalern könten doch jährlich noch wol ein Capital abwerfen, wenn eine Hauswirthin nur ein wenig zu rathe halten wolte. Aber ich will sie nicht der Faulheit beschuldigen. Gott vergebe mirs, wo ich ihr zu viel gethan habe! Das eine befürchte ich nur, daß sie für ihre Kinder zu sehr wird gesorgt haben. Sie hatte immer unter dem Schein der Andacht viel alte Weiber bey sich, wer weiß, wie viel hie und da in Verwahrung liegen mag. Doch vielleicht hat sie nur den Nothdürftigen ausgeholfen. Manchesmal soll sie in einigen Zeiten nicht zu Hause gewesen seyn. Mein Mann ist glücklich gewesen, daß er alles nicht so genau gewust hat. Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich wieder die Frau nichts habe. Ich wolte mir gerne alles aus dem Sinn schlagen, wenn ich nur nicht an den Kindern täglich mehr vor Augen sehen müste, als mir lieb ist. Mein Mann ist der ehrlichste und redlichste Mann von der Welt, er hat ein unvergleichlich Gemüth, und würde wol nicht ein Kind muthwillig beleidigen. Die Kinder aber sind so heimlich, so hämisch, sie sind so naseweiß, daß kein Auskommen mit ihnen ist. Und das sind nur Kinder, wie muß = = In der That, der liebe Mann jammert mich. Doch es ist vorbey, und ich ersetze ihm sein voriges Creutz mit desto größerer Liebe. Ueberlegen sie dieses nur, mein Herr, so werden sie dem Herrn Fertig seine Fragen bald beantworten können. Ich bin Ihre bisherige Leserin

Aus meiner Kinderstube,
den 31 Julii
1756.

Barbara Stiefmutter.

Hochzuehrende Herren Verfasser des Tugendfreundes,



Wenn ich in ihrer Stelle wäre, so würde ich nicht solche Briefe annehmen, bey welchen die Absicht des Verfassers so strafbar ist. Oder ich würde doch wenigstens mich erst eine Weile bedenken, ob ich diese Absicht nicht errathen könte? Lernen sie dieses aus meinem Briefe. Sie sollen sehen, wie gut ich rathen kan. Herr Fertig legt ihnen einige Fragen vor, die keinen Zusammenhang zu haben scheinen. Aber ich will wol einen Zusammenhang finden.

Herr Fertig hat eine rechtschaffene Stiefmutter. Diese Frau weiß, wie sehr übel er in seinen Universitäts-Jahren gelebt hat. Sie will ihn gern in Ordnung bringen. Sie hat ihn ernstlich und liebreich befragt, und ein Geständniß seiner großen Fehler heraus locken wollen; aber er hat alles geläugnet, und sagt nun, er hätte wohl daran gethan, denn es hülfe ihm nichts, wenn sie seine Lebensart wüste, ihr aber schade es, denn sie würde sich darüber grämen. Nun soll er ihre Kinder unterrichten. Bey diesen hat er sich alles vergeben, sie kennen seine Schwäche, denn er hat geglaubt, daß er alsdenn gut mit ihnen umginge, wenn er gar nichts zurückhaltendes annehme. Nun kan er sie nicht regieren, daher will er mit schelten und schlagen etwas ausrichten. Dieses steht ihm nicht frey; und in diesen Umständen ist ihm das Haus seiner Stiefmutter höchst überdrüßig. Er meldet sich zu allen Bedienungen, die nur offen werden. Aber er

kan

kan nirgens ankommen, und seine Stiefmutter macht ihm immer den Vorwurf, daß er zu keinem Amte tüchtig wäre; daß ihm Gott nichts würde gelingen lassen; daß er höchst unrecht thäte, da er Gott vorgriffe, welcher ihn gewiß brauchen würde, wenn er nur tüchtig wäre.

Seine Zusammenkünfte taugen gar nichts, es sind Leute, die mit ihm ehemals auf der hohen Schule alle Bosheit verübt haben. Sie lesen wol gute Schriften, aber sie machen lauter thörigte und unnütze Anmerkungen darüber. Es ist mir gar begreiflich, wie er im dritten Stück des ersten Theils so viel seltsames findet, denn er denkt ganz anders von der Jugend, als sie. Wenn die Plauderhaftigkeit eine Tugend wäre, so wäre keine schönere Gesellschaft in der Welt, als Herr Fertig und seine Freunde. Sehen sie, meine Herren, aus welchen Ursachen ihnen diese Fragen vorgelegt sind. Ich warne sie treuherzig, daß sie nicht mehr alle Briefe annehmen. Ich bin ihr treuer Freund

Heimlichshausen, den 1ten
des Erndtemonats
1756.

Markus Unbekand.

Sehr werther Freund,

Der Brief des Herrn Fertig, und ihr Vertrauen zu ihren Lesern, giebt mir Gelegenheit, daß ich den Anfang zu einem gelehrten Briefwechsel mit ihnen mache. Denn wenn sie gleich ihre Schrift mit der Zeit schliessen; so hoffe ich doch, daß

sie noch ferner Briefe empfangen werden, wenn man selbige nur bey ihrem gegenwärtigen Verleger abgiebt. Wenn sie auch nach Endigung dieser Schrift eine andre anfangen, so werde ich mich allezeit nach ihrem Vornehmen richten, und solche Betrachtungen erwehlen, welche mit den ihrigen eine Verwandschaft haben. Ich bin ein Bruder von dem Herrn Polycarpus, von dessen Briefen schon einige in ihrer Schrift eingerückt sind. Sie haben meinen Bruder werth gehalten, wenigstens ist ihr Urtheil von ihm sehr gütig, und als ein Freund der Tugend sind sie aufrichtig. Erlauben sie mir, daß ich diese Freundschaft nun mir zueigne, und sie eben so werth schätze, als mein Bruder gethan hat. Gönnen sie mir alsdenn ihre Freundschaft, so werde ich wegen des Verlustes meines Bruders getröstet seyn.

Jetzt wähle ich mir die beyden Fragen des Herrn Fertig, wegen des offenherzigen Bekentnisses, und wegen des Meldens zu einem Amte. Vielleicht sind meine Gedanken noch nicht vollkommen richtig. Sie werden entweder, wenn ihnen Zeit und Raum fehlet, durch ein Stillschweigen meine Meinung billigen, oder doch wenigstens wo ich gefehlt habe, anzeigen, es sey so kurz, als es wolle.

Ich mache mir von der Regierung Gottes in Absicht der Unternehmungen der Menschen, hie oder da ein Amt zu bekleiden, ohngefehr folgenden Begrif. Es kan wieder Gottes Willen nichts geschehen. Die Umstände aber können ohne Gottes Willen geschehen, damit der Endzweck, welchen Gott unter diesen Umstän-

ständen gewolt hat, erreicht werden könne. Ich will ihnen an der trockenen Ausführung dieser beyden Sätze ein Exempel vorstellen.

Sixtus lebt von Jugend auf nach keinen Regeln, weder der göttlichen, noch menschlichen Gesetze. Gott siehet, er wird nichts lernen, er wird auch sein Herz in seinen Zubereitungsjahren nicht bessern. Indessen will Sixtus sich zum Boten des Raths Gottes geschickt machen lassen. Durch die böse Lebensart wird er gehindert, weder die Wahrheit recht zu erkennen, noch auch zu empfinden. Er samlet solche Grundsätze, nach welchen sehr viel böses erlaubt und viel gutes überflüßig ist, und seine Lebensart würde alle seine Lehren wiederlegen.

Wozu soll Sixtus in der Welt nutz werden? Soll er seinen Zweck ändern, soll er eine bürgerliche Handthierung erwehlen? So würde er seinen Begierden völlige Freyheit verstatten, und also noch viel schneller ins Verderben eilen. Der beste Rath ist dieser, daß Sixtus ein Amt empfängt, wo er zum ordentlichen Leben gezwungen ist, und mit dem Gute umgehen muß, ob es vielleicht endlich seine Kraft bey ihm zeigen wolte.

Doch er würde einer Gemeine viel Schaden thun, es sey denn, daß es eine solche wäre, die bisher viel Gutes erkant und gelernt, ein schönes Tugendexempel an ihrem bisherigen Lehrer gehabt, aber alles schlecht gebraucht hat. Einer solchen Gemeinde, könte er keine Irrthümer beybringen. Bey seiner elenden Lebensart würde sie sich des vorigen guten Exempels desto lebhafter erinnern, und das gute würde nunmehr eben so fruchtbar werden, wie der

Saft der Erde, wenn ein Wind die Bäume bewegt, daß ihre Wurtzeln ihn in sich ziehen können.

Cl== ist eine solche Gemeine, Cl== ist diejenige, welcher Sixtus am wenigsten schaden und am besten nutzen kan, ob es gleich nur zufälliger Weise geschiehet.

Doch ist dis eine Sache, die Gott nicht wirken kan, dazu ist sie nicht gut genug, er läßt sie also zu. Er wehlt unter allen Endzwecken den, der noch der beste ist, und dazu ist die ganze Einrichtung der Sache schon gemacht. Sixtus hat Freunde im Rath zu Cl==. Seiner Mutter Brüder werden ihm gewiß anhelfen. So weit geht also die Regierung Gottes. Er hat es überhaupt möglich gemacht, daß Sixtus Prediger in Cl==. hat werden können, und er will es auch. Aber er will nichts weiter dazu thun, er überläßt das übrige den Menschen. Sixtus meldet sich. Er überläuft die Verwandten, er muß predigen. Er trägt allgemeine Wahrheiten trocken und ohne alle Rührung vor. Die Gemeine klagt und seufzet über ihre Obrigkeit. Sixtus aber überläuft seine Gönner. Er erhält das Amt, und wird der Gemeine aufgedrungen, weil er sich noch dazu in einigen Vorschlägen erkentlich finden läßt.

Sixtus hat an seinem Theil in die Regierung Gottes eingegriffen, denn er hat ihre Schickung nicht abwarten wollen. Er ging nur darauf aus, daß sein Wille geschehen möchte. Aber Gottes Regierung ist dadurch nicht verrückt worden.

Doch in dem Briefe ist nicht bestimt worden, von welchem Amt eigentlich die Rede sey, und also muß auch

auch mit Unterschied geantwortet werden. Bey solchen Aemtern, deren Bestellung bloß den Menschen zusteht, weil es nur von Menschen gemachte Anordnungen sind, kan man nicht sagen, daß das melden zu einer Bedienung unrecht sey. Denn es komt hier nur alles darauf an, ob ich einen guten Zweck, nicht bloß meine äussere Glücksverbesserung, sondern Gelegenheit Gott und meinem Nächsten zu dienen suche, ob ich ferner zu diesem Zweck ordentliche Mittel gebrauche. Nun ist in diesem Fall kein ordentlicherer Weg zu erdenken, als dieser, daß man sich andern darstelt, ihnen von sich gute Hofnung machet, und ihre Gewogenheit anspricht. Und eben deswegen heißt dis gar nicht in die Regierung Gottes einen Eingrif thun, denn alles was der Ordnung gemäß ist, gehört mit zu dieser Regierung.

Aber wenn von geistlichen Aemtern geredet wird, so ist bekant, daß die Personen zu denselben eigentlich von Gott gesandt werden müssen. Dieses geschieht nach der jetzigen Haußhaltung Gottes am besten dadurch, wenn die Gemüther durch einen innern Trieb zur Wahl gelenket werden. Dieses gilt so wohl von den Gemüthern einer Gemeine, wo Gemeinen dieses Recht noch haben, als auch von den Gemüthern der Obrigkeit, die im Namen der Gemeine wehlt.

Solte sich jemand überzeugt finden, daß er ohne Nebenabsicht eines mehr oder wenigern Einkommens, bloß um Gott zu dienen, und auf diese Weise seinen Unterhalt zu empfangen, nach solcher Beförderung ein Verlangen trüge; Wäre er im Stande sich dem Wil-

len

len Gottes gehorsam zu überlassen, wenn auch die beste Gelegenheit vorbeygehen solte; und könte er alsdenn mit ruhigem Herzen sich melden: dem will ich dieses nicht zur Last legen. Er überlasse sich der Regierung Gottes.

Doch wird derjenige weit ruhiger und mit frölicherm Herzen in sein Amt gehen, der sich nur recht zu bereiten gesucht hat, daß er, im Reich Gottes bekant, andern anpreisen könne, was er selbst genossen hat, der bey diesem Geschäfte voll Vertrauen auf Gott geblieben ist, fest versichert, daß es Gott weit mehr um die Besserung der Seelen zu thun ist, als ihm, und daß dieser Liebhaber der Menschen ihn, wenn er nur etwas tüchtig ist, eben so wenig, ja noch viel weniger wird ungebraucht lassen, als ein weiser König einen klugen und erfahrnen Feldherrn.

Mein Herr, ich bin kein Geistlicher, der auf eine Beförderung wartet; aber ich wünschte allen solchen Personen diesen Sinn. Was will man vom Vertrauen auf Gott reden, wenn man sein Amt selbst fast verstolner Weise erschleichet: oder wie will man sich gegen so viel mögliche Vorwürfe vertheidigen, wenn der göttliche Ruf nicht zeigt, daß der Weg der rechte sey, ob er gleich am allerwenigsten dafür angesehen werden könte?

Die zweyte Frage kan ich nicht besser beantworten, als wenn ich ihnen einen Auszug aus dem letzten Briefe meines sel. Bruders hersetze, welchen er an Sie hat schreiben wollen.

Ich habe es oft bemerkt, schreibt er, daß Personen, die sonst die Warheit lieben, und in ihrem Gewissen

wissen zart sind, in manchen Fällen Dinge geläugnet, oder so zweydeutig vorgebracht haben, daß ich mich nicht darin finden können. Aber ich habe auch gefunden, daß andre daran schuld gewesen. Wenn ich einen Menschen mit einer Frage übereile, bey deren Bejahung er einen Vorwurf oder Misbilligung befürchten muß; wenn ich ihm solche Frage zu einer Zeit vorlege, da er sein Gemüth unmöglich so geschwinde samlen kan, oder da andre gegenwärtig sind; so bin ich schuld daran, daß er die Wahrheit läugnet. Diese Regel ist sonderlich in der Kinderzucht ungemein nöthig. Wie manche Eltern würden ihren Kindern das Lügen bald abgewöhnen, wenn sie nur so viel Sittsamkeit (ich will nicht sagen Klugheit) brauchten, daß sie ihre Gemüther verschonten. Und wie viele gewöhnen ihre Kinder selbst zum Lügen, indem sie ihre Gemüther bestürmen.

Doch sind auch diejenigen nicht ohne Schuld, welche aufs neue sündigen, um eine begangene Sünde gut zu machen. Kan ich einen begangenen Fehler selbst gut machen, und ist es mir und andern besser, wenn er verborgen bleibt, so erfodert die Klugheit, daß ich alle Gelegenheit vermeide, in welcher ich befragt werden könte. Wer nicht das Recht hat, mich um eine Sache zu befragen, dem geschiehet bey einer zweydeutigen Antwort kein Unrecht. Wer das Recht hat, aber durch mein Bitten und Vorstellung sich bewegen läßt, von solchem Rechte etwas nachzugeben, der ist auch mit einer nicht vollständigen Antwort zu frieden. Ueberhaupt darf ein Christ nur wissen, was Klugheit ohne Falsch ist, so wird er in allen Fällen sein Gewissen beobachten.

Ich

Ich weiß nicht, mein Freund, ob sie meiner Meinung sind, denn ich gebe ihnen meines Bruders Gedanken als die meinigen an.

Wenn Sie mein Schreiben in ihre Blätter einrücken, so werde ich daraus sehen, daß ihnen die Hochachtung nicht unangenehm ist, mit welcher ich verharre

Z = =

Ihr

den 4ten August 1756.

aufrichtiger Freund und Liebhaber der Tugend

Amoideus.

Diese Briefe sind sehr verschieden. Der erste möchte wol die vorgelegte Frage ziemlich auflösen. Doch deucht mich, daß auch gute Stiefmütter viele Behutsamkeit nöthig haben, weil wir verdorbene Menschen unsern Nächsten nicht gerne lieben wollen, wie uns selbst, folglich auch mehr Mühe anwenden müssen, wenn wir andrer Kinder warten und pflegen sollen. Eltern sind an Gottes Stelle; Wer diesen Satz recht versteht, der wird unter leiblichen Eltern und Stiefeltern kaum einen Unterscheid treffen können. Doch der Unterschied fält mir noch ein, daß man eine Stiefmutter allezeit mehr hoch schätzen, lieben, und bewundern wird, wenn sie thut, was eine leibliche Mutter kaum gethan haben würde. Versäumet sie ihre Pflegekinder, oder gehet sie zu hart mit ihnen um, so mag sie bedenken, wie schwer die Versündigung an Waisen ist.

Auf den zweiten Brief kan ich nicht antworten. Kennet Herr Unbekand den Herrn Fertig, so wundere ich mich, daß er ihn bekant machen, selbst aber unbekant bleiben

bleiben will. Kennet er ihn nicht, so kan er meine Gedanken rathen.

Im dritten Briefe finde ich ein schönes Bild meines neuen Freundes. Polycarpus wird sich schon zu bessern Tugendfreunden gesellt haben, als ich bin. Die Tugend erhebt immer einige ihrer geliebten und lässet noch andre zurück. Endlich kommen sie alle nach. O ja, alle! Auch ich, und alle meine Leser, die ihr von Herzen ergeben sind.

Ausser denen Briefen, welche den Herrn Fertig betreffen, will ich meinen Lesern nur noch das Schreiben der Augusta vorlegen:

Herr Tugendfreund!

So oft mir ein neues Blat von ihrer lehrreichen Schrift eingehändiget worden; so oft habe es mit der grösten Begierde durchgelesen. Ich habe immer gehoffet, sie würden sich des Streits erinnern, den die Liebhaber und Vertheidiger der Wissenschaften mit einem gewissen Moralisten führen, dem sie es durchaus nicht einräumen wollen, daß die Wissenschaften die guten Sitten verderben sollen. O wie oft habe ich gewünschet, daß es ihnen bey Erinnerung der Streitigkeit einfallen möchte, zu zeigen, wie eine gründliche Einsicht in die Wissenschaften der Tugend und deren Ausübung gar nicht hinderlich sey. Ich an meinem Theil liebe die Wissenschaften ungemein sehr, und bestrebe

strebe mich zugleich mit möglichstem Ernst, denen freundschaftlichen Befehlen der liebenswürdigsten Tugend zu folgen. Ich verspühre bey dem Wachsthum meiner Erkentniß in denen philosophischen Wissenschaften eine sehr große Erleichterung meiner bisherigen Bemühungen, tugendhaft zu seyn. Wie solte ich wohl eine Feindschaft auf die Wissenschaften werfen, und dieselben in den Augen anderer verkleinern können? Ich werde der Tugend jederzeit ergeben bleiben, und denen Wissenschaften nie den Scheide-Brief geben. Und dennoch möchte ich gern das Vergnügen haben, ihre gründlichen Gedanken darüber zu lesen. Vielleicht finden sich mehrere von ihren Lesern, welche es eben so gern sehen werden, als ich. Ich bin mit aller Hochachtung

Meines Herrn Tugendfreundes

Stubenheim,
den 30ten Julii
1756.

aufmerksame Leserin,
Augusta.

Der noch übrige Raum dieses Blats ist nicht hinlänglich, das Schreiben der Augusta weitläuftig zu beantworten. Ich traue es dem grösten Theile meiner Leser zu, daß sie mit den Wissenschaften nicht unbekant seyn werden, und kan sie ganz sicher auffodern, Zeugen zu seyn, wie wenig der Satz gegründet sey, daß die Wissenschaften an Ausübung der Tugend hinderlich seyn, oder dieselbe verderben solten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0278
DFG

Der Tugendfreund.

Das 18. Stück.

Sey ewig groß, erhabner Schöpfer!
Und lebe auch in meiner Brust.

Ich habe in einem der vorigen Stücke das rechtmäßige Verhältniß der Tugend gegen Gott aus der richtigen und lebendigen Erkentniß, die sie von dem höchsten Wesen hat, herzuleiten gesucht, und werde diese so angenehme und reitzende Betrachtung, die unsere Einsichten auf eine recht unvergleichliche Art verbessert, in diesem Stücke fortsetzen. Je mehr die Erkentniß von Gott wächst, je mehr aus einzelnen Fällen die Billigkeit des göttlichen Verhaltens gegen die Menschen erkant wird, und je größer die Einsicht wird, daß Gott mit uns selbst auf die beste Art verfährt, je mehr Reitzung zur Tugend werden wir durch diese Erkentniß bekommen können.

Die ganze Einrichtung des göttlichen Verhaltens gegen die Menschen ist den Regeln der grösten Weißheit gemäß. Diese Weißheit wünscht und befördert die

Wohlfahrt aller Geschöpfe, und vornemlich der Menschen auf die möglichste Art, und sucht alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche diesen Wachsthum verhindern wollen. Sie verliert diese Absicht niemals aus dem Gesichte, wenn sich gleich der Mensch durch eine muthwillige Sorglosigkeit davon entfernt, und auf Wegen, wo ihm Tod und Verderben entgegen kommen, seine Glückseligkeit sucht. Sie vergißt es nicht, durch heilsame Belehrungen uns den Weg zu zeigen, auf welchen wir wandeln müssen, und beweißt es auf mehr als eine Art, daß dis der rechte und einzige Weg sey, in das Land der Glückseligkeit zu kommen. Sie überwindet die streitenden Zweifel, welche unsere Seele verwirren, und gegen die göttlichen Anforderungen Bedenklichkeiten erregen, die unsern Fuß wankend machen können. Sie versüßt uns die Mühe beschwerlicher Arbeiten, die wir auf eine Zeitlang übernehmen, mit süssen Erquickungen, und mit gewissen Erwartungen größerer Belohnungen, als unsere Schwachheit im Stande der Erniedrigung begreifen kan. Sie bildet endlich die Seele nach eben diesem Grundsatze, daß sie weise wird, wie ihr unendlicher Urheber ist.

Wolten wir die Regierung der Welt ausser den Händen der göttlichen Weißheit betrachten, welche allgemeine Unordnung würde auf den Erdboden herrschen! Ungescheut würde der Niedrige neben sich unterdrücken, demütigen, erwürgen, bis er die erwünschte Höhe erreicht hätte. Mit unersättlicher Begierde würde der Arme den Reichen verschlingen und ihn darben lassen. Stolz und verwegen stiege der Aufrührer auf

auf den Thron, und verlachte den erniedrigten Fürsten, dem er Hochachtung und Gehorsam schuldig ist. Unsinnig würde der Tyran wüthen, und sein Schwert vom Blute derer, die er beschützen soll, rauchen lassen. Wie verwüstet würden unsere Felder, wie traurig unsere Wohnungen, und wie ungewiß der Besitz unserer Güter seyn! Ein endlicher Verstand wagt zu viel, wenn er sich unterstehen will, alles zu übersehen, und durch einen Machtspruch Veränderungen hervor zu bringen, welche die Grundregeln der göttlichen Weisheit verbessern sollen.

Ich besinne mich jetzo auf viele, die ein zügelloses Leben, durch welches sie glauben, Kinder des Glücks und Männer von großem Ansehen zu werden, in die kläglichste Umstände gestürzt hat. Sie glaubten nach gewissen Maaßregeln, die sie sich selbst erwehlt hatten, und die sie für Früchte ihrer Weißheit hielten, ihre Absichten zu erreichen. Aber wie sehr wurde endlich ihre Thorheit beschämt, da sie einsehen lernten, daß kein Laster eine Ehre, und keine Ausschweifung ein wahres Verdienst ist.

Die meisten Menschen sind recht ängstlich um Glücksgüter bekümmert, und sinnen Tag und Nacht mit ganz ungemeiner Emsigkeit auf Reichthum, Ehre, Ansehen und Ruhm. Wenn die Weißheit des Ewigen allen ihren Bewegungen Raum machte, und diese Begierde gar nicht mäßigte; wie bald würde die Welt mit so vielen Ungerechtigkeiten überschwemt werden, daß man sie gar nicht mehr erkennen würde? Aber sie weiß es wohl, daß es nicht einem jeden gut ist, von

goldenen Gefässen zu essen, und auf Schwanenfedern zu schlafen. Wie leicht wäre es ihr sonst gewesen, diese Reichthümer gemein zu machen, und alle Strohhütten in Palläste zu verwandeln? Die schimmernde Schätze sind nur oft gar zu schmeichelhaft, und gewinnen unsere Seele so vollkommen, daß die Tugend genöthiget wird, ihre Ansprüche an unser Herz fahren zu lassen, und es dem Götzen einzuräumen. Ein träumendes Glück bezaubert uns so sehr, daß wir alle Belustigungen des Geistes, der doch das vornehmste Theil unseres Wesens ausmacht, vergessen, den Geringen verachten, und uns des Geldes wegen für bessere Menschen halten, als andere. Wenn mehr Reichthümer unter den Menschen wären, so würde die Tugend viel seltener seyn. Ich weiß wol, daß die Armuth noch keine Tugend ist, aber sie kan doch der Tugend manches Herz öfnen, daß ihr sonst würde verschlossen geblieben seyn. Die Vermischung der Armen und Reichen ist eine ausnehmende Probe der göttlichen Weißheit. Wenn wir alle arm wären, würden wir alle endlich umkommen müssen, und wenn der Reichthum ganz allgemein wäre, würde der Stolz und die Undienstfertigkeit der Menschen einander aufreiben.

Ich habe lange Zeit Gelegenheit gehabt, einen Menschen zu beobachten, der sich alle ersinliche Mühe gab, reich zu werden. Er ersann einige nicht ganz ungeschickte Mittel, seine Absicht zu erreichen, und war auch zuweilen so glücklich, daß er mehr bekam, als er vermuthen konte. Nach meinen Gedanken war ihm viel Geld eine sehr unnütze Sache. Wenn er es nur erst hatte, so war

er

er bis zur Raserey ausschweifend, er schämte sich nicht Worte auszustossen, die die Schamhaftigkeit beleidigten, und Handlungen vorzunehmen, die man nicht gerne wieder erzehlen mochte. Wenn er aber nicht viel Geld hatte, so war er der ordentlichste und vernünftigste Mensch, der nur gefunden werden kan. Doch konte er nicht allezeit seinen Fehler verbergen. Er sprach gerne von reichen Leuten, von guten Heirathen, vom Goldmachen, und von mehr dergleichen Dingen, woraus man urtheilen konte, daß es ihm was sehr hartes war, seine liebste Neigungen zu verleugnen.

Man könte dagegen die Ausnahme machen, daß es dem ohnerachtet viele Begüterten giebt, die ansehnliche Schätze besitzen, und sie entweder zur Verschwendung oder zum Geitz mißbrauchen. Wäre es nicht besser, daß diese Reichthümer in den Händen der Tugendhaften wären? Wäre es nicht besser, wenn sie die Vorsehung unter den Armen vertheilte, denen es oft am nothdürftigen Unterhalt fehlen will? Dis scheint uns den ersten Gedanken nach besser zu seyn, aber wenn wir mehrere Untersuchungen anstellen, so finden wir, daß das Verhalten der göttlichen Weißheit ganz untadelhaft ist.

Ich gebe zu, daß es unter den Besitzern des Reichthums viele **Verschwender** und **Geitzige** giebt. Der Verschwender genießt von seinem Reichthum das wenigste. Die kostbare Tafel muß er doppelt bezahlen, und die kostbaren Kleider werden ihm noch einmal so hoch angerechnet, wie andern. Das beste Essen verliert auf seiner Zunge sehr bald den angenehmen

Geschmack, und das beste Kleid wird bald mit einem andern verwechselt, das wenigstens auf eine Zeitlang für besser gehalten wird. Auf diese Art ist die Helfte seines Lebens Ekel, Verdruß und Wiederwille, und die andere Hälfte ist eine stürmende Lust, die sich mehr und mehr zu ihrem Untergange neiget. Das Geld wird ausgegeben, und fält auch, wenigstens zum Theil, in die Hände der Tugendhaften, die davon einen bessern Gebrauch zu machen wissen, als der Verschwender von seinem Ueberfluß. Wäre es ihnen ganz und auf einmal zugefallen, so möchten sie vielleicht ihr schätzbares Kleinod, die Tugend, darüber eingebüßt haben; und würde das wohl durch alle glänzende Reichthümer zu ersetzen seyn?

Viel köstlicher als Gold und als der Diamant.
Wie glücklich ist der Mensch, dem du sein Hertz entwant!
Der dich viel schöner hält, als eine Welt mit Schätzen;
Denn du vergehst denn nicht, wenn gleich die Welt vergeht,
Wenn keine Laster mehr ergötzen,
O glücklich wer denn bey dir steht!

Aber wir wollen uns den Geitz vorstellen. Es ist wahr, er sucht der einzige Besitzer seines Geldes zu seyn, und läßt andere wenig oder gar nichts davon geniessen. Verleiht er eine Summe mit großen Zinsen, so wird er vielleicht glauben, ein sehr gutes Werk zu thun, das man als eine Probe seiner Liebe und Gutthätigkeit ansehen könte. Das Geld kan aber doch, wenn es von Tugendhaften wohl angelegt und mit Verstand und Klugheit ausgegeben wird, einen größeren Nutzen haben, als in der Hand des Geitzigen. Und wenn

wenn er endlich verfält, so werden doch seine Reichthümer zerstreuet, und ich glaube eben nicht, daß ich irren werde, wenn ich sage, daß mehrentheils die Hälfte davon der Tugend zur Beute wird.

Gewinn genug, laßt große Summen fehlen,
Man darf sich nicht mit Sorgen quälen,
Und ein zufriednes Herz schlägt in der frohen Brust.
Ihr mögt nach Millionen trachten,
Ich will mich glücklicher bey kleiner Münze achten,
Denn Geld und Gut sind nicht die wahre Lust
Die Lust, die Seelen sich zur langen Dauer wehlen.
Ich mag mich nicht mit Sorgen quälen,
Wann gleich die größern Summen fehlen.

Reichthümer machen die wahre Wohlfart der Menschen nicht aus, und der Besitz vieler Ehrenstellen auch nicht. Doch arbeiten die Menschen, insonderheit in den Jahren, da ihr Verstand zunehmen soll, bis zur äusserſten Ermüdung, die höchste Stuffe, die sich nur immer erreichen läßt, zu besteigen. Eine gemäßigte Begierde ist nicht wieder die guten Sitten, oder wieder die Gesetze der Tugend, aber eine unmäßige ist ein Laster. Alles will groß seyn. Man verschwendet Geld und Kräfte, ein Ansehen zu erreichen, das uns doch hernach zu einer beschwerlichen Bürde wird, wenn wir es erlangt haben. Man läßt sich durch keine Vorstellungen, durch keine Erfahrungen abhalten, nicht so erhitzt fortzueilen, und sich nur erst einmal zu besinnen, ehe man weiter geht. Aber es ist schon mehr als zu bekant, daß die wenigsten ihr erwünschtes Ziel erreichen.

Mitten in ihrem Lauf werden sie aufgehalten, und von allen Seiten zeigen sich viel Hindernisse, daß sie gerne die großen Gedanken von sich fahren lassen. Wer die Stärke der menschlichen Eigenliebe weiß, wird auch nicht leugnen können, daß man mehrentheils gewohnt ist, seiner Eigenliebe zu schmeicheln. Diese Thorheit ist es, die uns über andere Menschen, denen wir aus Schwachheit und Uebereilung, oder aus wirklichen Hochmuth keinen besondern Werth beylegen, erheben will. Gott handelt also auch hierin nach den Regeln der grösten Weißheit, wenn er den Ehrgeitzigen eine ganz andere Stelle anweißt, als sie Hochmuth begehrt hat.

Die Scene ändert sich.
Du dachtest groß zu seyn, und must im Staube sitzen,
Bey saurer Arbeit must du schwitzen,
Die Sorge beugt und martert dich.
Du wolltest ohne Gram auf weichen Polstern liegen,
Nun must du dich auf Stroh in engen Hütten schmiegen,
Und keine Rose blüht für dich.

Der Ehrgeitz ist ein wirckliches Ubel. Wie beunruhiget er unsere Seele? Wie verdrieslich macht er die Tage unsers Lebens? Wie viel schlaflose Nächte werden von ihm gezeugt? Durch wie viel unnöthige Unternehmungen ermüdet er unsere Natur? Wie viel Feinde weckt er gegen uns auf? Von wie viel nützlichen Beschäftigungen sucht er uns abzuhalten? Und wie niederträchtig und selavisch macht er uns oft eben zu der Zeit, da er uns mit den süssesten Versprechungen unterhält?

In

In manchen Häusern hat sich nach und nach eine so große Unordnung eingeschlichen, daß es beynahe unmöglich zu seyn scheint, die erste Ordnung wieder herzustellen. Ein jeder folgt seiner Einsicht und nimt Handlungen vor, die den Handlungen des andern ganz entgegen gesezt sind. Was der eine lobt, tadelt der andere, und was der eine billiget, wird von dem andern verworfen. Zuweilen ist nur noch eine Person übrig, die durch weise Rathschläge und ein vorsichtiges Verhalten, den gänzlichen Untergang solcher Häuser verhindert, und es auch wohl dahin zubringen weiß, daß die Uneinigkeiten unterdrückt und der Friede mit seinen Annehmlichkeiten wiedergesucht wird. Solche Person scheint nur aus der Anzahl der Lasterhaften ganz besonders ausgezeichnet, und um so viel grösserer Achtung würdig zu seyn, je mehr es ihr glückt, die Herrschaft des Lasters zu schwächen, und das Gebiet der Tugend zu erweitern. Es giebt große Familien, die einem einzelnen Menschen sehr viel zu danken haben; denn sie würden ohne ihn vielleicht in die dürftigsten Umstände gerathen seyn. Und geschahe das von ohngefehr? Hätte es sich nicht eben so wol zutragen können, daß er ein Ausbund der Bosheit und ein Knecht aller Laster gewesen wäre? Und da es nicht von ohngefehr geschehen ist, so muß es notwendig von den Fügungen einer höhern Hand herrühren, die den ganzen Zusammenhang der Dinge regiert und nach weisen Bestimmungen über den Erdboden herrschet.

Zuweilen geschicht es, daß Kinder sehr frühzeitig ihre Eltern verlieren. Man nimt sich ihrer hernach

wenig an. Sie haben die Aufsicht und Pflege nicht, die sie bey ihren Eltern genossen. Unfreundliche Gesichter, Stösse, Schläge und Scheltworte sind dasjenige, womit sie täglich unterhalten werden. Viele sterben unter den Händen der Unbarmherzigkeit, aber doch nicht alle. Einige von ihnen werden mit der Zeit verständige, kluge und angesehene Männer, die sehr geschickt sind, das Reich der Tugend zu erweitern, und sie würden es nicht geworden seyn, wenn nicht der Frühling ihrer Jugend so rauh und unfreundlich gewesen wäre. Dadurch sind sie gewöhnt worden, die Liebe und Gewogenheit anderer durch ihre Verdienste zu suchen, gegen sich selbst mißtrauisch zu seyn, sich nichts einzubilden, ihre Kräfte wohl zugebrauchen, gern nachzugeben, sich belehren zu lassen, die Zeit auszukaufen, und sich der Tugend zu widmen. Ich weiß wol, daß der gröste Haufe lasterhafte bleibt, aber es ist auch noch nicht gesagt worden, daß die Anzahl der Tugendhaften grösser sey, als die Anzahl der Lasterhaften. Die Tugend verehrt auch hier die Fußstapfen der göttlichen Weisheit, weil auch diese an sich traurige Veränderungen, doch das ihrige zur Tilgung der Laster beytragen müssen.

Insonderheit sind die edlen und großmüthigen Seelen zu loben, die sich solcher verlassenen Waisen annehmen, und entweder für ihren Unterhalt oder für ihre Erziehung oder für beydes zugleich sorgen. Gerathen diese Pflanzen, so haben sie Zeit Lebens das gröste Vergnügen und die Ehre, daß ihre Arbeiten nicht vergebens gewesen sind, und wenn sie sterben, bleibt ihr

Name

Name in dem Herzen der Kinder zurück. Gerathen sie nicht, so dürfen sie sich doch keine Vorwürfe machen, als wenn sie zu saumselig gewesen wären, die Freunde der Tugend zu vermehren und ihre Reichthümer zum Besten der Nothleidenden anzuwenden.

Das Seetreffen.

Eine Ode.



Geräusch und Donner, Blitz und Flammen!
Ihr Menschenwürger, komt zusammen,
Und macht die Schlacht in einer Flut.
Hebt eure Bilder aus dem Meere,
Und färbt die überschwemten Heere
Mit Todtenfarben, Mord und Blut.
Entwerft des Abgrunds schwarzen Rachen,
Der unersättlich grausam schlingt,
Und laßt es bis zur Tiefe krachen,
Zur Tiefe, die die Welt um ihre Schäze bringt.

Die Sonne spielt schon auf den Flächen,
Die ihre Stralen spiegelnd brechen,
Und stolz nach weiten Ufern sehn.
Die Ufer werfen sanfte Blicke
In die beglänzte See zurücke,
Und lassen leichte Segel wehn.
Ein Volk, am Wasser auferzogen,
Bewafnet sich und fodert Blut,

Und

Und von der glatten Flut betrogen,
Ruft es die Krieger auf und spottet ihren Muth.

Was jauchzet ihr, ihr kühlen Klippen,
Und sprüzt von den beschäumten Lippen,
Den nassen Hauch vom Ufer hin?
Und welch ein brausendes Getümmel!
Was jauchzt ihr Strudel bis zum Himmel,
So wie der Sieg nach dem Gewin?
Hört, hört, es sind die frohen Schaaren,
Die an dem Bord der Schiffe stehn.
Das Echo hat den Schall erfahren,
Und jauchzt ihm frölich nach, bis alle Wimpel wehn.

Sie eilen fort, die Flaggen fliegen,
Man läßt die Vorgebürge liegen,
Und donnernd segnet sie das Land.
Vom Dampf der rauchenden Kanone
Verdunckelt sich ein Theil der Zone,
Und der mit Volk besezte Strand.
Das Ruder klatscht in sichrer Weite,
So wie das Wallroß, wenn es spielt,
Die Flotte rüstet sich zum Streite,
Da sie den sanften Thau an ihren Segeln fühlt.

Chaluppen fliegen hin und wieder,
Der Admiral stelt seine Glieder,
Daß Schif bey Schif in Ordnung schwimt.
Sein tapfres Blut schwillt in der Ader,
Er segelt mitten durchs Geschwader,
Das ihn in seinen Rachen nimt;

Hier wimmelt es von Galliotten,
Und Jagten fliegen hin und her.
So warten die gestelten Flotten,
Und das geübte Volk steht fertig im Gewehr.

Den Kriegesmännern währts zu lange,
Der Wind lauscht an der Segelstange,
Und drehet sich zehnmal herum.
Bald scheint er günstiger zu blasen,
Bald hebt er sich, fängt an zu rasen,
Bald schweigt er wieder und wird stumm.
Denn schwenkt er sich dem Feind entgegen,
Und stürmt auf ihre Schiffe loß;
Die Meere werden sich bewegen,
Die Segel brüsten sich und werden weit und groß.

Der Feind war schon am frühen Tage,
In einer wohlgeprüften Lage,
Und durstete nach einer Schlacht;
Bereit die Anker auf zuwinden,
Und seine Donner anzuzünden,
War das Geschwader früh erwacht.
Was für ein tobendes Verlangen!
Was taumelt ihr im tiefen Meer?
Jetzt ist die Sonne aufgegangen,
Und auf der Fläche blitzt das tödtende Gewehr.

Die Losung rauscht vom kalten Schlunde,
Und strömt die Dämpfe in die Runde,
Um alle Orlogsschiffe her.
Die Raserey stürzt vom Geschütze

Des

Des Donners neuerschafne Blitze,
Im Rauch gekleidet übers Meer.
Der Zwischenraum wird eine Hölle,
Die nur von Flammen fruchtbar ist,
Und unter ihr verschlingt die Welle,
Was noch die Flamme schont und keine Kugel frißt.

Enthüllet euch, ihr Todten-Grüfte,
Entkleidet euch, ihr finstern Düfte,
Ihr Düfte von der Nacht gewebt;
Entdecket euch bewölkte Krieger,
Entdeckt den Muth, den Streit, den Sieger,
Der tausend in der Flut begräbt!
Mich rührt ein bebendes Erstaunen.
Wie liegt die Menschheit hier zerstückt,
Zerstückt von schmetternden Carthaunen,
Woraus der Krieger Hand, Tod und Verderben schickt!

Ein Brander schlägt die nahen Glieder,
Mit donnerndem Getöse nieder,
Und streut die Stücken in die Flut.
Hier treiben halb entfleischte Knochen,
Und Schädel, die der Tod zerbrochen,
Ein halber Mensch, der kläglich thut.
Wer zehlt sie, die zerflognen Leichen,
Der Menschheit blutgen Ueberrest,
Zerschlagne Arme, Todten-Zeichen,
Und Trümmern, die der Krieg den Wellen überläßt?

Beweint des Todes schwarze Wege,
Gott! welch Getümmel, welche Schläge,

Wie

Wie feurig kämpft der Admiral.
Dis Schiff wird leck und geht zu Grunde,
Die Menschen treiben auf dem Schlunde,
Und Kugeln sausen ohne Zahl.
Hilf Himmel! welch erschrecklich Knallen!
Jezt, da es am Verdecke brent,
Jezt kracht es und die Trümmern fallen,
Und alles liegt zerstückt, durchbort, zerknirscht, zertrent.

Ach! nimmt der Jammer noch kein Ende?
Seht hier, noch zwey gefaltne Hände!
Wie traurig sieht dis Haupt hervor?
Ach! diese Thräne fleht vergebens.
Dis ist der lezte Hauch des Lebens.
Kein Helfer nicht! Kein gnädig Ohr!
Sie sinken, wie die schwersten Steine.
Es fält für sie ein traurig Loos,
Verwandeln sich in Todten-Beine,
Und Meere samlen sie in den verschlemten Schoos.

Genug! Jetzt winken dunkle Nächte,
Zurück vom blutigen Gefechte,
Der Abgrund hat sein Theil geraubt.
Zwölf Schiffe sind nicht mehr zu sehen,
Zehn andre wollen untergehen,
Und blutig neigt der Tag sein Haupt.
Seht dort noch halbe Schiffe glühen,
Um die das Meer die Wellen sprüzt;
Und eilt, den Rest zurückzuziehen,
Eh es der Sieger wagt und euren Lauf verkürzt!

Es

Es ist umsonst, ihr eilt zu kämpfen,
Kein Blut kan eure Rache dämpfen,
Flieht, eh der Sieger euch besteigt.
Erobernd läßt er Kugeln streichen,
Jezt ist er da, ihr wolt entweichen,
Jezt da er euren Bord erreicht.
Werft euch in eures Siegers Arme;
Denn das Geschwader ist zerstreut,
Er komt, er komt mit hellem Schwarme,
Und für ihn hat die Nacht den Lorbeer eingeweiht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0294
DFG

Der Tugendfreund.

Das 19. Stück.

Ein einsam stiller Geist hat immer viel zu lernen,
Und der zerstreute noch vielmehr:
Drum sucht er sich im großen Heer,
Im Weltgewühl von aller Stille zu entfernen.

Seit einem Vierteljahr habe ich mich von der großen Stadt, in welcher ich mich vorher aufhielt, entfernet, und die ruhige Lebensart auf dem Lande genossen.

Zwar auch hier ist das Vergnügen unbeständig und kurz, das menschliche Herz thörigt, und der morgende Tag ungewiß. Die Unruhe ist hier nicht unbekant, die Zeit verweilt sich nicht länger zu wichtigen Geschäften, der Kummer ist hier nicht frölich, und die Erde kein Paradies. Aber oft bin ich doch mit meinem Schicksal recht wohl zufrieden gewesen, wenn ich in ruhiger Einsamkeit auf den Auen herum wandeln, unter den Bäumen sitzen, dem Fleiß des Landmanns zusehen, und mich kaum mehr an die gezwungnere Lebensart der Städte erinnern konte.

Vor einigen Tagen klärte sich das Wetter einmal auf, nachdem ich in vielen Tagen für Regen und Wind nicht hatte ausgehen können. Ich wandte einen ganzen Nachmittag zu meinem Vergnügen auf dem Felde an. Dieses Blatt würde die Beschreibungen nicht fassen, die ich von allen vorgefallenen Veränderungen machen könte. Gegen Abend, als schon mein Schatten viele Ruthen lang war, stieg ich auf einen hohen Berg, und sahe der Sonne nach. Meine Seele betrachtete die Tiefe, in welche ihr Licht sich zu senken schien, oder vielmehr die Höhe, welche ich erstieg, indem mein Standpunkt immer mehr gehoben, und der Bogen zwischen mir und der Sonne immer größer wurde.

Ich wurde begierig, die Weite im Meilenzahlen auszusprechen, welche ich mit meinen Blick durchreisen konte, und doch selbst zurücke bleiben muste. Ich wuste die Zahl des Masses zwischen der Erde und Sonne, aber es ist doch nur eine wahrscheinliche, also wahrscheinlich zu kleine Zahl. Ich stand auf diesem Berge allein. In einer Entfernung von einer halben Meile konte ich keinen Menschen, aber sehr viele Dörfer um mich sehen. Und hinter diesen Dörfern schien der Himmel die Erde zu berühren. Wenigstens liessen sich die Augen durch seinen schönen Saum mit Lust betriegen. Sehr hoch über mir schwebten einsame Vögel. Sie flogen in Kreisen umher, liessen hernach etwas von der Spannung ihrer Flügel nach, und senkten sich also in einer schiefen Linie ohne Mühe viel Meilen fort.

Die

Die allerweitesten Entfernungen drengten sich dicht auf mein Auge zu, und dennoch muste ich glauben, daß ich dieselben nicht würde messen können. Die Sonne sank vor mir hin, ihr Glanz erblaßte immer mehr und mehr, und sie rief ihre letzten Stralen, ja so gar die schwächsten Wiederscheine immer weiter zurück.

Hinter mir zog die Finsterniß immer weiter herauf, als wenn man eine große Decke herauf zieht. Berge, und Thäler, und Städte, und ganze Gegenden, verbargen sich unter ihr, und die Ruhe eilte von einer Provinz zur andern. Ich überlegte diese Veränderung der Natur mit vielem Vergnügen. Wie viel Weltcörper, dachte ich, ziehen vor meinen Augen vorbey, nur dem Geiste groß, den Augen ganz klein, dem Geist in Muthmassungen bekant, den Augen nur als kleine Flammen sichtbar. Ich kenne die Völker nicht, die in diesen Zwischenräumen nur auf der Erde wohnen. Ich sehe über sie alle weg, und betrachte das, was das weiteste ist, weil ich doch das nahe nicht bemerken kan. Wolte ich den Weg bis zur Sonne antreten, oder vielmehr könte ich dahin reisen, so würde es mir gehen, wie einem, der von einem hohen Gebirge eine Stadt auf einem andern hohen Gebirge liegen sieht. Von da scheinet sie ihm nahe und deutlich. Aber wenn er hernach fort geht, so versteckt sie sich so oft hinter Bergen, wird klein und unkentlich, daß er sich gar nicht vorstellen kan, daß es dieselbe sey.

Ich wunderte mich, daß wir die Zeit in Tag und Nacht eintheilen, da doch eigentlich keine andere Veränderung mit der Erde vorgeht, als daß es auf dieser

Kugel Abend und Morgen wird, und Licht und Finsterniß einander unaufhörlich verfolgt, und doch niemals einholt.

Endlich wurde es nach und nach immer finsterer, und ich begab mich auf den Rückweg nach Hause, setzte meine Betrachtungen im gehen fort, und vergnügte mich noch an der Vorstellung aller nunmehr verschwundenen Schönheiten. Doch unten am Himmel leuchteten einige Blitze, und ich hörete auch schon, ob gleich von weiten, das dumpfige Murmeln eines sehr starken Donners. Die schwühle Luft erlaubte mir nicht, stark zu gehen, ich muste nur darauf bedacht seyn, daß ich nicht allzusehr erhitzt nach Hause käme.

Kaum hatte ich das Dorf erreicht, so schien die ganze Luft schon ein Feuer zu seyn. Der Sturmwind drengte die Wolken, und nun mengeten sich Wasser und Feuergüsse in der beklemten Luft. Denn hielt das Wetter wieder ein wenig an, als wenn es sich erholen wolte, verdoppelte aber aufs neue seine Macht, und hielte uns fast bis zu Mitternacht in beständiger Aufmerksamkeit und Erwartung. Meine vorigen Betrachtungen fielen mir jetzt wieder ein. Ich bewunderte die Größe Gottes, der über unsre Hütten solche Meere herauf führet, und sie doch mit seinem Gebot versiegelt. Wenn ich bey einem Gewitter nichts weiter dächte, als daß es eine bloße Wirkung der Natur wäre; so würde ich bey jedem Blitz mein Leben verloren geben. Aber die schärfsten Waffen in den Händen der Liebe und Weißheit tödten nicht, wenn sie auch noch so helle glänzen. Und die schmetternde Stimme des Donners predi-

prediget von dem Gott der Ehren. Das Wetter schien am ganzen Himmel nicht Raum zu haben, und doch kam es nicht einmal über meine Wohnung, sondern zog vom schnellen Winde gedrehet, in ganz andre Gegenden. Auf der ganzen Erde ist der allerhellste Bliz noch nicht dem tausendsten Theil nach so viel, als eine verleschende Lampe in einem großen Hause.

Wenig Meilen von meinem Orte, dachte ich, können andre jezt ganz ruhig schlafen; sie hören von dem Knall der Donner nichts. Keine Luft bewegt sich bey ihnen; oder wenn sie etwas hören, so bedauren sie wol die armen Menschen, die an den Orten, wo das Gewitter recht hinkomt, alle Augenblicke geschreckt werden, und sie wissen nicht, daß wir auch hier unter dem Schirme des Höchsten gedeckt, seine Güte preisen, indem seine Macht fürchterlich erscheinet.

Nach Mitternacht legte ich mich zur Ruhe, und glaubte schon vorher, daß ich vielleicht meinen Lesern von den Beschäftigungen meiner Seele in dieser Nacht etwas würde erzehlen können.

Ich sahe mich zu einer sehr weiten Wanderschaft ungemein leicht angekleidet. Unvermuthet fand sich ein Gefehrte bey mir ein, der eben so angezogen war, mir aber von seiner Person nichts sagte, sondern nur versprach, daß er mich führen wolte. Ich war im Traum sehr treuherzig, und ging mit ihm fort. Wir stiegen einen Berg hinan, und der Berg hatte kein Ende. Ich wunderte mich sehr darüber, und fragte, ob dis etwa der Berg Ricko wäre. Er antwortete aber nicht drauf, sondern zog mich nur immer sanft

mit sich fort. Als wir die Spitze des Berges erreicht hatten, sagte er: nun dürfen wir nicht mehr klettern, ich weiß mit der Luft umzugehen, fassen sie mich nur an, wir wollen steigen, wir wollen uns einen Standpunkt suchen, von welchem wir mehr Weltcörper übersehen, und in der Nähe betrachten können. Ich merkte, daß wir nicht senkrecht in die Höhe stiegen, sondern in einer schiefen Linie, sehr weit gegen Morgen fortkamen. Unter uns, und wo wir hinblickten, war noch alles dunkel, und mein Führer sagte, wir müsten noch sehr weit in die Höhe, ehe wir Licht sehen könten. Endlich kamen wir so weit, daß wir die Sonne erblickten. Ich glaubte, es würde ein ganz neuer Auftritt seyn; aber es war eben so, wie an jedem Morgen gewöhnlich ist. Ich sahe von ferne eine Morgendämmerung, und hinter derselben nach und nach das immer größere und hellere Bild der Sonnen. Dieses warf ich meinem Führer vor. Wie sehr hoch, sagte ich, sind wir nicht schon gestiegen, und dennoch sehe ich nichts anders, als was ich sonst gesehen habe? Er befahl mir hierauf ganz gelassen, ich solte auf die Erde hinab sehen. Ich sahe hinab, und mein Führer fragte mich, was ich gesehen? Ey sagte ich, das ist ja seltsam, es ist doch nicht Neumond und ich sehe ihn doch, und er ist so groß; sind wir denn etwa auf eine andre Seite des Monds gekommen, und ist der übrige jetzt schwarze Theil des Mondes so sehr groß, daß man sein Ende nicht absehen kan? Mein Führer lächelte, und sagte, das ist ihre Erde. Wir sind ihr noch nahe, wir sind etwas über ihren Dunstkreiß erhoben, nun

sehen

sehen wir den von der Sonne erleuchteten Theil. Daß sie den finstern Theil nicht absehen können, ist ganz natürlich. Lassen sie uns nun nur rückwerts, oder nach der Erdlage zu reden, gegen Abend, immer mehr in die Höhe steigen, so sollen sie etwas neues sehen.

Durch diese Erklärung und Versprechen aufgemuntert, folgte ich ihm sehr willig, und wir legten in sehr kurzer Zeit, viele Himmelsentfernungen zurück. Wir waren wol vier mahl so hoch gestiegen, als zu erst, als mein Führer stille hielt, und mir nun sagte, daß ich unter mich sehen solte. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die kleine halbe Scheibe, welche zwar sehr helle, aber in dem großen Meer des Sonnenlichts kaum sichtbar war, die Erde wäre, wenn ich nicht gewiß gewust hätte, daß ich von da her gekommen. O rief ich, wie gar anders erscheint mir nun die Erde! Aber es muß heute ein schöner Tag seyn, ich sehe gar keine Wolken über derselben. Sie sind von dem wundersamen Anblick geblendet, sagte mein Führer, wie wolten sie die Erdenwolken sehen können! Die können von hier lange nicht so sichtbar seyn, als den Erdbürgern die Flecken in der Sonne; doch sehen sie einmahl weiter. Ich wendete meine Augen weiter zurück und sahe ein langes schwarzes Dreyeck in dem weiten Raum der Luft, dessen Grundlinie auf der Erden da anfing, wo der Glanz der Sonne aufhörete. Diese Erscheinung war mir ganz fremde. Was ist das? sagte ich, ich habe ja immer gehört daß die Erde rund ist, wie kan sie denn eine solche Figur vorstellen, eine helle Halbscheibe, worauf ein so sehr langes,

schwarzes, gleichschenkliches Dreyeck ruhet? Mein Führer sagte: nun sehen sie zum ersten mal die Gestalt der Nacht; die Nacht ist ein kegelförmiger Schatten der Erde, welchen sie der Sonne gegenüber wirft. Wir stiegen höher und dieser Schatten wurde immer kürzer, endlich konten wir ihn gar nicht mehr sehen. Ich wunderte mich darüber; mein Führer aber half mir bald heraus, er hieß mich die Erde ansehen, welche jetzt schon viel mehr, als halb helle war. Er setzte hinzu, wenn wir immer einerley Gestalt der Erde und ihres Schattens behalten wolten, so müsten wir immer gegen Abend uns lenken, und zwar eben so geschwinde, als sich die Erde von Morgen gegen Abend drenget, denn würden wir auf der Erdfläche nichts anders sehen, als was wir zu Anfang gesehen haben.

Nachdem wir uns in diesen Betrachtungen vergnügt hatten, sagte mein Führer: was denken sie; solten wir den Sternen wol viel näher gekommen seyn als vorher? Allerdings antwortete ich, wir sind ihnen so viel näher gekommen, als wir uns von der Erde entfernet haben. Lassen sie uns nur, sagte er, weiter gegen Abend lenken, daß wir ohngefehr in die Spitze des Erdschattens kommen, wo uns das Sonnenlicht nicht blendet, da sollen sie sehen, ob die Sterne näher, oder noch gleich weit scheinen werden. Indessen da wir jetzt noch hier sind; so sagen sie mir einmal, ob ihnen die Sonne näher oder weiter von der Erde zu stehen scheinet, als es auf Erden schien? Ich hatte hierauf noch nicht gemerkt, konte aber nicht begreifen, wie mir die Weite jetzt so sehr groß vorkäme, bis mir endlich

endlich einfiel, daß wir auf der Erde, theils die Sonne über uns sehen, theils den Raum zwischen uns und der Sonne nicht sehen können.

Wollen sie wol glauben, sagte mein Führer, daß sie in der Gegend des Aethers schon einmal, ja schon ofte gewesen sind, wo wir uns jetzt befinden? Wenn sie ihren Erdbürgern erzehlen werden, daß sie so hoch gewesen sind, so wird es niemand glauben wollen, und doch ist es für alle Menschen nichts ungewöhnliches, so hoch zu steigen; aber sie wissen es gröstentheils selbst nicht. Hier soll ich gewesen seyn, rief ich? Nicht eben unter diesem Zenith, aber doch unter einem andern, wenigstens gewiß so hoch, als jetzt, antwortete mein Führer. Ich will ihnen mehr sagen; alle Erdbürger steigen uns nach, aber es würde noch wol etwas Zeit haben, ehe sie so hoch kämen, als wir jetzt sind. Noch mehr: Sie sind schon jenseit der Sonne gewesen. Ey sagte ich, mein Freund, sie haben mir viel besondere Dinge gezeigt, und ich bin ihnen sehr verbunden, daß sie meine Augen bisher immer zu Zeugen gerufen haben: aber jetzt können sie noch nicht verlangen, daß ich ihnen auf ihr Wort glauben soll. Wir wollen uns bald helfen, war seine Antwort. Die Erde drehet sich doch jährlich um die Sonne; mithin sind sie auf jener Seite der Sonne gewesen. Ferner, gegen den Winter hebt sich die Erde in ihrem Lauf, ja sie ist der Sonnen wirklich näher, als im Sommer; gleichwohl haben ihre Stralen nicht dieselbe Kraft. Denken sie nun selbst, wie sehr hoch die Erde alsdenn stehen muß. Uebersehen sie also nun einmal

die Bahn ihrer jährlichen Reise. In einer so weiten Entfernung fahren viel Millionen Menschen um die Sonne herum, durch den unglaublich großen Zirkel mit ganz unaussprechlicher Geschwindigkeit. Ihr Wagen ist die Erde. Auf demselben essen und trinken, schlafen und wachen sie, sie arbeiten, sie sind müßig, sie weinen, sie sind frölich, sie wohnen, sie sind flüchtig, sie sind gelehrt und dum, streben nach unglaublicher Hoheit und sind niederträchtig, sie werden gebohren, sündigen und sterben, sie wissen oder bedenken nicht, daß sie mitten durch die Himmel, über einer Tiefe unter sich, eben so tief als die Höhe über sich, in einem so großen Bogen fortgerissen werden, und daß nichts sie trägt, als dieser dünne Aether. Ich erstaunte über dieser Vorstellung, mein Führer merkte es, ließ mir eine Weile Zeit, und sagte endlich, was denken sie? O antwortete ich, ich denke, wie theuer ist, o Gott! deine Güte, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen!

Nun eilten wir wieder zu dem schwarzen Dreyeck, welches wir auch bald erreichten. Ich erinnerte mich, daß ich noch die Weite der Sterne betrachten wolte, ob sie mir in dieser Stellung noch eben so groß vorkommen würde, als auf Erden. Hier war kein Unterschied zu finden: aber der Glanz war sehr verändert. Einige schienen in Topasen gekleidet zu seyn, andre funkelten, wie das Gold aufblitzt, wenn es vom fremden Zusatze rein ist, noch andre waren feuer roth. Auf der einen Seite zogen die Sterne lauter Gürtel über den Himmelsbogen, wovon der unterste

terste roth, der andre goldgelb, der dritte schwefelgelb, die folgenden grün, himmelblau, purpur, und violet waren. Auf der andern mischte sich alles in unbeständig gefärbten Stralen unter einander. Mein Führer sagte: Hier können sie sehen, daß jedes Licht an sich ohne Farbe, sonst aber so vielfach an Farben ist, als es auf verschiedene Weise sich brechen, und aus verschiedenen Standpunkten gesehen werden kan. Indem senkten wir uns in dem Nachtschatten schnell hinab. Mich träumete, daß ich meinem Führer für die Seele des Copernikus erkante: ich wolte sie recht betrachten, erwachte aber darüber. Ich war über diesen Traum so munter geworden, daß ich nicht wieder schlafen konte, meine Uhr war schon drey, und ich stund auf, ging in den Garten und ließ meinen Vorstellungen zu folgender Ode Raum.

ODE
über einen schönen Morgen.

Ihr Bilder werdet wieder klar,
Die Seele sah euch vor sich schweben,
Als noch der feuchte Dunst das Auge sanft umgeben,
Das eben jetzt zum Schlaf geschlossen war,
Und warum wolt ihr euch denn nun verstekken!
O Morgenroth sey schöner als dein Bild,
Womit der Traum die Seele angefült,
Du solst mich nicht vergeblich wekken!

Ich

Ich schlief bey stillem Rauschen ein,
Das dicht an meinem Ohr, in Blättern,
Der feinste Sand ermüdt vom Sturm in Wettern
Ohnmächtig bließ. Was könte schöner seyn
Als sich mit der Natur zugleich zu legen,
Und wieder aufzustehn, wenn sie erwacht?
So schläft das Auge mit der dunkeln Nacht
Und eilt dem fernsten Licht entgegen.

Die Sonne siehet mich noch nicht.
Hier will ich im belaubten Garten,
Im schattigt grünen Gang gewölbter Zweige warten,
Bis daß ihr Stral durch größre Bogen bricht.
O! die ihr hundert Meilen näher wonet,
Schlaft ihr noch, wie ich nur zu oft noch schlief,
Wenn schon das klare Licht die Freude rief.
Die muntrer Seelen Fleis belonet.

O schönste Stunde wecke mich,
So oft du mich noch schlafend findest!
Und weil du meinem Blick doch nur zu früh verschwindest,
So warte ich im sanften Traum auf dich.
Gleich Reisenden, die von dem Wagen träumen,
Und von der Räder fortgerißnen Lauf,
Und die Begierde weckt sie frühe auf,
Daß sie nur nicht die Zeit versäumen.

Wie bist du mir so wunder schön,
O Welt! der Menschen Lustgefilde.
Du Pallast, königlich geschmückt, und Gottes Bilde,
Zur Wonung eingeräumt, wer kan dich sehn,

Und

Und wer empfindet nicht die edlen Triebe:
Verachtung aller schimpflich falschen Lust;
Und zu der Majestät, in reiner Brust
Zur wahren Tugend, edle Liebe?

Dort, hinter mir deckt noch die Nacht,
Das Schlafgemach der müden Brüder.
Der Vorhang zieht sich auf, und sie erwachen wieder.
Ihr Sterne habt dis große Haus bewacht.
Halb glänzt die Welt; halb dekket sie der Schatten,
Und jedes Blat ist noch halb schwarz, halb grün.
Der Mensch ward neu belebt, als das erschien,
Was gestern seine Sinne hatten.

Und ich, wie sehr bin ich erfreut,
Die Welt vergnügt im Glanz zu sehen.
O stiller Mond, bleib, wo du stehst, noch etwas stehen,
Und du, o Morgenstern, jezt ist es noch nicht Zeit,
Den goldnen Glanz in jenes Blau zu mischen,
Das sich so rein erhält, weil aller Thau
Sich niedersenkt, um Wald, um Feld, und Au
In milden Tropfen zu erfrischen.

Zehntausend Stralen fliegen dort,
Und steigen schnell bis zu den Sternen.
Um vor dem großen Licht beschämt sich zu entfernen,
Behält die Dämmerung am Himmel keinen Ort.
Wie königlich ist dieser Zug der Sonne!
Licht eilt voran, das Licht folgt selber nach,
Und fürt an seiner Hand, den Tag
Bekleidt mit tausendfacher Wonne.

Die

Die Wolken krönt der Widerschein,
Und walt auf ihren leichten Flügeln.
So wie der Westwind scherzt auf dick belaubten Hügeln,
Die Lüfte färben sich, ihr Blau ist himlisch fein,
Der rothe Rand mischt sich mit tausend Flammen,
Und hinten folgt nach einem kleinen Raum,
Ein dünn Gewölk, ein goldner Saum,
Die Dünste hängen sich zusammen.

O Sonne, die den Seelen scheint!
O Gnadenblick des Lichts der Lichter!
Wie gern erheiterst du die trüben Angesichter,
So oft ein treuer Christ im dunkeln einsam weint!
O! wekke meinen Geist vom langen Schlummer,
Faßt nur der Glaube erst den Morgenglanz,
So sieht er bald die Sonne ganz,
Und so entflieht der letzte Kummer.

Der Papagoy und der Rabe.

Eine Fabel.

Ein Rabe bemerkte, daß dem Papagoy die niedlichsten Speisen und der beste Zucker gegeben wurden, und daß sich ein jeder im Hause ein Vergnügen machte, mit ihm in seinem bemahlten Bauer zu spielen. Er wurde darüber eifersüchtig, und glaubte, daß er eben so angesehen seyn würde, wenn er nur das Glück haben könnte, die Wohnung des Papagoys zu beziehen.

Als

Als einmal der Papagoy aus dem Bauer herausgelassen wurde, so schlich sich der Rabe sogleich mit Freuden hinein, und stimmte seinen gewöhnlichen Gesang mit dem gräßlichsten Geschrei an. Aber wie sehr betrog er sich, da er gedachte, eben sowohl und so freundschaftlich gespeiset zu werden, als der Papagoy. Man ergrif ihn beim Kopf und warf ihn ganz unsanft und mit den unfreundlichsten Worten auf die Erde. Recht sehr erschrocken und traurig, verbarg er sich in dem ersten, dem besten Winkel. Und als er ganz ungestört sein empfindliches Schicksal überdachte, fügte es sich, daß die anwesenden das Zimmer verliessen, und der Papagoy nebst ihm allein bleiben muste. Voller Unwillen sagte der Rabe zum Papagoy mit einem scharfen Tone: „Nichtswürdiger! Du allein bist Schuld daran, daß es mir so übel ergehet. Wärest du Landstreicher in deinem Vaterlande geblieben, und hättest du dich nicht als eine unnütze Seltenheit hieher, in ein fremdes Land, begeben; man würde mich weit mehr ehren und mir meine Tage weit angenehmer machen. Und was hast du denn vor Vorzüge, die dich über mich erheben? Bunte und scheckigte Federn, unfreundliche und mit einem weissen Ring eingefaßte Augen, eine indianische und uns hier zu Lande ganz unverständliche Sprache; das sind deine Vorzüge, welche von meinen weit übertroffen werden. Mein Gewand ist einfärbig, meine natürliche Sprache einsilbig und geheimnißvoll; meine Augen sind freundlich und angenehm. Und dennoch liebt man mich nicht so sehr, als dich, weil ich hier zu Hause gehöre. Solltest du dich

einmal

einmal auf deiner Reise verirren und unter meines gleichen kommen, sie würden dir gewiß schmerzhafte und vielleicht ganz fremde Erfahrungen beibringen.„

Der Papagoy lachte über diese lange und eifrige Rede, und sprach nur folgende Worte aus: „Du mußt wohl nothwendig allenthalben verhaßt oder doch wenigstens unangenehm seyn. Denn deine ganze natürliche Sprache bestehet in dem einem Worte: Grab! und wenn du auch einige andere Wörter lernest aussprechen, so kanst du dich doch nicht enthalten, dein Grab, Grab! mit unterzumischen. Deine Kleidung bringt nur traurige Begebenheiten ins Andenken. Deine so gerühmte Augen verrathen eine Begierde, jederman, wenn du nur könntest, zu tödten. Dein ganzes Wesen ist Neid und Eifersucht. Weiche in den besten Winkel und laß dich nie wieder sehen.„

Es ist billig, einen jeden nach seinem Stande und Vorzügen zu schätzen, und es ist notwendig, eine jede Sache nach ihrer wahren Beschaffenheit und Nuzbarkeit unpartheiisch zu betrachten, wenn man in Beurtheilung derselben nicht fehlen will. Wie ungereimt würde man handeln, wenn man einem verdienstvollen Manne und einer ganz entbehrlichen Last der Erde auf gleiche Art begegnen wolte? Man beurtheile das fremde und das einheimische nach richtigen Gründen, wenn man nicht eine vorgefaßte Meinung verrathen, und als ein Liebhaber irriger Vorurtheile erkannt werden will.

Der Tugendfreund.

Das 20. Stück.

Vergeht, vergeht, ihr stolzen Feinde,
Und beugt euch vor dem Menschenfreunde!
Ach warum lebt ihr uns zur Last!
Sein Arm soll noch der Welt gebieten,
Die Bosheit soll nicht ewig wüthen,
Noch der Verderber, der uns haßt.



Die Tugend würde weit mehr Verehrer haben, wenn sie das Glück der Lasterhaften hätte, und niemals unglücklich wäre. Aber weil man sie oft mit weinenden Augen auf einem harten Lager, in löchrichten Hütten, mitten im Sturm und Wetter, bedrengt und verfolgt sieht, so scheuet man sich, ihr Gefährte zu werden, und gleiche Schicksale mit ihr zu erwarten. Warum geht es der Tugend nicht noch besser, als dem Laster, oder wenn dis nicht möglich ist, doch eben so gut? Warum muß sie im Staube sitzen, wenn das Laster glänzend und prächtig in die Höhe steigt und hochmüthig über

die verfolgte Tugend spottet? Warum wird sie mit äusserster Verachtung verwiesen, wenn die Bosheit mit Freuden empfangen und bis zur Ausschweifung verehrt wird?

Ich werde mich bemühen, in diesem Blatte zu erweisen, daß das Glück keine nothwendige Folge der Tugend ist. So lange die Welt noch unter der Herrschaft des Lasters ist, so lange hat sich auch die Tugend nicht die besten Tage zu versprechen. Diese geschworne Feindin wird nicht nachlassen, ihr den bittersten Verdruß zu erwecken, Verfolgung zu erregen, und alle Wetter gegen sie aufzubringen. Es ist wahr, der Allmächtige könte den Arm der Bosheit auf einmal zerbrechen und ihren Thron zertrümmern, daß ihr Name auf ewig vergehen müsse. Aber dis streitet wieder die höchste Weißheit; denn sonst dürfen wir gar nicht zweifeln, daß das Laster schon längst völlig ausgerottet wäre.

So irt man nur in finstren Weiten,
Und sieht kein Licht auf seinen Seiten,
Irt immerfort.
Man sucht, doch nur auf krummen Wegen,
Recht ängstlich, traurig und verlegen,
Umsonst den Ruheort.

Die Tugend hat die Verheissungen nicht empfangen, daß die Tage ihres gegenwärtigen Lebens eine lange Reihe glücklicher Veränderungen seyn solte. Aus den Büchern des Schicksals ist ihr von Anfang an Leiden nnd Verfolgung geweissaget worden. Ich

schliesse

schliesse daraus, daß ein zeitliches Glück nicht die wahre Belohnung der Tugend ist. Würde sonst wohl der Freund der Menschen diese Belohnungen zurück behalten, oder sie andern austheilen, die sie nicht zu verdienen scheinen? Würde er nicht dem Glück gebiethen, das Laster zu fliehen und die Tugend zu krönen? Aber das ist nicht geschehen, und wir können daher glauben, daß Verheissungen von Glück und Ehre in dieser Welt nicht gar zu vortheilhaft für die Tugend seyn.

Das Laster hat dergleichen Verheissungen eben so wenig. Aber woher komt es denn, daß das Glück mehrentheils auf seiner Seite ist? Diese Frage wird nicht schwer zu beantworten seyn. Der Lasterhafte sieht das für seinen Hauptzweck an, sein Glück zu machen, ohne auf den Willen eines höheren Wesens, und auf die Pflichten, die er als ein Mensch schuldig ist, acht zu geben. Er vergißt Gesetz und Ordnung. Er verletzt sein Gewissen. Er nimt Handlungen vor, die ganz offenbar gegen seine Wohlfart streiten. Er verspricht dem Laster noch mehr Gehorsam, und noch mehr Unterthänigkeit, wenn es ihn erhöhen würde. Und wenn er denn einen Rang, eine Ehrenstelle, Gold und Reichthum erlangt hat, so pflegt man von ihm zu sagen, er sey glücklich. Schlechtes Glück, das so theuer erkauft worden ist! Er hat viel verloren und wenig gewonnen.

Du wilst, das Laster soll dich krönen;
Es wählt dazu ein welkes Blatt.
Umsonst wirst du die Tugend höhnen,
Die ihren goldnen Thron zu hoch bereitet hat.

Die Tugend wird unter dem Druck groß, stark und mächtig. Die Erfahrungen von den ältesten Zeiten lehren es, daß die Bosheit sehr unglücklich gefochten, wenn sie sich die äusserste Mühe gegeben hat, die Tugend mit Gewalt auszurotten. Diese Heldin erscheint auf dem Kampfplatze in einer recht männlichen Stärke. Niemals ist sie würksamer, feuriger und standhafter, als denn, wenn die Bosheit alle Kräfte anwendet, sie unter ihre Füsse zu bringen. Wer weiß nicht den Muth, der die ersten Bekenner des Namens JEsu begeisterte, unter den erschrecklichsten Martern, welche die Götzendiener erfunden hatten, und unter den Fluthen der Trübsalen, welche sie alle zu verschlingen schienen, doch unerschrocken und freymüthig die Wahrheit zu reden, und ihre ewige Hofnung nicht zu verläugnen? Auch die besten Freunde der Bosheit schämten sich, daß die Tugend auch in Tode siegte, zerrissen ihre Stricke und wurden Verehrer der Tugend. Wie ansehnlich wurde damals das Reich der Tugend erweitert! Sie ging wie eine Sonne nach einer langen und schwarzen Nacht auf, und warf ihre Stralen nach ganz entfernten Gegenden der Erde, die vorher kein Licht gesehen hatten. Soll ich die Menge ihrer damaligen Unterthanen zehlen? Und wie würde ich denn fertig werden? Städte, Länder und Königreiche küßten ihren Scepter, und die Tugend erhob endlich ihr Haupt aus allen Wassern der Trübsale, und stieg auf den Thron.

Doch die Verfolgungen hörten dadurch nicht gänzlich auf. Es geschahe auch hernach noch sehr oft, daß

daß sie gezwungen wurde, die Städte zu verlassen, in Wüsten zu leben, in unbesuchten Wäldern herum zu irren, mit wilden Thieren Freundschaft zu machen, Hunger und Durst zu leiden, und in der Stille auf Zeiten der Errettung zu warten. Sie that auch dis mit männlicher Standhaftigkeit, sie verließ ihre Güter ohne Thränen, sie tröstete das nackende Kind, das in ihren Armen weinte, sie sahe ihre Verfolger mitleidig an, und bethete für sie. Ich glaube nicht, daß ein Jahrhundert hingegangen ist, da die Tugend nicht viel würdige Vertheidiger ihres Namens gefunden, die sich freimüthig entschlossen haben, alles mit ihr zu leiden, und sich durch keine Gewalt bewegen zu lassen, auch nur für ein Laster die Knie zu beugen.

Zu den Zeiten der Kirchenverbesserung wachte auch der Geist der Verfolgung auf. Es schien, als wenn der Heide nicht sinnreich genug in Erfindung der Martern gewesen wäre. Die Bosheit ließ neue Folterbänke bereiten, und neue Grausamkeit ausüben, die geplagte Tugend zu demüthigen. Aber sind sie darin glücklicher gewesen, als die ersten Verfolger? Ist ihr Haupt erlegt, und die Crone der Tugend verdunkelt worden? Oder sind nicht ihre Siege zur Schande des Lasters in der ganzen Welt bekant geworden, ohne daß die Verfolger ihren unseligen Endzweck erreicht haben?

Auch von dieser Zeit an, hat die verfolgte Tugend allemal ihre Ehre behauptet. Sie hat das Glück verlacht, das ihr mit Verletzung ihres Gewissens angetragen wurde. Sie hat die Gemächlichkeit verworfen, in welcher sie unter der Herrschaft der Bosheit nur mit

Verleugnung ihrer Ehre leben konte. Sie hat sich aus den Armen des Vergnügens loßgerissen, das sie einschläfern und hernach ihrer Unschuld berauben wolte.

Gereicht es nicht der Tugend zur wahren Ehre, daß sie sich in so vielen Zeitläuften, mitten unter der Schmach und Verachtung männlich gehalten, und ihre Siegeszeichen bis an die Grentzen der Welt getragen hat? Und wird man es nicht bis auf die spätesten Nachkommen zur Schande der Laster sagen, daß sie bey aller überlegenen Macht, die sie in Händen hatten, doch viel zu ohnmächtig gewesen sind, der siegenden Tugend ihre Lorbern zu entreissen? Warum verdenkt man es denn den Freunden der Tugend, wenn sie es nicht für das gröste Unglück halten, etwas zu dulden, und wenn sie durch schmerzhafte Empfindungen ihren männlichen Muth befestigen, die Ehre der Tugend bis auf den letzten Othen zu vertheidigen? Sind die Sclaven des Lasters so gar mißgünstig auf diesen Ruhm? Wünschten sie sich nicht von der Ausübung ihrer Bosheiten gleiche Ehre, wenn es nur möglich wäre, die Natur so geschwinde zu verwechseln, oder das Urtheil der Welt durch große Geldsummen zu gewinnen?

Dein Name wird sich nie verdunkeln,
Er soll wie Sterne ewig funkeln,
Wenn ewge Nacht die Laster deckt.
Sey frölich, dich der Welt zu zeigen,
Denn diese Welt soll sich noch beugen,
Wenn einst der Morgenstern den letzten Tag erweckt.

Ohne

Ohne Verfolgungen würden viele Tugenden blosse Namen seyn, und niemals unter den Sterblichen sichtbar werden. Wer würde jemals die leutselige Gestalt der Sanftmuth erblicken, die ihre Beleidiger mit einer liebreichen Miene bestraft, und keine Wetter gegen diejenigen zusammenraft, die geneigt sind, ihr böses zu wünschen. Die bittersten Beleidigungen erhöhen den Glanz dieser Tugend. Ich will nicht sagen, daß man unempfindlich seyn soll, ich will auch nicht behaupten, daß es recht ist, bey allen Beleidigungen zu schweigen. Nein, die Sanftmuth hat ein Recht, sich zu vertheidigen, ihre Ehre zu behaupten, und Beleidiger zu beschämen. Aber wird sie das unter der Anführung des Zorns, der Rache und der Eifersucht thun? Wird sie die Scheltworte durch andere Scheltworte aufzuheben suchen? Wird sie den Fluch durch einen neuen Fluch von ihrer Seite verweisen? Dis würde wieder die Weißheit seyn, die sie aus dem Umgang mit der Tugend gelernt hat. Sie spricht bescheiden, ohne Hitze, mit Ueberlegung, zu rechter Zeit. Sie schweigt auch zuweilen und erträgt das Unrecht, wenn eine weitläuftige Vertheidigung ihrer Unschuld ihr Leiden vergrössern würde.

Die Geduld würde ohne solche Umstände eben so unbekant seyn. Wir würden nicht wissen, was es hiesse, das Uebel dieses Lebens ohne Wiederwillen zu ertragen, nicht verdrießlich zu werden, wenn wir Schmerzen empfinden, und nicht zu murren, wenn es nicht nach Wunsch geht. Glückte uns alles in der Welt, hätten wir keine wiedrige Erfahrungen, so würden die Ermahnungen zur Geduld ganz und gar überflüßig seyn.

Aber der Sturm erhebt sich, die Wellen werden sichtbar, der Schaum fliegt in die Höhe, das Schiff fliegt wie ein Ball fort, ein Stoß folgt dem andern, die zweite Nacht ist entsetzlicher, als die erste, der Sturm braucht alle seine Kraft, uns fortzuschleudern; aber die Geduld überwindet doch endlich. Sie streitet nicht gegen den zürnenden Himmel, sie fordert den Allmächtigen nicht vor ihren Richterstuhl, sie wirft sich nicht in die Hände der Verzweiflung. Nein, sie erwartet lieber ruhig unter den Schlägen der göttlichen Hand das kommende Licht, und läßt auch in der großen Gefahr den Anker der Hofnung nicht sinken.

Die gänzliche Abwesenheit der Uebel, der Leiden, der Verfolgungen würde auch keine Uebungen der Verleugnung erlauben. In unsern gegenwärtigen Umständen ist es nothwendig, sich einiger Vortheile und irdischer Bequemlichkeiten zu entschlagen, damit wir unser Antheil an dem Erbtheil der Tugend nicht einbüssen. Es deucht uns freilich fremde zu seyn, dasjenige, was wir als ein rechtmäßiges Eigenthum besitzen, und wodurch wir die Umstände dieses Lebens recht erträglich machen können, in den Händen derer zu sehen, die es mit Unrecht haben, und uns in unserm Mangel verlachen. Aber dieser Verlust kan durch die süsse Zufriedenheit und durch die Vorsorge der göttlichen Liebe, die in bekümmerten Umständen am geschäftigsten ist, hinreichend ersetzt werden. Es wird auch gar nicht verlangt, uns freiwillig in Armuth und Verlegenheit zu stürzen. Nur zuweilen, wenn unser Gewissen leidet und die irdischen mit den ewigen Vortheilen nicht

verbun-

verbunden werden können, denn geht die Verleugnung gerne aus ihrem Vaterlande und siehet sich nach einem Lande um, das ihr der göttliche Finger zeigen wird.

Selten ist ein Mensch mit seinen Schicksalen zufrieden, aber die Tugend kan sich auch in den traurigsten Zufällen beruhigen. Diese Beruhigung ist wie eine stärkende Arzeney in gefährlichen Krankheiten. Sie erweckt und belebt die Natur, sie richtet uns auf, sie giebt uns Kräfte unsere Augen auf Gott zu richten, und die Wirkungen seiner Hand in allen Veränderungen des menschlichen Lebens zu bewundern. Sie erweckt ein zuversichtliches Zutrauen, von dem liebreichsten Wesen nichts anders, als das beste zu erwarten, wenn er gleich nicht nach unsern Wünschen handelt. Sie lehrt uns, daß wir uns in der Wahl des besten oft irren können, und daß solche Wahl sehr verderblich für uns seyn würde, wenn sie nicht von dem Allmächtigen verhindert würde.

Ich gebe zu, daß das nur Ersetzungsvollkommenheiten sind, und daß eine andere Welt sey, da diese Tugenden nicht mehr nothwendig sind, weil die Bewegungsgründe dazu fehlen. Aber in dem gegenwärtigen Zustande würde es eine große Unvollkommenheit für die Welt seyn, wenn diese Tugend fehlen solte. Die Tugend würde sich nicht auf so vielen Seiten zeigen können. Sie würde nicht so groß, so erhaben, so ehrwürdig seyn, sie würde dem Laster nicht so viel Vorwürfe machen können, und kurz zu sagen, sie würde das nicht seyn, was sie wirklich ist.

O Liebenswürdige! erhaben ist dein Glanz,
Du rührest und entzückst mich ganz.

Dich sehn, dich lieben! Welch Vergnügen!
Wer ist so groß, so stark wie du?
O deckt den Schauplatz niemals zu,
Wo so viel Siegeszeichen liegen!

Doch ist es schon unzählige mahl durch die Erfahrung bestätiget worden, daß die Tugend auch glücklich seyn kan, wenn wir durch Glück den äussern Wohlstand verstehen. Wir haben Reiche und Begüterte gesehen, die wahre Verehrer der Tugend gewesen sind. Wir haben Männer von großen Verdiensten, und von einer recht exemplarischen Tugend neben dem Thron der Monarchen gesehen. Wir kennen Könige, in welchen die Tugend regiert, und ihr Ansehen erhält einen doppelten Glanz. Eben darum habe ich gesagt, daß das Glück keine nothwendige Folge ist. Es kan mit der Tugend verbunden seyn, es kan aber auch fehlen, die Tugend verliert dadurch nichts. Wird sie verehrt, so gewint der Hochmuth nichts, und wird sie verachtet, so behält sie doch ihren Werth. Hat sie Reichthümer, so segnet sie die Armuth, und ist sie selbst arm, so genießt sie auch das wenige mit beruhigten Herzen. Die Tugend ist im Purper groß, und behält auch im Staube ihren Werth.

Valerian.

Eine Ode.

Den Purpur her, du bist es werth,
Die Tugend, die dein Haupt verklärt,
Valerian, muß Kronen tragen;
Die Treue, die den Römer schützt,

Der

Der Muth, der auf die Feinde blitzt,
Erheben dich, o Held! zum goldnen Siegeswagen.

Es rauscht wie ein durchwaltes Meer,
Es rauscht das aufgebrachte Heer;
Wer zehlt die Menge blanker Schilde?
Der Feind hat seinen Stahl gewetzt,
Das Roß gezäumt, das Spieß gesetzt,
Und geht und wendet sich im staubigten Gefilde.

Hört, Römer, was der Kaiser spricht:
Seyd Männer, denkt an Bund und Pflicht,
Für euer Vaterland zu fechten;
Steht, seyd beherzt und seht auf mich,
Ich bin wie ihr und ihr wie ich,
Seyd Helden, dieser Tag soll euch noch Kränze flechten!

Die Ehrsucht eilt am Flügel fort,
Und wiederholt das süsse Wort,
Und läßt es durch die Glieder fliessen.
Ja, Kaiser, ja wir folgen nach,
Und dreymal glücklich sey der Tag,
Da wir für Rom und dich das tapfre Blut vergiessen.

Schon schwirt der wohlgespitzte Pfeil,
Der Bogen läßt in schneller Eil,
Zehn andre diesen Weg durchlaufen,
Die Luft wird dunkel, wie die Nacht,
Wer zittert nicht vor solcher Macht!
Wie nahe sind sie jetzt, die weit gepflanzte Haufen?

Den Sebel raus und dringt hinein,
Laßt euren Stahl verzehrend seyn,
Und Blut verschlingen, Kehlen fressen.
O ewig glänzend sey der Tag!
Hier war es, wo der Feldherr lag,
Hier wollen wir das Feld nach unsren Siegen messen.

Ists Zauberey? O Marcian!
Ich traue nicht! du hasts gethan.
Egypter, sey nicht so verwegen.
Valerian weiß, wer du bist.
Ein Kaiser, der so weise ist,
Wird keinen Zauberstab zu seiner Krone legen.

Doch ach! mir will der Muth vergehn,
Ich sehe sie beym Altar stehn,
Und forschend Eingeweide zehlen.
Noch zittert hier vom letzten Schmerz,
Des Kindes ausgerißnes Herz,
Und sterbend müssen sich die matten Glieder quälen.

Der Mordgeist steht entflamt von Wuth,
Mit Schalen voller Menschen Blut,
Und knirschend an des Kaisers Seite.
Der Neid, das Kind der Grausamkeit,
Zerreißt den Vorhang künftger Zeit,
Und zeigt der Christen Gut der Grausamkeit zur Beute.

Dis Schreckenbild, der Altar wich,
Und Folterkammern öfnen sich,
Die Mörder sind schon auf der Bühne.

O Chri-

O Christen! flieht; er, der Tyrann,
Der euren Gott nicht leiden kan,
Er droht euch Qual und Tod, ergrimt mit stolzer Miene.

Es raucht das warme Christenblut.
So manchen Hieb der Mörder thut,
So zahlreich werden die Bekenner.
Macht nur die Scheiterhaufen voll,
Valerian sey noch so toll,
Sie stehen in der Qual beherzt wie Kriegesmänner.

Im Winde fliegt die Asche auf,
Und hier beschließt ein Greis den Lauf,
Zerstümmelt liegen seine Glieder.
Ehrwürdges Haupt, entehrt und kahl,
Ja sterbend seufzt es noch einmal,
Und fiel, vom Schwert gerührt, beym schwarzen Richtstuhl nieder.

Ihr Bande seyd gedoppelt schwer,
Gefängniß werde niemals leer,
Sey eine Grube finstrer Schrecken.
Reißt nach und nach die Glieder ab,
Bereitet hier ein glühend Grab,
Gott wird den Märtyrer mit sanften Flügeln decken.

Und ihr tragt dort den Weirauch hin?
Nie ändert sich der Christen Sinn,
Sie spotten über eure Götter.
Was sind sie denn, als Holtz und Stein,
Das müssen starke Götter seyn!
O schweigt, Verblendete! Gott lebt! Gott, der Erretter.

Bewaf-

Bewafnet euch, der Scythen Schwert,
Hat schon der Griechen Mark verzehrt,
Sie eilen mit den Marcomannen.
Nun schreiest du, gerechtes Blut!
Ach Kaiser, nein, es geht nicht gut,
Es wird kein Zauberer der Scythen Pfeil verbannen.

Italien beweget sich.
Valerian, es wird um dich
Der Gothe seine Fahnen pflanzen.
Laßt eure Götter mit euch ziehn,
Vielleicht wird denn der Gothe fliehn,
Wo nicht, so könt ihr euch und sie zugleich verschanzen.

Ihr Perser macht die Anzahl voll,
Die Rache winkt, der Kaiser soll
Das Opfer eurer Waffen werden.
Sapores auf, und schlage ihn,
Ich sehe schon die Römer fliehn,
Erschrocken stürzen sie bey tausenden zur Erden.

Und nur nicht weiter mehr bedacht,
Nur eilig auf, die Flucht gemacht,
Verlorner Held! du wirst gefangen,
Wer hilft dir? Jezt im Augenblick
Vergeht dein Ruhm, dein Reich, dein Glück,
Ach deine Herrlichkeit ist wie der Blitz vergangen.

Wie ist mir? Himmel! was geschicht?
Sapores kennt den Kaiser nicht.
Du must den Staub der Erde küssen.

Dein

Dein Rücken, der sich schmerzhaft beigt,
Wenn der Monarch zu Pferde steigt,
Fühlt frommer Christen Qual, die deine Henker wissen.

Die Schwermut, die dich traurig kennt,
Den Leib verzehrt, die Kräfte nimt,
Wünscht sich verzweiflungsvoll zu sterben.
Welch Schrecken! Meiner Seele graut.
Sapores fodert deine Haut,
Dis muß das lezte seyn, was die Tyrannen erben.

Und du verschonst den Kaiser nicht?
Der Mörder komt, durchbort und sticht,
Valerian, du must erblassen!
So blutig kan kein Anblick seyn,
Verzweiflung schließt den Othen ein,
Er sinkt, er liegt, er stirbt. Hier muß ich dich verlassen.

Die Weindrussel und der Sperling.

Eine Fabel.

Die Weindrussel befand sich auf einem sehr schönen Weinstock, welcher die besten Beeren hatte. Der Sperling fand sich in ihrer Nachbarschaft ein, und wolte ebenfals seinen Hunger stillen. Die Weindrussel wurde darüber unwillig und sprach zum Sperling: „Leichtsinnige Creatur! was suchst du auf den Weinstöcken? Hast du nicht Gerstenfelder genug, wo du deinen Fraß suchen kanst? Und wenn dieselben nicht mehr voll Aehren stehen, hast du nicht

nicht Scheunen genug, wohinein du schlupfen kanst, deinen Heißhunger zu stillen? Weist du nicht, daß die Weinstöcke für mich da sind, für mich, die ich vom Weinstock den Namen der Weindrussel führe? „Der arme Sperling furchte sich einigermassen, und suchte sich vor seinen Feind, der grösser, als er, war, zu verstecken. Er redete aus einer finstern Gegend des Weinstocks die Weindrussel ganz demüthig also an: „Laß es doch geschehen, du neidische! daß ich die angenehmen Süßigkeiten des erfrischenden Weins koste. Ist doch der Wein weder für mich, noch für dich allein erschaffen. Hat doch der Herr des Berges den meisten Anteil daran.„ Kaum hörete der Sperling auf zu reden, so fuhr die Drussel auf ihn zu, um ihre Rache an ihm auszuüben.

Der Herr des Weinberges hatte schon lange auf die Drussel gepaßt, um sie zu erschiessen, konnte es aber nicht eher bewerkstelligen, als biß sie sich über den armen Sperling hermachte. Und er war so glücklich, beide mit einem Schusse zu erlegen.

Der Neid wird niemals seiner wohlverdienten Züchtigung entgehen. Wenn er denkt, andere zu stürtzen, so wird er sein eigenes Verderben befördern. Und wenn er auch so glücklich gewesen, denjenigen mit ins Verderben zu ziehen, auf welchen er eine feindselige Mine geworfen; was hilft es ihm, wenn er den Lohn seiner Thorheit in Gesellschaft eines unschuldigen empfängt?

Der Tugendfreund.

Das 21. Stück.

Der Himmel sprach: du würdest kommen.
Kaum hatten wir den Laut vernommen,
So klopfte schon die leichte Brust,
So sahen wir nach deinem Lichte,
Es fiel die Thräne vom Gesichte,
Und unser Blut durchflos die Lust.



Die besondere Güte des Oberaufsehers über die vortrefliche Büchersamlung der Tugend, setzt mich in den Stand, meinen Lesern Nachricht von einer Handschrift zu geben, die ich mit Vergnügen gelesen habe. Sie enthält die Geschichte der Eintracht. Es war mir lieb, daß nicht leicht ein unleserliches Wort vorkam, das mich im durchsehen aufgehalten hätte. Alles war leserlich und so schön geschrieben, als man nur immer in einer Handschrift erwarten kan.

Der Verfasser nent sich Irenophilus. Er ist ein guter Geschichtskundiger, und weiß den Zusammenhang der Streitigkeiten bis auf ihren ersten Ursprung

glücklich zu entwickeln. Seine Schreibart ist lebhaft und schön. Er schildert die Eintracht als eine recht würdige und erhabene Tugend. Er vergißt die Bemühungen nicht, die sie unter den Sterblichen angewant hat, den Geist der Verwirrung zu entfernen, und sie die Annehmlichkeiten der Ruhe geniessen zu lassen. Ich werde von allem so viel anführen, als sich auf so wenigen Seiten thun läßt, und diesen Auszug aufs möglichste vollständig zu machen suchen.

Es ist keine Eitelkeit, sagt der Verfasser, den Geburtsort eines Prinzen zu rühmen, wenn dieser Fürst die Stelle der Weißheit vertrit, und durch seinen Glanz mehr als ein Volk in Bewunderung setzt. Man kan denn sagen, daß er einen Baum gezeugt hat, der durch seine Fruchtbarkeit ergötzt, durch seine Beschattung beschützt, und sich eben dadurch zu seiner majestätischen Größe erhebt. Mit solchen Augen betrachte ich das Schloß Friedenstein, wo diese Tugend zur allgemeinen Freude des Volks und ihrer Eltern geboren worden ist. Man hat niemals größere Freudenfeste, schönere Erleuchtigungen, prächtigere Feuerwerke gesehen, als bey dieser Gelegenheit. Die Freude des Volks war gar nicht zu beschreiben. Es schien über die Vorzüge, die es durch diese Geburt erhalten hatte, ganz stolz zu seyn, und erhob ein so lautes Freudengeschrei, daß der benachbarte Wald davon wiederschalte. Diese Freude war ganz natürlich. Sie versprachen sich von dieser Tugend die grösten Vorteile für ihren Ackerbau, für die Handlung, und für alle ihre Güter, und sie betrogen sich in dieser Meinung im geringsten nicht.

Man

Man wuste eine Menge von Vorherverkündigungen, die alle Merkmale der Glaubwürdigkeit hatten, und aus keinem Grunde unter die Fabeln gerechnet werden konten. Sie solte den Löwen besänftigen, dem Tiger seine Wildheit nehmen, und den Bären so zahm machen, wie ein Lam. Sie solte die Waffen in Pflugscharen verwandeln, den unfruchtbaren Baum fruchtbar machen, und die Wüste in angenehme Gefilde verwandeln. Unter ihr solte der Feigenbaum grünen und der Weinstock blühen. Sie würde die Schlangen und Ottern erwürgen. Es würde kein Raubnest oder Mördergrube zu finden seyn. Die wilden Thiere würden bey den zahmen liegen. Sie würde nicht schelten noch lästern. Anmuth und Freundlichkeit würde sie allenthalben begleiten. Ein Dichter hatte davon folgendes gesungen:

Du komst. Wie reizend sind die Züge,
Wie göttlich ist dein Angesicht!
Dein Mund spricht ohne Stolz und Lügen,
Und dich umglänzt der Wahrheit Licht.
Hier tobt kein wildes Unternehmen,
Es lernen sich die Feinde schämen,
Und vor dir sinkt das blanke Schwert.
Du giebst die Ruhe vielen Zeiten,
Und von dir singen Ewigkeiten,
Denn deines Namens Ruhm ist Ewigkeiten werth.

Der Friede, dieser würdige Vater der Eintracht, siehet aus, wie ein Engel. Auch in seinem hohen Alter hat er noch keine verdriesliche Runzel. Alles

lebt an ihm, und man wird ihn unter den gröſten Haufen nicht verkennen, wenn man auf sein holdes Lächeln acht geben will. Man hat noch niemals mehr Leutseligkeit und Anmuth in einer Person vereinigt gefunden. Er ist nichts weniger, als empfindlich, oder zum Zorn und zur Wiedervergeltung geneigt, denn das würde seinen liebreichen Character ungemein sehr verdunkeln.

Ich habe ihn einmal mit einem Oehlzweig in der Hand an der Spitze eines glänzenden Heers gesehen. Ein solcher Aufzug hat was ehrwürdiges, so das Auge entzücket. Drey Könige hatten ihn in der Mitte, und begleiteten ihn unter dem Zujauchzen des Volks in ein Schlos, wo er vom singenden Chore empfangen und in das kostbarste Zimmer gebracht wurde.

Die Sanftmuth ist seit undenklichen Jahren her mit ihm vermählt. Beyde sind einander in ihren Gesinnungen so ähnlich, daß ich schwerlich glaube, ein eben so gleiches Paar unter den Menschen zu finden. Sie sind beyde liebreich, beyde holdselig, beyde unverdrossen, den Menschen zu dienen. Sie reden beyde die Sprache des Herzens. Sie sind aufrichtig ohne Verstellung. Sie reden das beste, und suchen alle Gelegenheit zu Streitigkeiten unter den Menschen zu verhindern. Insonderheit wird die Sanftmuth sehr gerühmt, daß sie ihren gröſten Beleidigern, deren Anzahl eben nicht klein gewesen ist, freiwillig vergeben, und sich niemals zur Rache angeschickt hat, wenn sie gleich vollkommen dazu berechtiget gewesen. Doch hat ihr vortrefliches Beyspiel wenig Nachfolger gefunden,

den, und man muß es den Menschen noch immer zur Schande sagen, daß sie nur gar zu rachgierig sind, und es nicht vergessen können, wenn ihnen ein Finger verwundet worden ist.

Aber ich komme wieder zur Eintracht. Sie bewieß schon in ihrem siebenten Jahre viel Verstand, und wuste sich bey der kleinen Gesellschaft, mit welcher sie zu spielen pflegte, so sehr einzuschmeicheln, daß man sie nicht lange vermissen konte. Wenn unerhebliche Streitigkeiten entstanden, die unter Kindern eben nicht selten sind, so durfte sie sich nur merken lassen, daß sie weggehen wolte, und alles wurde so gleich stille. Man merkte nichts wildes und ausschweifendes in ihrem Betragen. Sie liebte den Ueberfluß eben so wenig, als den Mangel. Wenn sie ausging, that sie nicht stolz auf ihre Vorzüge, und wenn sie unter andere kam, so glänzte sie zwar, wie ein Stern, aber sie vergab doch der Demut nichts.

Sie sprach einmal mit ihrem Vater über die verdrießlichen Unruhen und Zänkereien, die die Welt überschwemt haben. Sie wolte wissen, wie es am besten anzufangen, Menschen, die von einem Blute, von einem Ursprunge und gleichen Theilen sind, wieder untereinander zu vereinigen. Mein Kind, sagte der Alte, die Menschen sind ihre eigene gröſten Feinde. Sie haben mehrentheils in ihren Häusern ein giftiges Gewächs, welches Hochmuth heißt. So bald sie den Geruch davon empfinden, steigt er ihnen so gleich ins Gehirn, ihre Einbildung geräth in eine unrichtige Bewegung, und sie stellen sich ihre Gestalt und ihre

Verdienste viel größer vor, als sie wirklich sind. Der giftige Dunst schwellt ihre Körper auf, zieht den Kopf in die Höhe, und macht, daß die Füsse sich auf eine gewisse seltsame Art bewegen, die ich nicht vollkommen beschreiben kan. Ausserdem aber werden sie auch an andern Menschen ganz irre. Sie halten alle Menschen für kleiner, als sie sind, und glauben nicht, daß es ausser ihnen große Leute giebt. Diese Verachtung ist die Mutter der Feindschaft. Sie bringt alles gegen einander auf, sie kehrt alles um, sie deutet alles unrecht, und du darfts dich daher gar nicht wundern, daß es so wenig friedfertige Menschen giebt. Wenn du so glücklich seyn wirst, diese giftige Pflanze auszurotten, so verspreche ich dir, daß du sehr angesehen seyn wirst. Es haben viele weise Männer daran gearbeitet, deren Bücher du unten in meinem Cabinet finden wirst. Aber ich rathe dir nicht, diese Bücher zu lesen. Es ist nichts besser, als wenn man sucht, das Herz kennen zu lernen. Und das kan am ersten aus den Handlungen geschehen, welche die Menschen vornehmen. Sehr oft habe ich ihnen meinen Palmzweig angeboten, aber sie haben lieber den Dolch genommen, und ihn in ihre Brust gestossen.

So ist es denn nicht möglich, antwortete sie nach einem langen Stillschweigen, welches einige tiefsinnige Züge auf ihrem Angesichte zurückließ, so ist es denn nicht möglich, sie versöhnlich, friedfertig und freundschaftlich zu machen? Bin ich allein so unglücklich, die grosse Absicht nicht zu erreichen, warum ich lebe? Ach warum bin ich geboren, wenn ich diese Pflicht nicht erfüllen

füllen kan? Lasset mich, mein Vater, lasset mich, daß ich alles versuche, was nur möglich ist, Menschen zu gewinnen, und das zerrissene Band der Freundschaft wieder zu verknüpfen.

Deine Vorsätze sind groß und dein Trieb ist edel, sagte der Alte. Aber dämpfe die frühzeitige Hitze. Du must behutsame Schritte thun, wenn du glücklich seyn wilst. Starke Hände, die von der Bosheit bewafnet sind, werden dir wiederstehen. Grosse Haufen, oder soll ich lieber sagen, unzählig viel Menschen werden dir entgegen schreien, und deinen Eintrit verhindern. Männer, Weiber und Kinder, Grosse, Niedrige und Arme, Gelehrte, Künstler und Handwerker, alles wird aufgebracht werden. Der Zank und die Lieblosigkeit haben weit mehr Anhänger, als du denkst. Erinnerst du dich nicht an das Geschrei, das du vor drey Tagen gegen Mitternacht unseres Schlosses gehört hast? Du wirst gesehen haben, daß gleich darauf eine helle Flamme aufstieg, von welcher die Hälfte des Himmels geröthet wurde. Dis waren die Bewegungen, welche die Zanksucht unter einer nicht gar zu grossen Anzahl Menschen machte, die sich über ein Wort entzweyet hatten, und ihren Zorn in solche rasende Glut ausbrechen liessen. Die Zanksucht, mein Kind, ist eine würkliche Zauberin. Sie schmeichelt die Menschen mit dem angenehmen Vergnügen, welches sie bey der Rache empfinden werden, wann sich ihr hitziges Blut bey dem Untergange anderer kühlen kan. Sie überredet einen, seine Gattin zu hassen, und die Gattin, unversöhnlich zu seyn. Sie hauchet den Kindern ihren

giftigen Athem zu, und die kleinen Creaturen fangen schon in ihrer zartesten Jugend an, sich zu schimpfen, und nach dem Exempel ihrer Eltern aus allen Kräften zu schlagen. Eine Reise von zwo oder drey Meilen wird dich schon ermüden, und ich besorge sehr, daß du mit den Worten zurük kommen und nur bekennen wirst: ich habe nichts ausrichten können.

Dis ist betrübt genug, antwortete die Eintracht. Aber es sind doch so viel berühmte, angesehene und verdienstvolle Männer in der Welt. Können diese nichts durch ihr Ansehen ausrichten? Solte es ihnen schwer fallen, den Samen der Uneinigkeit auf dem Erdboden auszurotten und dadurch die Menschen zu einer algemeinen und ewigen Freundschaft zu vereinigen? Sie werden geehrt, geliebt und bewundert. Vielleicht werden sie die Mittel zur Beförderung dieses grossen Endzwecks.

Der Alte lächelte und sagte: Ich will nicht viel Einwendungen dagegen machen, aber du wirst es erfahren. Denn es herrscht unter ihnen nur gar zu oft die gröste Uneinigkeit, und man müßte eine grosse Verleugnung von ihnen erwarten, wenn man verlangen wolte, daß sie sich vergleichen solten. Ein beständiger Streit scheint ihnen besser zu seyn, darüber werden sie grau, bücken ihr Haupt zum Staube und sterben. Es ist wahr, wenn man sie gewinnen könte, so hätte man einen Schritt voraus und würde hernach desto ungehinderter fortkommen. Aber dis ist bis jetzo nur ein blosser Wunsch gewesen.

Er

So urtheilet ihr denn gänzlich, mein Vater, erwiederte die Eintracht, daß meine Bemühungen fruchtloß seyn werden? Nicht gänzlich, mein Kind, rief der Vater, aber du mußt dich noch vorher mit deiner Mutter unterreden, und dir sowohl ihre Bewilligung, als auch einige Vorschläge zur glücklichen Erreichung deines Endzwecks ausbitten.

Diese Worte gaben der Eintracht ein neues Leben. Sie flog mit ungemeiner Eilfertigkeit in das Zimmer ihrer Mutter, und erzehlte ihr die ganze Unterredung, mit dem Befehl, den ihr Vater zulezt hinzugefügt hatte. Gebet mir diese Erlaubniß, meine geliebteste Mutter, gebet sie mir. Ich brenne vor Begierde. Meine Hofnung ist gar nicht verloren. Lasset mich morgen = = Die Mutter fiel ihr hiebey in die Rede und sagte: Nicht, mein Kind, nicht so eilfertig. Ich muß dir erst einen hinlänglichen Unterricht ertheilen, wie du dich zu verhalten hast. Ich muß dir Reise-Gefehrten aussuchen. Ich muß dir einige Hülfsmittel mitgeben, welche unentbehrlich sind. Die Zeit wird auch kommen, ich will dich nicht aufhalten.

Die Tochter küssete ihrer Mutter die Hand und begab sich in ihr eigenes Zimmer, ihr Vorhaben vor sich zu überlegen, und einen Entwurf von ihrem Verhalten zu machen. Ich will mich zuerst zu den geringen machen, und versuchen, den Bauer mit seinem Nachbar zu vereinigen. Hernach will ich die Städte besuchen, und mit Beyhülfe aller Freunde der Tugend in allen Häusern Friede und Einigkeit stiften. Wenn ich Widerstand finde, so will ich so lange nachgeben, bis ein

glücklicher Augenblick erscheint, der meine Wünsche befriediget. Dis waren die Gedanken, welche sie hernach einer nahen Freundin bekant machte.

Den andern Tag wurde sie zu ihrer Mutter gerufen. Sie hatte diesen Tag mit Schmerzen und Unruhe erwartet, und hofte, an einem so erwünschten Tage eine entscheidende Antwort zu bekommen. Ihre Mutter empfing sie mit vieler Zärtlichkeit, sie setzten sich beyde an einem Nachttisch nieder, und die erste fing darauf an folgendermassen zu reden.

Meine geliebte Tochter, du bist im Begrif die Welt zu sehen, du verlangst aber noch mehr. Es ist deine vornehmste Sorge, den Geist der Feindschaft zu verjagen, und liebreiche Gesinnungen in den Seelen der Menschen auszubreiten. Du wirst finden, daß die Gedanken der Menschen sehr verschieden sind. Einer wird deinen Vortrag ohne Wiederrede annehmen, und tausend werden sich bemühen, Beweise zu führen, daß es unmöglich angehen könne. Wenn du zaghaft seyn wilst, wovon du noch keine Merkmale hast spüren lassen, so will ich als eine Mutter rathen, gar nicht daran zu gedenken. Ist dis aber nicht, so laß dich keine Mühe verdriessen. Einigkeit erhält die menschlichen Gesellschaften, Uneinigkeit zerstöret sie. Du wirst auf dem Erdboden Ruinen finden, auf welchen die Zanksucht, der Streit und die Bitterkeit ihre Siegeszeichen hinterlassen haben.

Sie nahm darauf unter vielen Segenswünschen von ihren Eltern Abschied, und begab sich mit einer angenehmen Gesellschaft auf die Reise. In F : : wo sie zuerst

zuerst ankam, fand sie ein sehr stilles Volk, und machte sich die Hofnung, daß die Einwohner ohne Zank und Unruhe lebten. Aber sie fand es hernach ganz anders. Gleich am folgenden Tage, da sie ausging, hörte sie auf dem Markte ein entsetzliches Geschrei, welches immer ungestümer und verwirrter wurde. Als sie näher kam, hörte sie die grausamsten Flüche und Lästerungen, die einige Weiber gegen einander ausstiessen, und sahe, daß sie immer in der Furie gegen einander liefen, als wenn sie sich auf der Stelle umbringen wolten. Sie trat dazwischen und wolte die streitigen Parteien besänftigen, aber das Feuer war zu groß, und man wieß sie mit Scheltworten und Schlägen zurück.

Sie ging weg, und kam vor ein Haus vorbey, wo es noch viel ärger herging. Der Mann schlug seine Frau auf eine erbärmliche Art, und hatte sie so übel zugerichtet, daß sie eine gute Weile ohne Bewegung lag. Die Verbitterung sahe ihm noch aus den Augen, und im Zorn stieß er sie mit Füssen, und drohete ihr den Hals abzuschneiden. Die Eintracht wendete allen Fleiß an, ihn zu besänftigen. Er stieß sie aber zum Hause hinaus und schloß die Thür hinter ihr zu.

In einer andern Strasse war ein grosser Auflauf. Das junge Volk, das auf der Strasse herumschwärmte, warf sich mit Steinen. Einige hatten schon blutige Köpfe, andere suchten sich Prügel, ihre Sache auszumachen. Die Eltern standen dabey und lachten, munterten auch die Kinder auf, sich zu wehren, bis etwa

eins

eins verwundet wurde, und denn schlugen sie auch zu, und schimpften, wie die Bootsknechte. Die Tugend redete den Eltern zu, ihre Kinder in besserer Ordnung zu halten, und es doch nicht zu verstatten, daß sie sich wie Straßenräuber herumschlügen. Aber man frug sie, was sie zu befehlen hätte, sie wüsten ohne sie ihre Kinder wol zu erziehen, und sie möchte sich nur bey Zeiten wegbegeben, wenn sie nicht Händel haben wolte. Sie sahe wol, daß nichts auszurichten war, daher ging sie weiter, und muste es leiden, daß man hinter ihr her zischte und sie verspottete.

Ganz unzufrieden begab sie sich von diesem Ort weg, und kam nach einigen Stunden in A . . an. Sie stieg in einem Hause ab, wo man sie aufs freundlichste aufnahm, und ihr alle mögliche Gefälligkeit erwieß. Es gefiel ihr hier recht wol, aber an einem Morgen hörte sie ein großes Lermen, wovon sie erwachte. Die Frau im Hause schalt auf die Magd, weil sie eine Theeschale zerbrochen hatte, und war so erbittert, daß sie zwey Stunden hinter einander tobte. Keiner konte sie besänftigen. Die Tugend machte sich aus dem Bette, und kaum war sie aufgestanden, so kam die Frau hinein, und wünschte ihr mit einer recht freundlichen Miene einen guten Morgen. Sie setzte sich darauf nieder, und erzehlte die ganze Begebenheit mit vielen bittern Klagen über das Gesinde. Die Eintracht bat sie, sich nicht über Kleinigkeiten so sehr zu beunruhigen, und zuweilen nachzugeben, weil sie dadurch mehr ausrichten würde, als durch eine beständige Hitze. Dis that sie mit so glücklichem Erfolg,

folg, daß die Frau versprach, sich nicht mehr zu ärgern, und so viel ich weiß, ihr Versprechen auch erfült hat.

Sie erzehlte hernach, daß ihre Schwester, die in eben der Strasse wohnte, einen ganz unversöhnlichen Haß gegen sie gefaßt, und sie nun in zwo Jahren nicht besucht habe. Die Ursach sey, weil man sie einmal in einer gewissen Gesellschaft vorgezogen, und ihre Schwester nicht so hoch geehrt habe. Sie frug, ob sie denn nicht ihrer Schwester ein gutes Wort gegeben, und ihre Freundschaft wieder gesucht hätte? Nein, sagte sie, das habe ich nicht nöthig. Sie kan zuerst zu mir kommen. O so müssen sie nicht denken, sprach die Eintracht. Lassen sie uns diesen Nachmittag ihre Frau Schwester besuchen. Ich werde mich bemühen, eine Versöhnung zu stiften. Nach vielen Zureden ging sie es endlich ein. Die Schwester wunderte sich nicht wenig über einen so seltnen Besuch, umarmte sie, und bat um Vergebung. Sie kommen uns zuvor, sagte die Eintracht, wir wollen sie um Vergebung bitten. Ich freue mich, daß sie so geneigt dazu sind. Lassen sie uns nun an diesem Tage recht vergnügt seyn. Dis geschahe auch, und beyde Schwestern sahen sich mit zärtlicher Liebe an, daß es ein Vergnügen war, diesem Auftrit beyzuwohnen.

Am folgenden Tage ging sie aufs Rathhaus. Sie fand eine Menge streitender Parteien, die zum Theil schon die Hälfte ihres Geldes durch Processe verloren hatten. Sie mischte sich unter das Volk, und nach angehörter Sache bat sie alle unter recht dringenden Vorstellungen, ihre Angelegenheiten in der Güte abzu-

abzuthun. Aber sie fand nur bey wenigen Gehör. Die meisten blieben bey dem Vorsatz, es aufs äußerste zu treiben. Drey oder vier gingen mit ihr vom Rathhause, und überliessen die Sachen ihrer Entscheidung. Die Streitigkeiten wurden in wenigen Stunden ausgemacht, und die verglichenen Parteien richteten hernach eine vertraute Freundschaft auf.

Sie besuchte noch zwanzig Städte, schrieb von da aus ihre Berichte an ihre Eltern, und kam nach drey viertel Jahren wieder zurück.

Die Ameisen.

Eine Fabel.

Bey einer verjahrten Eiche hatten sich seit undenklichen Zeiten her Ameisen niedergelassen und ihre Wohnungen aufs bequemste eingerichtet. Es waren nach und nach viele Colonien ausgeschickt worden, weil der Raum zu enge wurde, die sich unter andern Bäumen Ruheplätze ausgesucht hatten. Der Wald war für die kleinen Creaturen groß genug, daß sie einander ausweichen, und hinreichende Nahrung finden konten.

Die Jungen lebten auch mit den Alten lange Zeit in einer vertraulichen Freundschaft, besuchten sich unter einander, und brachten von ihrem besten Vorrath manche Geschenke mit. Aber die Freundschaft erbt nicht allemal auf die Kinder. Auch das junge Volk der Ameisen bezeigte nicht mehr die Achtung, die es den Alten schuldig war, und wolte keine Gesetze von ihnen annehmen, wie doch die vorigen gethan hatten.

Doch

Doch lebten sie noch in äusserem Frieden miteinander, bis ein gewisser Zufall zu den grösten Feindseligkeiten Gelegenheit gab. Eine Tannennadel war von zwoen alten Ameisen aufgehoben worden, und sie waren im Begrif, diese Beute zu ihrem Bau zu tragen, und ihre Hütten damit auszubessern. Dergleichen Baustücke wurden auch von andern, die vorangingen, fortgeschlept. Diese beyden Ameisen waren die lezten. Die ersten kamen alle glücklich nach Hause, aber diese beyden wurden von drey jungen Ameisen überfallen, und musten ihre Tannennadel nach vielen vergeblich angewendeten Bemühungen fahren lassen. Eine von den alten Ameisen kämpfte noch eine halbe Stunde mit den jungen, und brachte auch in der Hitze zwo von ihnen ums Leben. Die dritte kam durch die Behendigkeit ihrer Füsse dem sonst unvermeidlichen Untergange noch zuvor, und hinterbrachte ihren Freunden diese traurige Begebenheit.

Ein algemeiner Eifer zündete die ganze Colonie an, sich an den alten zu rächen, und alle, die man von ihnen ergreifen könte, umzubringen. Die Alten musten von dieser Verschwörung Nachricht bekommen haben, und gingen niemals mehr einzeln, sondern allemal in grossen Haufen aus, wenn sie ihre Verrichtungen hatten. Insonderheit nahm die alte Ameise immer eine starke Bedeckung mit, wenn sie ausging.

Die jungen Ameisen waren auf die Alten sehr erhitzt, und lauerten ihnen alle Tage auf. Es verging auch selten ein Tag, da nicht einige getödtet oder verwundet wurden, welche man hernach mit Betrübniß

nach

nach Hause trug. Diese Streifereien dauerten sechs Wochen, in welcher Zeit beyde Parteien viel Schaden litten. Ihre häußliche Verrichtungen blieben darüber liegen, denn eine jede Ameise freuete sich nur, wenn sie einer von den andern was zuwieder thun konte.

Endlich fingen sie an klug zu werden, hielten sich von beyden Seiten stille und übten keine Feindseligkeiten weiter aus. Diejenigen, welche sich nach den sechs Wochen begegneten, sahen sich wohl an, aber fügten sich kein Leid zu, ja sie liessen sich zulezt nicht undeutlich merken, daß sie wohl geneigt wären, Friede zu machen, weil sie sich sonst untereinander aufreiben würden. Diese friedfertige Gesinnung wurde bald algemein, und man fertigte von beyden Seiten Abgesandten ab, welche die alte Freundschaft erneuern musten.

Bey dieser Gelegenheit wurde ausdrücklich ausgemacht, daß man nicht mehr über einen dürren Halm oder über eine Tannennadel streiten wolte, und wenn sich auch bedenkliche Fälle ereigneten, so solte alles in der Güte beygelegt werden. Diese Güter der Natur wären gemein, und einer hätte dazu so viel Recht, als der andere. Die alte Freundschaft wurde würklich wieder hergestelt. Die Ameisen besuchten einander in ihren Hütten, und keine mißgönte der andern, was sie besaß.

Viele Familien, die wegen einer Kleinigkeit in Streit gerathen sind, schwächen sich dadurch, daß sie nur darauf sinnen, einander Schaden zu thun. Endlich müssen sie es doch bereuen, daß sie die feindselige Uneinigkeit dem freundschaftlichen Umgange vorgezogen haben.

Der Tugendfreund.

Das 22. Stück.

Und wolltest du dich immer quälen,
Es bleibt dabey, du wirst doch fehlen,
Und hier nicht ohne Tadel seyn.

Es war zu einer recht erwünschten Stunde, als mich mein Freund Filtris besuchte. Die Menge seiner Geschäfte, und die seltene Begierde, allen seinen Pflichten ein Genüge zu thun, lassen ihm wenig Zeit übrig, die er der Freundschaft und dem Umgang widmen kan. Er kam zu mir und nach einer zärtlichen Umarmung sagte er: o wie froh bin ich, daß ich einmal einige Augenblicke Ruhe habe, und ihrer Gesellschaft geniessen kan. Lassen sie uns = = Ja, fiel ich ihm ins Wort; sie kommen wie vom Himmel erbeten zu mir, denn sie werden es vielleicht allein seyn, der mich wieder vergnügt machen kan. Heftige Schmerzen wühlen in meinen Eingeweiden, ich will nicht ungeduldig werden, aber zuweilen übereilt mich ein strafbarer Gedanke, und ich murre über das Reissen, Stechen, und

Drücken, welches mich wechselsweise plagt. Ich bestrafe mich selbst darüber, sobald ich mich besinne, und suche mir die unendliche Güte meines Gottes, die sich auch unter den Schmerzen offenbart, lebhaft vorzustellen, und die tobende Wiedersprüche meiner Sinne zu besänftigen. In einem Augenblicke breitet sich ein sanftes Leben durch meine ganze Natur aus, und ich habe eine Empfindung, die ich mit nichts anders, als mit einem plötzlichen Schauder vergleichen kan, ob sie gleich noch mehr als dieser sagen will. Ich will an meine Schmerzen nicht denken. Ich nehme ein Buch, ich blättere, ich lese, aber ich kan zu keinen Gedanken kommen, sie werden alle von den wüthenden Schmerzen verschlungen. Sechsmal habe ich andere Bücher gewehlt und sechsmal habe ich sie wieder weggelegt. Ich stehe auf und gehe in meiner Stube herum, aber mein Schmerz verfolgt mich, und wird bey jedem Schritt heftiger. Was soll ich anfangen, wertheſter Freund? Rathen sie mir. Ich vergehe. Die Arzeneien, die ich eingenommen habe, scheinen ein Gift zu seyn, welches die Häute meiner Eingeweide durchfrißt.

Wie wohl hätten sie gethan, war seine Antwort, wenn sie sich zu Bette gelegt, und die Wärme, welche auf solche Art zu entstehen pflegt, statt anderer Arzeneien gebraucht hätten. Vielleicht ist ihre ganze Krankheit eine Erkältung, oder ein verdorbener Magen, oder es ist sonst was in ihnen verborgen, welches sich vielleicht, wenn sie sich ruhig und warm hielten, am gewissesten offenbaren würde. Ach! dis alles nicht, sagte ich darauf. Ich habe es schon versucht, und einige Stunden im Bette zugebracht,

bracht, aber nicht die geringste Aenderung verspürt. Könt ich ihnen nur beschreiben, wie mir zu Muthe gewesen. Ich blieb meiner selbst nicht mehr mächtig, und hätte gerne alles, was um mich war, in kleine Stücken zerrissen, wenn es nur meine Schmerzen gehoben hätte.

Geben sie sich zufrieden, erwiederte er, lassen sie uns von angenehmern Dingen mit einander reden, vergessen sie auf eine Zeitlang ihrer Schmerzen, vielleicht werden sie sich gar verlieren, und sie werden hernach nicht Ursach haben, weiter zu klagen. Ich hatte neulich ähnliche Zufälle, das Drücken im Magen war ausserordentlich, und die Kopfschmerzen beynahe unerträglich, aber der Besuch eines Freundes, der mir das Glück erzählte, das er vor zwo Tagen gehabt, beraubte mich auf die angenehmste Art aller schmerzhaften Empfindungen. O möchten sie doch ein wahrer Prophet seyn, rief ich mit einer mitleidigen Miene aus, wie sehr wolt ich ihnen danken, und wie gerne wolte ich diese Arzenei mit allem bezahlen, was sie nur wünschen. Sie mögen es denn, sagte er mit lächeln, mit einer doppelten Freundschaft bezahlen. Ich weiß, daß sie mich lieben, und ich liebe sie auch, aber sie sind bisher noch immer gar zu verschwiegen gewesen, mir meine Fehler, die sie doch sehr wohl wissen, zu entdecken. Ich würde niemals darüber böse geworden seyn, denn sie hätten mich dadurch tugendhafter gemacht, und meine Glückseligkeit vermehrt. Und wie kan ein Freund über den andern zürnen, wenn er sich auf eine freundschaftliche Art bemüht, uns vollkommener zu machen, und wie kan das

anders geschehen, als durch Entdeckung unserer Fehler? Wenn wir von diesen nichts mehr wissen wollen, und uns so weit über die Menschheit hinaussetzen, daß wir schon untadelhaft zu seyn glauben; wenn wir uns nur von den sichtbarsten Flecken unserer Natur gereiniget haben: so werden wir der wahren Tugend wenig Ehre machen. Sie ist lehrbegierig, und neiget ihr forschendes Ohr zu allem, was ihren inneren Werth vermehren kan.

Sie beschämen mich, theuerster Freund, war meine Gegenrede. Ein Geständniß zahlreicher Fehler, die zuweilen sichtbar genug sind, hätten sie von diesen Lippen erwarten müssen. Ich kan oft mit mir selbst eben so wenig zufrieden seyn, als ein Feldherr, dessen Truppen die Ehre ihrer Pflicht vergessen, und ganz nachläßig streiten. Ich fodere oft alle meine Kräfte auf, die Siege der göttlichen Tugend zu verherrlichen, und die goldenen Waffen ihrer Rüstung anzulegen. Aber sie hat schon zehntausend Schritte voraus gethan, ehe sich meine schläfrige Natur entschließt, ihren Fußstapfen nachzufolgen. Und wenn ich auch denke, ihr recht nahe zu seyn, so scheint sie doch aus meinen Händen durch eine plötzliche Wendung zu entfliehen, und ich brauche viel Zeit, ehe ich sie wiederfinde. O, sagte Filtris, vergessen sie sich nicht. Ich kenne sie besser, und sie dürfen sich auf mein Urtheil sicher verlassen. Es scheint, daß sie sich nur auf der schwachen Seite betrachten, und aller der Stärke des Geistes, die ich vorzüglich an ihnen bewundere, vergessen. Ich weiß, daß sie zu dem Geschlecht der Menschen gehören,

und

und ihre Fehler haben; ich glaube aber auch, daß sie ihre Anzahl ohne Ursach vergrössern. Es kan allerdings möglich seyn, wie sie sagen, daß man zuweilen in der Nachfolge der Tugend aufgehalten wird, daß man nicht mit gleichen Schritten fortgeht, und daß es uns selbst deucht, als blieben wir entsetzlich weit zurück; aber dis sind nur Würckungen menschlicher Schwachheit, und wenn uns nur eine höhere Hand leitet, so können wir doch allemal die angenehme Ueberzeugung haben, daß sie ihre erhabene Absichten mit uns ausführen wird, wenn wir ihr gehorsam und freiwillig folgen.

Das ist wohl wahr, antwortete ich, aber wie betrübt ist es, daß der Mensch diesen göttlichen Leitungen nicht allemal gehorsam ist, oder wenigstens zuweilen klüger seyn will, und die künstlichsten Einwendungen zu machen weiß, damit er nur seine eigene Wege verfolgen kan. Bald will er auf einmal viel weiter, als er nach den Grentzen der Menschheit kommen kan; bald will er ruhen oder wol gar wieder zurück gehen, wenn sein Weg etwas rauh und uneben zu seyn scheint. Solten wir nicht einer Weißheit folgen, die sich in ihren Gedanken, Entschliessungen und Verordnungen noch niemals betrogen hat? Oder ist es rühmlicher, die Anschläge der menschlichen Schwachheit auszuführen, und nach ihrem oft wiedersprechenden Entwurfe unter beständigen Verdrießlichkeiten zu leben? Dis ist nichts anders, als ein kindischer Eigensinn, der mehrentheils klüger seyn will, als die graue Erfahrung seiner weisen Eltern. Dis deucht mich eine

unversiegende Quelle ewiger Fehler zu seyn. So lange die Menschen noch ein gar zu grosses Vertrauen zu sich selbst haben, und ihren so ungewissen Einsichten trauen wollen, ohne sie zu einer unumstößlichen Gewißheit zu bringen, so lange werden sie fehlen.

Ich lasse dis alles gelten, sagte Filtris. Aber haben sie denn ein so grosses Vertrauen zu sich selbst, daß sie darüber ihr menschliches Wesen vergessen? Wenn ich ihnen meine Meinung offenherzig sagen soll, so kommt es mir vor, als wenn sie sich gar zu wenig zutrauen. Sie reden nur von Schwachheiten, von Fehlern, von Ungehorsam und von Eigensinn, und bedenken nicht, daß sie in das Reich der Tugend gehören, und von ihr Kräfte erhalten haben, ihren Befehlen nachzuleben. Wie können sie denn ihre erhabene Beherrscherin so beschimpfen, und diese Kräfte, die göttlich sind, verleugnen, als wenn sie sie niemals empfangen hätten? Beschimpfen, rief ich aus, wie kan ich sie beschimpfen, da ich sie doch gerne ehren wolte? Es ist meine aufrichtige Absicht, zum Ruhm meines Schöpfers und zur Freude der Menschen zu leben; zur Schande der Gottheit zu leben, wäre mir unerträglich. Ich danke dem Himmel, daß er mir beßere Einsichten gegeben hat, und ich würde mir den gröſten Zwang anthun, wenn ich dagegen handeln wolte. Und wenn = = Das ist es eben, was ich sage, fiel mir Filtris ins Wort. Vergraben sie nur ihren Schatz nicht. Er ist zu schön und vortreflich dazu, als daß er verborgen bleiben solte. Ich will ihnen bey dieser Gelegenheit eine kleine Geschichte erzehlen. Kranke hören

ohnedem

ohnedem gerne Erzehlungen. Kobrille, ein recht artiger Mensch, hatte eben diese Gedanken. Man konte es nicht leugnen, daß er tugendhaft war. Er war ein Christ, ein Menschenfreund, und ein Wolthäter. So leuchtend auch seine Tugenden waren, so wenig konte er sie sehen, sondern glaubte immer das schlimste von sich selbst. Dis war die Ursach einer beständigen Traurigkeit, welche seine Seele mit Gedanken über Gedanken, und seine Stirne mit Runzeln und Finsterniß erfüllten. In diesem traurigen Zustande brachte er Tage und Jahre zu, bis er endlich von einem schweren Herzen beklemmt, die quälenden Beängstigungen seiner Seele einem vertrauten Freunde offenbarte. Sie geriethen darüber in ein langes Gespräch, und Kobrille verließ seinen Freund mit erheiterter Stirne und fröhligem Herzen. Sehen sie, mein Freund, daß man verliert, wenn man mißtrauisch auf sich selbst ist. Es gehört freilich viel Selbsterkentniß dazu, seine wahre Gestalt zu erblicken, um sich so zu sehen, wie man ist. Ich gebe auch zu, daß dis nicht in einem Tage, oder in zwo oder drey Jahren geschehen wird. Das ganze Leben ist kaum hinreichend dazu, weil immer noch etwas tadelhaftes übrig ist, das sich auch bey der genauesten Untersuchung unsern Augen entzieht. Einer kan genauer und sorgfältiger sehen, als der andere, und also auch mehr glückliche Entdeckungen machen. Und sind sie etwa nur im Anfange dieser Selbsterkentniß? Haben sie erst gestern und heute den ersten Schritt gethan? Kennen sie noch kein menschliches Herz?

Ein menschliches Herz, war meine Antwort, kenne ich noch nicht vollkommen, und vielleicht thue ich nicht unrecht, wenn ich sage, daß ich es kaum halb kenne, denn sonst würde es mir leichter seyn, Fehler, die ich erst hernach einsehe, zu vermeiden. Wenn ich erst so glücklich wäre, in die finstern Kammern eines verborgenen Herzens hinein zu sehen, und die strafbare Eigenliebe in allen ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, so wolte ich mich gar nicht mehr grämen. Sie sagen selbst, daß zu einer guten Selbsterkentniß, die man noch nicht einmal vollkommen nennen kan, ein ganzes Menschenalter gehört; wie könte ich mir denn so sehr schmeicheln, etwas von mir zu glauben, das kein anderer glauben wird? Ja, mein Freund, ich will es gerne bekennen, ich bin erst im Anfange dieser Erkentniß, ich habe nur wenige Schritte gethan, ich muß noch weiter kommen, denn es liegt ein großes Feld vor mir. Machen sie nur meine Füsse recht eilfertig, oder räumen sie vielmehr die Hinderniſſe hinweg, die mich aufhalten wollen. Sie verlangen zu viel von mir, sagte Filtris. Wie ist es mir möglich, alle diese Hinderniſſe zu wissen, und wenn ich sie weiß, den Weg eben zu machen und sie auf die Seite zu schaffen? Vielleicht sind alle ihre Hinderniſſe bloſſe Einbildungen, und die können sie leicht selbst wegräumen, wenn sie vernünftig nachdenken; oder es sind wahre Hinderniſſe, und ich glaube, daß es ihnen nicht an Kraft fehlen kan, sie zu heben. Wolten sie gleich eine weitläuftige Erzehlung davon machen, und mir alles sagen, was sie denken, so bin ich doch viel zu gering dazu, so viel zu wagen.

Nehmen

Nehmen sie sich in acht, setzte ich hinzu, daß sie nicht mißtrauisch auf sich selbst sind, sie haben mich deshalben vorher bestraft. Und warum soll ich es nicht seyn, wenn ich so viel Ursach dazu habe? Erst wolte ich sie wieder gesund machen, sprach Filtris, und ich kan nichts weniger als dis, nun verlangen sie gar, ich soll die Unvollkommenheiten ihrer Seele wegnehmen. Ist mir das erste nicht möglich gewesen, so darf ich noch vielweniger an das letzte denken. Nicht möglich, rief ich mit fröhliger Miene aus, nicht möglich? Und warum denn nicht? Der Schmerz hat mich verlassen, keine vorwissende Angst klemt sich mehr in meinem Eingeweide, ich bin gesund, und das habe ich ihnen zu danken. Nun werde ich noch einmal so vergnügt ruhen können. Was haben sie denn nun für Ursach, mit sich selbst nicht zufrieden zu seyn, und ihrer Kunst so wenig zuzutrauen? Und wenn sie mir nur die Freundschaft erweisen, und mich so oft, als sie können, besuchen wollen, so werden sie auch mit leichter Mühe die Vollkommenheiten meiner Seele erhöhen können. Und sie sind wieder gesund, sagte er, indem er mich starr ansahe, ist es ihr Ernst, oder wollen sie mich gerne zum Doctor machen. Mein ganzer Ernst, antwortete ich, und ich weiß nicht, womit ich ihnen genug danken soll.

Indem klopfte jemand an die Thüre, mein Freund sahe hinaus, kehrte sich wieder um, und sagte, lassen sie mich eilen, ich muß fort. Er umfaßte mich, und ich bedauerte seinen geschwinden Abschied, der mir heute nur gar zu früh kam.

Fabeln.

Die Wachtel.



Eine junge Wachtel hatte das Unglück, mit andern gefangen zu werden. Sie war schön und fett, und bekam bald einen Herrn, der sich von ihr grosse Dinge versprach. Er erlaubte ihr im Anfang, mit andern zahmen Vögeln, die er in der Stube hatte, herumzulaufen. Weil sie aber ihre natürliche Wildheit nicht ablegen wolte, sondern oft in die Höhe flatterte und die andern Vögel scheu machte, so setzte er sie in einen Bauer.

Die Wachtel konte dieser Veränderung gar nicht gewohnt werden. Sie arbeitete im Bauer mit solcher Heftigkeit, daß alle Weitzenkörner herumflogen, und der Bauer selbst mehrmals seine Stelle veränderte. Das geringste Licht machte sie ungestüm und so unbändig, daß kein Zureden half.

Dis dauerte ein halbes Jahr. Sie bekam am Kopf und an den Flügeln Verletzungen, und weil sie viel zu wild war, sich greifen zu lassen, so muste sie sich gefallen lassen, ihr eigener Arzt zu werden. Das Futter wurde auch nicht mehr so reichlich gegeben und sie merkte endlich wol, daß es sich nicht gut mit dem Kopf durch die Decke fahren liesse.

In diesem Gefängniß machte sie allerhand Auslegungen über ihr Unglück. Sie gedachte oft an das hohe Gras, an die weiten Kornfelder, und an ihre verlorne Gesellschaft. Was ist dagegen, sagte sie bey sich selbst, mein hölzerner Käfig und die grüne Leinewand? Was hilft mir der Weitzen, der Hirsen und der Sallat?

Ich

Ich darf doch nicht fliegen, ich kan nicht laufen, wohin ich will. Elendes Leben!

In dieser Traurigkeit hing sie einmal am Fenster und hörte andere Wachteln schlagen. Sie erkante gleich die Stimme ihrer Freundinnen, und antwortete ihnen in eben so viel Absätzen. Diese Unterredung dauerte den ganzen Abend, bis der Schlaf auch im Reich der Vögel algemein wurde.

Sie lernte nun ihr Unglück mit mehrerer Geduld tragen. Manche Stunde schlug sie zum Vergnügen ihres Herrn, und hernach fraß sie, was ihr gegeben wurde. Sie war auch nicht mehr so scheu, wenn ihr eine Hand nahe kam, und gewöhnte sich endlich, alles zu leiden.

Zuweilen wurde sie aus ihrem Bauer gelassen. Sie besprach sich denn mit den andern Vögeln und lernte vieles von ihren Sitten. Sie ließ es sich auch zuweilen gefallen, mit ihnen zu fressen, und nöthigte sie auch wieder, wenn sie frischen Weitzen bekommen hatte. Und kurz zu sagen, sie lebte mit ihnen recht freundschaftlich und verträglich.

Man trauete ihr in diesen Umständen mehr, als man solte. Der Herr ging einmal hinaus und ließ die Thüre hinter sich auf. Die Wachtel hatte es kaum gemerkt, so entflohe sie ins Feld und verließ ihren Wolthäter.

Sie traf bald einige von ihren alten Bekanten an, welche sich freuten, eine verlorne Freundin wieder zu finden. Sie schwungen die Flügel, hüpften einige mal in die Höhe, und girreten für Freuden. Und so lange bist du abwesend gewesen? In welchem Kornfelde hast du dich verborgen? oder bist du durch fremde Länder gezogen? Sage uns, wo du gewesen bist?

Das

Das Andenken ist für mich traurig genug, antwortete die entflogene Wachtel. Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich vor zwo Jahren mit vielen andern von meiner Art gefangen wurde. Ich kam in die Gewalt eines Dinges, das keine Federn und keinen Schnabel, wie ich hatte, ob es gleich lebte, und erschrack allemal, so oft es mir zunahe kam. In den ersten Tagen meiner Gefangenschaft habe ich gar nichts grünes gesehen, aber hernach empfing ich etwas Sallat, das mich wieder einigermassen zufrieden machte.

Aber ich kan euch wirklich nicht sagen, wo ich gewesen bin, es war kein Feld und keine Wiese. So viel weiß ich wol, es war nicht Raum genug, weder weit zu laufen, noch zu fliegen, und es währte nicht lange, so wurde ich noch enger eingesperrt.

Ich bekam einen Bauer zu meiner Wohnung. Was ist ein Bauer? frugen die andern. Ein Haus, sagte die Wachtel, darin ein Vogel sitzen kan. In diesem Bauer wurde mir die Zeit ziemlich lang, und ich hatte noch dazu das Unglück, meinen Kopf zu verletzen, weil ich damit gegen ein Holz stieß. Konteſt du denn nicht nach Gefallen herumfliegen, schrien die andern? Nein, antworte die Wachtel. Man muß froh seyn, wenn man nur sitzen, oder ein paar Schritte gehen kan.

Ich bekam recht auserlesenen Weitzen, und schönen Hirsen zu fressen. Aber wenn ich sie im Felde gefunden hätte, würden sie mir noch einmal so gut geschmeckt haben. Du bist ein einfältiges Thier, rief eine junge Wachtel, warum solte der Weitzen nicht allenthalben gut schmecken? Ihr guten Vögel, habt es noch nicht versucht, sagte die entflo-

entflogene, und ich warne euch, seyd auf Sicherheit bedacht, wenn ihr die Wachtelpfeife hört, wenn Lockvögel schlagen, und das Netz zu eurem Verderben ausgebreitet ist. Das hat keine Gefahr, schrien sie alle, wir sind noch niemals gefangen worden.

Aber das Unglück war nahe. Am folgenden Morgen schlugen die Lockvögel ausserordentlich stark und eine unzeitige Neubegierde reizte die unvorsichtigen Wachteln, diese Stimme in der Nähe zu hören. Sie hörten, aber sie vergassen, ihre Augen zu gebrauchen, und der Jäger fing drey und dreyßig auf einmal, unter welchen alle diejenigen waren, die keine Gefahr gefürchtet hatten.

Die entflogene Wachtel war klüger, sie verließ die zahlreiche Gesellschaft, und begab sich in einsame Felder, wo zwar kein Ueberfluß, aber doch Nahrung war.

Die Freiheit wird uns denn erst schätzbar, wenn wir sie verloren haben. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man kühn und verwegen ist, so lange man sie hat, und machtlos, wenn man ihrer beraubt worden. Man muß diejenigen, die uns aus eigener Erfahrung warnen, niemals verachten, wenn man nicht in gleiche Gefahr gerathen will.

Die Störche.



Es ist nicht unbekant, daß die Störche gegen den Herbst wegziehen, und wenn der Frühling seinen Anfang nimt, wiederkommen. Als sie einmal nach einem harten und langen Winter von neuen sichtbar wurden, entdeckte man eine gefährliche Verschwörung der Schlangen wider die Störche, die man sich ganz und gar nicht vermuthet hatte. Die Geschichte berichtet folgendes davon. Die

Die Schlangen empfanden den Schaden, den ihnen die Störche durch beständige Nachstellungen in allen ihren Höhlen gethan hatten. Die junge Brut wurde mehrentheils von ihnen verschlungen, und die Alten waren nicht mehr sicher. Wenn einige einzeln auskrochen, kamen sie selten wieder, und man konte ganz sicher glauben, daß sie zwischen dem Schnabel der Störche ihr Leben eingebüßt hätten.

Dis erbitterte die Schlangen aufs äußerste und sie nahmen sich ernstlich vor, diese Schmach zu rächen, und sich ihre Verfolger unterwürfig zu machen. Man folgte diesem Entschluß, und als die Störche weggezogen waren, kroch eine Schlange zu der andern, und man unterredete sich Tag vor Tag, wie man den Störchen am besten widerstehen könte.

Vorschläge wurden in großer Menge gethan, aber es war keine Möglichkeit, einig zu werden. Einige sagten, es würde gut seyn, wenn sich alle Schlangen vereinigten, denen Störchen entgegen kröchen, und sich ihrer zu bemächtigen suchten. So bald als man ihnen nahe genug wäre, solten sie sich um ihre Füsse, um den Hals und um die Flügel winden, und sie entweder ersticken, oder auf eine andere Art ums Leben bringen.

Viele billigten diesen Rath, andere aber wandten dagegen ein: Es sey nicht möglich in so kurzer Zeit alle Schlangen zusammen zu bringen. Manche würden auch nicht gerne ihre Löcher verlassen, und überdem sey auch noch kein Ort zum Sammelplatz bestimt.

Und denket ihr denn, rief eine listige Schlange mitten aus dem Haufen, daß die Störche alle zugleich

und

und an einen Ort kommen werden? Höret meinen Rath an. Theilet euch in verschiedene Haufen. Gebet einem jeden Haufen einen guten Anführer, und begebet euch auf die Art an die Oerter, wo sich mehrere Störche aufzuhalten pflegen. Ich begreife sonst nicht, wie es möglich seyn wird, dis Geschlecht auszurotten.

Dieser Vorschlag fand etwas mehr Beifall, aber es währte nicht lange, so entstand ein Rangstreit, und die Schlangen bissen und verwundeten sich unter einander bis aufs Leben, weil ein jeder ein Anführer seyn wolte. Dieser Streit wurde doch endlich beygelegt, und man ward schlüßig, drey kluge Schlangen zu ernennen, welche die besten Anführer seyn solten. Dis geschahe auch gleich. Man ernente die grosse Schlange unter der Brücke, eine andere aus dem Busch, und die dritte aus dem tiefen Keller.

Ich kan nicht sagen, daß sie sehr glücklich gewesen sind. Sie gaben sich zwar alle ersinliche Mühe, und überredeten einen großen Theil, daß sie willig wurden ihnen zu folgen. Beynahe hätten sie auch die Frösche in einem kleinen Teiche aufrührisch gemacht. Diese fanden es vor gut, sich zugleich mit ihnen den gemeinschaftlichen Feinden zu widersetzen, und ehe sie noch einen Storch gesehen hatten, fingen sie schon ein großes Freudengeschrey an, als wenn alles gewonnen wäre.

Eine Elster, die einmal um sechs Uhr des Abends bey einer Höhle gesessen hatte, worin diese Verschwörung vornehmlich getrieben wurde, erfuhr alles, weil sie ein leises Gehör hatte. Sie flog den Störchen entge-

entgegen, und brachte ihnen Nachricht von den Begebenheiten in der Höhle und im Teiche. Die Störche dankten für diese Freundschaft und versprachen, sie und ihr Nest und ihrer Anverwanten Nester gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen.

Die Störche waren kaum angekommen, als sie die Schlangen, wo sie nur welche antrafen, überfielen, und unter ihnen eine entsetzliche Niederlage machten. Die Schlangen konten sich nicht sonderlich vertheidigen, weil man nicht den besten Anschlägen gefolgt war. Nur die blieben verschont, die sich in tiefen Löchern verkrochen, und des Nachts ihre Nahrung suchten.

Doch wäre beynahe ein großes Unglück geschehen. Ein alter Storch, der matt und steif war, und nicht weit mehr fliegen konte, nahm doch noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und flog ohngefehr tausend Schritt von seinem Nest, wo er ziemlich entkräftet niederfiel. In wenigen Augenblicken umgaben ihn sechs Schlangen, die ihm von allen Seiten zusetzten, und so viel Krümmungen um ihn machten, daß er sich nicht mehr rühren konte. Sie würden ihn auch würklich ermordet haben, wenn nicht zwo junge Störche schleunig zugeflogen wären, und ihren Vater gerettet hätten.

Zuweilen sind die Laster unter sich selbst uneins, wenn sie der Tugend schaden wollen. Wenn sie alle ihre Kräfte gebrauchen, und alle ihre Bosheit auslassen könten, so würde die Tugend oft in große Gefahr gerathen. Aber sie scheuen das Licht, und fliehen die Tugend.

Der Tugendfreund.

Das 23. Stück.

Zum Spiel erwehlt man Kleinigkeiten;
Die Wahrheit ist dazu zu groß:
Versuche nicht, sie witzig zu bestreiten;
Du giebst nur deine Thorheit bloß.

Unter zween Freunden, die in Uneinigkeit gerathen sind, Recht zu sprechen, ist für den dritten allemal gefährlich. Sind sie beyde wirklich seine Freunde gewesen, so muß er befürchten, daß einer von beyden ihm seine Zuneigung entziehet. Aber es ist nicht nur nicht gefährlich, sondern vielmehr augenscheinlich vortheilhaft, wenn man zwo Partheyen zur glückseligen Freundschaft vereinigen kan, die vorher entweder beyde gegen einander aufgebracht sind, oder doch über Beleidigungen von einer Seite in Uneinigkeit gerathen sind.

Ich würde mir zu sehr schmeicheln, wenn ich mich rühmen wolte, daß ich diese Ehre gehabt, und durch meine Bogen ein Friedensstifter geworden wäre. Doch

auch der geringste Anschein einer Hofnung zu diesem Glück ist mir erwünscht gewesen, und hat mich begierig gemacht, mehr zu versuchen. Und dieser Trieb macht mich um so viel williger, das Versprechen zu erfüllen, nach welchem ich meinen Lesern noch eine Abhandlung schuldig bin, in welcher der Versuch gemacht werden soll, den Feinden der Religion und Tugend, die sie verspotten, einige Friedensvorschläge zu thun.

Zuerst bin ich verpflichtet, zu zeigen, daß die Feindschaft ganz unverdient auf Religion und Tugend geworfen wird, mit welcher man sie verspottet. Gesetzt, daß in den Wahrheiten, die wir verehren, das Ungereimte sich finden solte, welches ihnen angedichtet wird: so müste dieses Ungereimte, nicht aber der ganze Inbegrif der Glaubens- und Lebensregeln verworfen werden. Wo sonst etwas gutes ist, das kan einzelner Fehler wegen nicht verabscheuungswürdig seyn. Folglich müsten in der Religion zuerst die Fehler entdeckt werden. Es gehörte mehr, als Einfälle des Witzes, es gehörte eine reife Ueberlegung des Zusammenhanges dazu, wenn man sie entdecken und zeigen wolte. Es gehörte eine Vernunft, die ganz untrieglich wäre, dazu, wenn man in den Wahrheiten der Religion alles einsehen könte. Es ist schon oft gesagt worden, daß unser Wille sich nicht beugen würde, in allen Stücken der Wahrheit gehorsam zu werden, wenn der Verstand dieselbe in allen Stücken durchschauen könte. Kein König wird von seinen Unterthanen vollkommen nach aller ihrer

Schul-

Schuldigkeit verehret werden, wenn er sich ihnen allenthalben bloß giebt. Und die Gottheit könte nicht das höchste Wesen seyn, wenn so niedrige, als wir sind, sie übersehen, oder nur einigermassen ihre Einsichten erreichen solten. Wenn ich also auch dem, der mein Gegner seyn will, in den Betrachtungen über die Religion, alle Fehler zugebe, die er ihr vorwirft; so muß ich ihn doch fragen, ob er dieselben einsieht, ob er sicher ist, daß er nicht im unweisen Misverstande, entweder aus Mangel des gehörigen Ernstes, oder aus Schwachheit seines Verstandes, oder hauptsächlich nach der allgemeinen Untüchtigkeit unsrer Naturkräfte, eben das für eine Ungereimtheit angesehen, was doch in der That die allerannehmungswürdigste Wahrheit ist.

Eine Religion kan nicht bloß um Gottes willen gestiftet und angeordnet werden. Die Verfassung der ganzen Welt, und besonders der Menschen, erfodert nothwendig, daß Gott alsdenn genug erkant und genug verehrt seyn muß, wenn ein vernünftiges Geschöpf sein höchstes Glück in ihm, und das geringere in seiner Maße allenthalben sucht, um das höchste in Gott zu finden. Die Religion muß im Großen und im Geistlichen eben das seyn, was im kleinen und irrdischen die Beobachtung der allgemeinen und besondern Pflichten eines jeden Unterthans gegen seinen Oberherrn ist.

Kein Rebell ist glücklich. Wer im Lande sich und sein ganzes Haus im Wohlstande siehet, der sieht es als ein Unterthan nur in so ferne darin, weil er seinem Könige treu ist. Alle Bedienungen bringen

die damit verbundenen Vortheile nur unter der Bedingung ein, daß die Pflichten erfült werden. Die Anwendung dieses Begrifs auf die Stellung der Menschen gegen Gott geht sehr weit. Die uns ertheilte Vernunft setzt voraus, daß nicht das allergeringste unsrer Glückseligkeit uns von Gott gegeben werden kan, ohne uns zugleich zu Pflichten zu verbinden. Diese Pflichten können unmöglich auf die Verbesserung des Zustandes Gottes gehen. Also bleibt nur unser Zustand übrig, den wir bessern, und unsre ganze Pflicht wird wol in dem Hauptbegrif enthalten seyn: daß wir uns bey jeder empfangenen Wohlthat zu der darauf folgenden höheren fähig machen.

Nun fodere ich alle auf, die nur einigermaßen die Seele kennen, die den Leib kennen, die die Welt kennen, welche beide in gewisser Absicht unterhält, die sie aber auch kennen, wie sie Seele und Leib, ohne einen höhern Einfluß müste verderben lassen. Ich fodere sie auf, nur einigermassen die Summen und Größen der Schöpfungs- und Erhaltungswohlthaten zu überrechnen. Ich bitte sie, sich die vergebliche Mühe zu geben, daß sie versuchen, ob sie noch wol größere Wohlthaten erdenken können. Und wenn sie nun doch von der unendlichen Güte des Schöpfers sich eine unendliche Fortsetzung und Erhöhung dieser Wohlthaten versprechen: so bitte ich sie, der Wahrheit nachzugeben, daß, was alle Augenblick verschieden und doch ewig besser ist, auch nothwendig aller menschlichen Klugheit zu hoch seyn müsse.

Ferner

Ferner muß das Wesen Gottes gegen das Wesen der Menschen gehalten, nothwendig in Bestimmung und Einrichtung der Religion seinen Einfluß haben. Nun steht der Mensch sich selbst unbekant auf Erden. Messet einmal, die ihr die Klügsten seyd, messet die bestimte Größe eures Verstandes, eurer Kraft in den Entschliessungen, und eurer Fähigkeiten zu innern und äussern Umständen. So unmöglich es ist, so will ich doch einmal zugeben, daß eine mathematische Erkentniß derselben da sey. Wir wollen mit diesem Maß uns unten an stellen. Unsre gesamten Kräfte sollen das Eins seyn, das zu Bestimmung der Erkentniß höherer Wesen vervielfältiget werden kan. Gesetzt, wir fänden die nächsten nach uns; die Wesen, deren Kraft zu der unsrigen sich richtig verhielte, wie zwey zu Eins. Man bilde sich eine weite Fortsetzung dieser Ausmessung ein, ich will sie so weit zugeben, als ein jeder meiner Leser sie sich vorstellen kan. Erstlich kommen wir nicht zum Ende: denn welche Zahl kan in der Vervielfältigung zu Ende gebracht werden? Aber wenn wir auch zum Ende kämen, so wäre das Wesen Gottes noch nicht erklärt, denn es muß ja dem allerersten Begrif nach unermeßlich seyn. Was über aller Grade erhoben ist, von dem ist man auf dem höchsten Grade eben so unendlich weit entfernt, als auf dem allerniedrigsten.

Endlich muß die Seele, die eine Religion annimt, nothwendig in allen Abschnitten ihres Lebens, Pflichten derselben, entweder in Wirkungen, oder in leidentlichen Veränderungen auf sich haben. Dis giebt

Verhältnisse eines jeden Augenblicks gegen die ganze Ewigkeit. Ich hoffe, daß wer dis alles bedenkt, der wird keine Religion fodern, die ohne Geheimnisse gedacht werden soll.

Nun aber muß in einer Religion alles zusammen hangen. Folglich müsten auch Fehler derselben und Ungewißheiten, wenn dergleichen darin wären, nicht eher für Fehler erkant werden können, bis sie dem Zusammenhange dessen, was offenbar, und dessen was versteckt worden, wiedersprächen.

Ich lege dieses alles den Feinden der Religion nur zur billigen Prüfung vor, ob sie den Zusammenhang der Wahrheiten, die sie als Wahrheiten annehmen, so genau einsehen, daß sie ohne Prahlerey behaupten können, die Religion habe Fehler.

Aber nun will ich offenbar und vor aller Welt behaupten: die christliche Religion hat Ungereimtheiten. Wenn man einen Menschen in unsre Gegenden bringt, der mitten aus jenen ungesitteten und wilden Völkern genommen worden, die gar keine Gesetze kennen, wie wird sich der in unsre Anordnungen finden? In seinem Lande ist alles gleich. Armuth und Elend ist allgemein, und dieses macht den Begrif der Hoheit und der Vorzüge völlig unbegreiflich. Die Begierde zu eßen ist natürlich, und der Mangel an Lebensmitteln macht es zur Nothwendigkeit, daß ein jeder der Kräfte hat, durch die Jagd und Fischerey sich zu ernähren sucht. Auf diese Weise sind keine Gesellschaften möglich: der gar geringe Unterschied der Menschen vom Viehe erlaubt keine Ordnung. Auch die Einrichtung

tung der Natur, daß es zwey Geschlechter unter allen lebendigen Geschöpfen giebt, bleibt hier nur bloß natürlich. Die Weiber gehören einem jeden, der sie findet, auf so lange Zeit, bis ein andrer komt der sie mit gleichem Recht zu sich nimt. Die allereinfältigste Lebensart weiß von sehr wenig Nothwendigkeiten, die ein jeder sich selbst verschaffen kan. Eine jede Mutter futtert ihr Kind, bis es nothdürftig sich selbst erhalten kan, und in einem Tage werden oft viel Menschen ermordet, wenn sie so unglücklich sind, an stärkere zu kommen. Es ist leicht zu begreifen, daß ein Einwohner eines solchen Landes, wofern er nur noch einigen Verstand hätte, alles was bey uns üblich ist, als höchst befremdend ansehen würde. Er würde uns für Narren halten, wenn wir andern unterthänig wären, und unsre Kräfte nicht gebrauchten, unsre Beleidiger zu erwürgen. Er würde in unsern Städten den Hungrigen für unsinnig halten, der vor einem Brodladen vorbey ginge und voller Begierde die Speise anblickte. Er würde nicht begreiffen können, mit welchem Recht ein Mann alle andern von seinem Weibe abhielte, und ihre Liebe als sein Eigenthum ansähe. Er würde unsrer Sitten nie gewohnt werden, ausser in dem einzigen Fall: wenn er als ein ganz kleines Kind in dis Land gekommen, und also so zu reden in demselben moralisch geboren wäre.

Mit zartem Mittleiden vermuthe und befürchte ich, daß vielleicht kein einziger unter denen, welchen die Religion nicht ansteht, seyn möchte, der nicht lieber ohne Gesetz, als unter dem Gehorsam der Gesetze zu

leben wünschte. Nach den geoffenbarten Gesetzen müßten ihre Triebe, wie es ihnen scheint, viel zu sehr eingeschränkt werden. Gleichwol sind diese Triebe so ganz natürlich, daß nichts natürlicher ist, als sie zu lieben und auszuüben, die Einschränkung derselben aber mit Bitterkeit anzusehen. Diese Begierde ohne Gesetz zu seyn, kan in unsrer gesitteten Welt nicht gestattet werden. Von der Noth gedrungen, da der Mensch nicht ohne Gesetz leben kan, wehlt er sich nun ein Gesetz, aber doch wenigstens ein so allgemeines, als nur immer möglich ist: das Gesetz der Natur; und da dieses auch noch nicht hinreicht, die bürgerliche Verfassung unter den Menschen. Das erste übertritt er, so oft er nur will, und diese Ausschweifungen zu verdecken, muß er auch das andre übertreten. An diese Lebensart gewöhnt er sich so sehr, daß ihm seine Triebe immer natürlicher werden. Voller Lust zu einem Stande, in welchem er in aller Absicht sein eigener Herr wäre, begreift er nicht, wie in der tiefsten Unterthänigkeit der Christen die höchste Freyheit liegen kan. Voller Bitterkeit gegen Gott, kan er sich keine Vorstellung von der Zärtlichkeit des ganzen Herzens gegen ihn machen. Umher getrieben von den wilden Begierden zur Unzucht, lacht er über die einfältige und unschuldige Keuschheit, und ein zartes Gewissen nent er eine verzagte und weibische Seele. Entweder der natürliche Mensch muß aufhören, ein natürlicher Mensch zu seyn, der Inbegrif der Religion muß aufhören geistlich zu seyn: oder die Religion ist und bleibt dem Menschen eine Thorheit, von der er nichts vernimt, und die er nicht erkennen kan.

Hier-

Hieraus folgt, daß die Religion der Christen, für alle, die nicht neugeboren sind, Ungereimtheiten haben müsse. Aber es folgt auch, daß diese Elenden ohne alles Recht dieselbe verwerfen. Wir alle lieben das angenehme Licht der Sonne. Ein Blinder, der sie nie gesehn hat: kan er sie mit Recht verachten? Bin ich ein Feind der Lehre und Wahrheit Gottes, so hat mein Gott mir etwas zu Leide gethan. O wie lange duldet seine Erbarmung die verdorbenen Geschöpfe, die ihn und sein Gesetz hassen, weil er nicht ihres gleichen ist!

Zum andern muß ich auch meine Gedanken von der unseligen Gewohnheit erklären, da mancher nach langer Uebung überaus fertig ist, alles, was er hört und sieht, zu verspotten, am meisten aber diese Unart seines Herzens bey göttlichen Dingen ausbrechen läßt.

Ueberhaupt kan ich nicht ohne Mitleiden gegenwärtig seyn, wenn der Leichtsinn in Spottreden sich vergnügt, es sey über welche Sache es wolle. Seit der Zeit ich angefangen habe die Tugend zu lieben, sind mir die schönen Seelenkräfte gar wichtig geworden. Aeussere Reitzungen einer feinen Gesichtsbildung haben eine ganz natürliche Gewalt über unser Auge, und fodern uns unsre Liebe zu der Person ab, die damit gezieret ist. Aber die feinen Züge der Seele, wenn sie fertig denkt, wenn sie mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit Aehnlichkeiten findet, wenn sie verborgene Eigenschaften der Dinge glücklich entdeckt, und doch das Ganze ohne Verwirrung übersiehet: diese innern Schönheiten des Verstandes müssen uns in der Erkentniß andrer Geister, und sonderlich in der

Allwissenheit GOttes ungleich mehr zieren, als alle Vorzüge der Bildung. Nun kan man sich nicht enthalten, eine Person zu bedauren, die ihre großen Reitzungen durch freche Geberden verstelt: sie wird um so viel heßlicher, je mehr ihre Schönheit spielt, und ein zartes Auge kan ihre unverschämten Blicke nicht tragen, es muß sich wegwenden.

Je größer der Witz ist, desto bitterer beleidiget er, wenn er spottet. Mein Lebelang habe ich kein Vertrauen fassen können, und ich werde euch kein Vertrauen fassen, zu einem Menschen, der Fehler lächerlich macht. Lust zum Spotten und eine niederträchtige Falschheit sind allemal unzertrenlich verbunden. Wer dis nicht begreifen kan, der lerne die Seelenlehre. Ich kan in diesem meinen Urtheil nicht gelinder seyn, und aus diesem Grunde halte ich einen Freund der Tugend nicht einmal für fähig, eine Satyre zu schreiben. Nur das unschuldige und das zarte giebt dem schönsten Verstande und Witz seine Schönheit.

Doch es ist noch eine Ursache vorhanden, welche den Spötter noch unter die Dummen erniedriget. Wer sich eines großen Verstandes rühmen will, der muß eine gleiche Fähigkeit des Denkens in sich finden, sowohl wenn ihm ein allgemeiner weitläuftiger Zusammenhang vorgelegt wird, als wenn er im einzelnen Fall alles durchschauen soll. Hiezu gehört die Uebung der Beständigkeit, eine Betrachtung so lange fortzusetzen, bis sie aufs möglichste erschöpft ist. Wer dis erlangt hat, den nent man ernsthaft. Und diese Ernsthaftigkeit halte ich für die größeste Vollkommenheit des Verstan-

standes. Einem ernsthaften und klugen Mann ist es nicht möglich von einem auf das andere zu flattern, sein Geist arbeitet nutzbare Begriffe aus, und er ist ein Feind des Leichtsins. Er denkt; der flüchtige Witzling denkt auch. Aber es ist unter ihrer Denkungsart eben der Unterschied, welcher sich finden würde, wenn man auf der Bildhauer Werkstatt zween geschickte Künstler sähe, wovon der eine eine Statüe, der andre aber eine Chimäre verfertigen wolte. Jener formet den rohen Klumpen, und bringt ihn ins feine, dieser läßt ihn ganz roh, und macht ihn nur weich, daß er geschwinde bearbeitet werden kan. Jener bildet die menschlichen Glieder nach einander aus, und giebt ihnen mit großer Fertigkeit und geschickten Fleiß ihr Gleichmaß. Dieser macht ein menschliches Gesicht, ohne alles Verhältniß der Theile; seine leichte Einbildungskraft hüpft unter allen möglichen Bildern herum, und wehlt von der Gestalt des Esels die Ohren, von der Gestalt des Affen die Backen, von der Gestalt eines Ochsen die Brust, vom Pferde die Füsse, von den Fischen den Schwanz; er setzt es ohne Kunst zusammen, denn es soll ungeschickt aussehen; er verfertigt sein Bild, stellet es hin, und lacht über die Probe seiner Thorheit. Eben so flattert der leichtsinnige Witz allenthalben herum. Er kan noch nicht bey einem Dinge stehen bleiben. Die Zeit wird ihm gleich den Kindern zu lang, wenn er reife Begriffe suchen soll. Um nun etwas zu spielen zu haben, mischt er die allerwidersprechendsten Begriffe, wenn sie nur unförmlich zusammengebracht werden können. Das

höch-

höchste verbindet er mit dem niederträchtigsten; was der Dumme aus Mangel einer Fähigkeit thut, das thut dieser aus unbegreiflichem Uebermuth und kindischer Spielsucht, und bringt es endlich so weit, daß er keinen ernsthaften Gedanken mehr fassen kan.

Ich muß mich also selbst bestrafen, wenn ich bey unterlassener Wachsamkeit über mich selbst, bey den Einfällen des Witzes lache. Sein Zustand ist viel zu elend, als daß er belacht werden könte, und ich finde in mir selbst, noch nicht ausgelöschte Züge der Aehnlichkeit mit ihm, wenn ich Gefallen finde an dem, was er plaudert.

Die Religion aber ist wichtiger, als die Dinge dieses Lebens. Ist ein ungesitteter Mensch, der gerne spottet, elend; so ist der Spötter, der sich an das Heiligthum wagt, unter den elenden der elendeste. Was soll man von denen denken, die aus Liebe zum Laster das tugendhafte und das heilige lächerlich machen? Bürger der Städte, getreue Unterthanen eines gütigen, weisen und gerechten Landesherrn, was würde sich in euch regen, wenn ein Mann die Gesetze eures Herrn auf öffentlichem Marcktplatze vorlesen, alle Worte verdrehen, lächerliche Folgen daraus ziehen, sie sodann beflecken und zerreissen würde, weil er nicht Lust hätte, sie zu halten! Freunde der Tugend, der Unwillen wieder die Lästerer ist gerecht: aber weil die grosse Langmuth ihres Gottes sich nicht rächet, sondern sie zur Besserung des Herzens freundlich einladet; so ist es eine Pflicht, sie nicht zu verabscheuen. Es ist eine Pflicht, sie zu bejammern,

ihnen

ihnen mit bescheidener Liebe zu begegnen, sie zurecht zu weisen, wenn sie belehrt seyn wolten, aber ihnen durchaus nicht zu antworten, wenn sie Lust zu lästern haben. Es sind gewisse Arten von Antworten verboten, damit man dem, der da frägt, nicht gleich werde.

Wer sich von einer innern Lustigkeit seines üppigen Hertzens so geplagt siehet, daß er nothwendig etwas lächerliches hervorbringen muß: o der wehle doch nur nicht die Wahrheiten der Religion zu seinem Spiele! Sie sollen seine Seele selig machen. Wie sehr wird seine Seele einmal in Traurigkeit sinken, wenn ihm das wichtig werden wird, was er vorher allezeit belacht hat. Versucht er nur einmal eine ernsthafte Betrachtung über seinen Zustand: so wird er schon sehen, wie sehr schwer und unerträglich ihm ein Augenblick werden wird, den er in Ernsthaftigkeit zubringen wolte. Er besinne sich nur einmal aus seiner Trunkenheit, so wird ihm sein Zustand klärer werden, als ich ihn beschreiben kan. Er spottet nicht aus Ueberzeugung: o ich möchte die Vorwürfe nicht fühlen, die ihm sein Gewissen macht, indem seine Miene bey dem Weinglase heiter scheint, und seine Blicke frölich!

Der Niederträchtige ist nicht werth, daß er die Wahrheiten weiß, die er seinem Gönner zu gefallen lächerlich macht. Er ist kein vernünftiger Mensch. Er verleugnet seinen Verstand, er würde aus Schmeicheley entweder die grössesten Ungereimtheiten glauben, oder doch sie zugeben.

Ande-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0371
DFG

Andere, die nur verführen wollen, um ihre Schande auszuüben, die aus Bitterkeit gegen Gott ihre Bekanten vom Gehorsam gegen sein Gesetz abwenden, die in ihrem Urtheil so klug sind, daß sie die gantze Welt im Aberglauben finden und beklagen; diese alle beschämt das einfältigste redliche Hertz. Ich räume ihnen alle Vorzüge des Verstandes ein; ich verehre ihren feinen Witz, ihre Liebe zur Hoheit des Gemüths ist an und für sich etwas edles: aber ihr armes Hertz ist von aller guten Empfindung leer. Sie können von der Wahrheit der Religion nicht überzeugt werden: denn sie wollen den Willen desjenigen nicht thun, der seinen Sohn in die Welt gesand hat. Und diese Entschliessung ist doch nur die Bedingung, welche nothwendig erfült seyn muß, ehe ihnen das Licht aufgehet. Sind sie Regenten, so sind sie Pharaonen in der Finsterniß Egyptens; sind sie Lehrer, so sind sie gleich dem, der einen Herrn verfolgte, den er nicht kante; sind sie krieger, so haben sie einen allmächtigen Feind; sind sie ohne öffentliche Bedienung, so bleiben sie ewig vergessen und in Verachtung; sollen sie sterben, so ist das Vertrauen zu einem Gott unmöglich, den sie verachtet haben.

Ich hoffe des Herrn Philarethus und anderer rechtschaffenen Gemüther Verlangen einigermassen erfült zu haben: bitte sie nur alle, mit Sanftmuth und Liebe an alle Feinde des Christenthums zu gedenken, und ihnen zu begegnen; denn auf dieses Verfahren steht eine große Verheissung.

Die

Die Elster;

eine Fabel.



Einer von meinen guten Freunden hatte eine Elster, welcher die Zunge gelöset war. Er hatte sich alle Mühe gegeben, sie zum Reden zu bringen, und es war ihm gelungen, sie durch eine lange fortgesetzte Uebung so geschickt zu machen, daß sie ein jedes ihr langsam und deutlich vorgesagtes Wort ziemlich verständlich nachsprechen konte. Einige sehr gewöhnliche Wörter, als Herr, Frau, Brodt, Wasser ꝛc. konte sie ohn alles Vorsagen vor sich selbst reden, und wenn sie recht aufgeräumt war, so erzehlte sie den ganzen Vorrath ihr bekanter Wörter nach einander her. Doch ganze Reden oder auch nur ganze Redensarten konte sie unmöglich behalten, weil ihr Gedächtniß viel zu schwach war. Wenn mein Freund einige müßige Stunden hatte, und sich ein Vergnügen machen wolte: so nahm er seine Elster vor sich, und sprach ihr einen kurzen Satz von Sylbe zu Sylbe, und von Wort zu Wort vor. Dis geschahe wohl zwanzigmal, und denn sagte er denselben etwas geschwind nach einander her, um zu hören, ob sie ihn nachsagen könte oder nicht? Sie machte zwar einen Versuch; allein auch nicht ein einziges mal gab sie den Wörtern ihren rechten Ort, sondern verkehrte dieselben dermassen, daß es schien, als ob sie die Wörter recht mit Fleiß versetzen wolte, um neue Sätze herauszubringen.

Unter

Unter denen Religionsspöttern giebt es recht sehr viele, von welchen man glauben solte, daß sie weiter nichts thun, als sich nur im Reden üben wolten. Sie lesen ein und das andere Buch, welches von Feinden der Wahrheit geschrieben worden, und bringen so viel, als sie von ohngefehr behalten haben, andern wieder vor. Sind sie auch so glücklich, daß sie über eine Schrift kommen, welche noch einigermassen vernünftig geschrieben seyn soll; so sind sie doch nicht im Stande, was sie gelesen, in gehöriger Ordnung wieder vorzustellen. Sie mischen den erborgten Schatz der Gedanken so sehr unter einander, daß sie selbst nicht wissen, was sie sagen wollen, und sich endlich gar einbilden, gelehrt zu seyn, weil andere sie nicht verstehen können. Wie sehr wären diese gedankenlose Menschen zu bedauren, wenn nicht schon vor ihnen Leute gelebt hätten, so ihre feindselige Gedanken wieder die Religion aufgeschrieben, und ihnen dadurch Gelegenheit gegeben, einigermassen zu Gedanken zu kommen. Nur Schade, daß sie eben wider den heiligsten Gegenstand aller menschlichen Gedanken gerichtet werden!



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0374
DFG

Der Tugendfreund.

Das 24. Stück.

Nicht jeder, dem der Lorbeer grünt,
Macht sich um sein Geschlecht verdient.

Wenn ich mich auf den Schauplatz der Erde umsehe, und die Menschen, welche mit mir zugleich leben, betrachte, so finde ich unter ihnen viele, die wie schlafende sind, und wenn ich so reden darf, nur den ledigen Raum in der Welt ausfüllen. Sie sind Menschen, daß weiß man von ihnen, ihre Handlungen aber verursachen so wenig Aufmerksamkeit, daß sie sich unter der Menge anderer völlig verlieren. Wenn sie das Vermögen erlangt haben, ihr Brod zu verdienen, so machen sie dis zu ihrer Hauptsorge, und denken weiter nicht nach, wie sie auch andern nützlich werden könten.

Doch sind unter diesem Haufen einige, die ihren Verstand und ihre übrigen Kräfte mehrern oder wenigern Menschen, nachdem es ihre Umstände leiden, brauchbar zu machen wissen. Der Zirkel ihrer täglichen Geschäfte

ist ihnen zu enge, sie breiten sich weiter aus, und vergrößern durch ihren Fleis die gemeine Wohlfahrt. Ich kan sie als einen Strom betrachten, der seine Wendungen über das Gebiet vieler Fürsten fortsetzt, bis er sich endlich nachdem er vielen Ländern nutzbar geworden, ins Meer ergißt. Oder man kan auch sagen, daß sie, so wie die öffentlichen Gebäude einer Stadt, ein größeres Ansehen und erhabenere Entzwecke haben.

Solchen Menschen pflegen wir Verdienste beyzulegen. Wir sehen, daß ihre Handlungen aller Achtung und Belonung würdig sind. Sie machen sich um ein Land, um eine gewisse Anzahl Menschen in Künsten und Wissenschaften verdient, und man glaubt daher ihnen mehr Dank schuldig zu seyn als andern Menschen. Ich werde in diesem Blatte von der Hochachtung reden, die man Verdiensten schuldig ist: vornemlich aber die Frage beantworten, wie man sich um die Tugend verdient machen kan.

Don Sancho, ein Herr von ausnehmender Klugheit, hat die Herzen aller seiner Unterthanen in seiner Gewalt. Vom Anfange seiner Regierung war es seine Hauptsorge, die Unterthanen, über welche ihn Gott zum Fürsten gesetzt hatte, glücklich zu machen. Er sahe wol ein, daß wenn ein Staat glücklich seyn soll, so muß ein jeder der darin lebt, wissen, was er zu thun hat, und wenn er es weiß, seine Arbeiten auf die gehörige Art abwarten. Unter seinen Unterthanen fand er viele, die alt, gebrechlich, elend; und für diese baute er Verpflegungshäuser, über welche er verständige Männer setzte, das Beste der Armen nach bestem

Gewissen

Gewissen zu besorgen. Ein Theil seiner Unterthanen bestand aus Kindern, die keinen rechten Unterricht und keine Erziehung hatten, und für diese stiftete er Schulen, und versprach den Lehrern, die sich um die Kinderzucht verdient machen würden, große Belonungen. Seine Hofstaat war eine Versamlung gelehrter und artiger Leute, die die Eigenschaften ihres großen Fürsten annahmen, und so liebreich und leutselig waren, wie er. Die Nahrung des Bürgerstandes wurde so vollkommen eingetheilt, daß keiner Ursach hatte, sich über den andern zu beschweren, wenn ein jeder dasjenige that, was er zu thun verbunden war. Für die Erweiterung der Künste und Wissenschaften war auf die Art gesorgt worden, daß jährlich eine gewisse Summe Geldes ausgesetzt wurde, welches diejenigen empfingen, die sich auf eine oder die andere Art hervorgethan hatten. Dieser Fürst machte sich um sein Land sehr verdient.

Polemon, ein Feldherr, der den Degen und die Feder mit gleicher Geschicklichkeit führte, erwarb sich durch seine Verdienste eine allgemeine Hochachtung. Unter seinen Soldaten herrschte Ordnung und Genauigkeit überall. Er ließ ihnen die gehörige Ruhe geniessen, aber er schonte auch nicht, wenn es Zeit war tapfer zu seyn. Er liebte sein Volk, und opferte sie nicht dem blinden Glück auf; aber er verlor auch keine Zeit, wenn er sich seinen Feinden schreckhaft machen konte. Dreymal überfiel er den Feind zur glücklichen Stunde, und kam mit reichen Lorbern zurück. Wenn er in einer feindlichen Stadt kam, bewieß er sich gegen jedermann

gütig, und erlaubte niemals auch nur den geringsten Muthwillen gegen die Ueberwundenen auszuüben. Er belohnte die Tapferkeit, und bestrafte die Feigherzigkeit mit der grösten Strenge. Der Soldat nante ihn seinen Vater, und der Besiegte seinen Beschützer. Die Verdienste dieses Herrn werden noch bey seiner Asche geehrt.

Kriton bekleidete das Richteramt in einer vornehmen Handelsstadt. Er war in seinen jungen Jahren ein strenger Zeuge vieler Ungerechtigkeiten gewesen, und hatte diese Laster allemal mit Abscheu angesehen. Durch unermüdeten Fleiß machte er sich die vornehmsten Gesetze bekant, und übte sich vornehmlich die Rechte seiner Vaterstadt aus dem Grunde einzusehen. Er bekam eine Bedienung die er mit solchem Ruhm bekleidete, daß man nach wenigen Jahren einmüthig beschloß, ihm die vornehmste Ehrenstelle anzutragen. Und man hatte auch in der ganzen Stadt keinen würdigern dazu wählen können. Seine Wachsamkeit ließ nichts durchreisen, was man sonst für erlaubt gehalten hatte. Der Arme fand so viel Recht, als der Reiche, und die vielen Unordnungen welche nach und nach eingerissen waren, verloren sich so unvermerkt, daß man zuletzt wenig Klagen mehr hörte. Bey diesem allen würkte die Liebe weit mehr als die Schärfe. Seine Drohungen waren schon Pfeile die tiefe Wunden machten, und seine Freundlichkeit war ein stiller Befehl, kein Uebertreter zu werden. Niemand sprach ihm diese Verdienste ab, und wer ihn kante verehrte ihn auch.

Peri-

Periander war ein Lehrer auf einer berühmten Schule. Weisheit und Ernst leuchteten aus seinen Augen und wenn er sprach, sahe ihn jedermann mit Bewunderung an. Die überflüßigen Annehmlichkeiten welche seinen Vortrag begleiteten, öfneten die Herzen seiner Zuhörer, daß es der Wahrheit leicht war, ihre geliebte Wohnungen einzunehmen. Er wuste die Zweifel, die der Unglaube machen konte, auf eine so geschickte und leichte Art aufzulösen, daß es diesem Feinde unmöglich war länger zu wiedersprechen. Die Liebe mit welcher er jedem begegnete, der ihn um Rath frug, und die Gründlichkeit seiner Antworten, eroberten ihm unzehlig viel Herzen, die alle mit Hochachtung gegen ihn erfült waren. Viele, die wild und ungestüm waren, wurden durch sein Betragen Menschenfreunde, und andern, denen die Laster schon natürlich geworden waren, lernten sich endlich schämen, und wurden durch sein Zureden Freunde der Tugend. Wer kann die Verdienste dieses Mannes leugnen, da seine Handlungen von einer so weiten Ausbreitung und so nutzbar gewesen sind?

Salvius besaß ein großes Vermögen, welches er durch eine vernünftige Handlung nach und nach erworben und ohne Ungerechtigkeit vermehrt hatte. Er hatte keine Kinder, und seine Gattin war schon vor vielen Jahren an der Schwindsucht gestorben. Die meisten von seinen Freunden waren arm und bedurften seiner Vorsorge. Sein Herz war auch viel zu liebreich gesint, als daß er im Stande gewesen wäre, seine Reichthümer höher zu schätzen, als die Versorgung armer

Freunde. Er that was er nach seinen Umständen thun konte. Er schenkte einigen die eine Haushaltung hatten, aber sehr zurückgekommen waren tausend, fünfhundert, zweyhundert, und einhundert Reichsthaler nachdem er sahe, daß es angewant seyn würde, und half vielen aus ihren Schulden. Er nahm ihre Kinder zu sich und ließ sie erziehen, mit dem Versprechen, daß er ihr Glück befördern wolle, wenn sie gehorsam seyn, und was lernen würden. Wenn ihm auch seine Absicht an einen und den andern fehl schlug, so wurde er doch in seinem löblichen Eifer nicht müde. Zwey ungerathene Pflegesöhne brachte er so weit, daß sie freywillig kamen, sich vor ihm niederwarfen und mit Thränen um Vergebung baten. Sie erhielten Vergebung und beleidigten hernach den nicht wieder, den sie ihre ganze äussere Wohlfahrt zu danken hatten. Man wird wenig sagen, wenn man nur hundert Arme rechnet, die er von seinem Vermögen unterhalten: denn bey seinem Tode erfuhr man erst, wie viel die Armut an ihn verloren hatte. Durch den weisen Gebrauch seiner Güter erwarb er sich Verdienste, Liebe und Hochachtung, und die Armen erinnern sich seiner nie ohne Thränen.

Es ist also einem weisen Regenten immer möglich, sich um seine Unterthanen verdient zu machen, wenn er Gerechtigkeit liebt, für eines jeden Unterhalt durch gute Verordnungen sorgt, und das Beste einzelner Unterthanen mit der gemeinen Wohlfahrt allemal verbindet. Ein General ist ein verdienter Mann, wenn er sich durch ausnehmende Proben der Tapferkeit her-

hervor thut, Ungerechtigkeiten und gewalthätige Beraubungen verhütet, und auch in der grösten Gefahr durch muthige und kluge Anschläge die Bemühungen der Feinde vereitelt. Die Verdienste eines Richters beruhen vornehmlich auf einen guten Verstand und auf die Liebe zur Gerechtigkeit; denn beydes wird ihn in den Stand setzen, viele unglückliche Streitigkeiten glücklich und geschwinde zu entscheiden. Ein Mensch, der zum Lehrer anderer bestellt ist, kan durch einen bündigen Vortrag bey öffentlichen Gelegenheiten und durch liebreiches Zureden in einzelnen Fällen große Verdienste erlangen. Der Reichthum an und vor sich ist kein Verdienst um die Welt, denn er besteht oft aus Gütern, die vielen Armen entzogen worden sind, aber man kan durch ihn Verdienste erlangen, wenn man ihn wohl anwendet.

Ich könte alle Stände und Lebensarten durchgehen, und nach einer genauen Untersuchung zeigen, welchen Menschen man Verdienste beylegen kan, und welche davon auszuschliessen sind. Aber diese Untersuchung würde gar zu viel Raum einnehmen, und kan auch leicht von einem jeden selbst angestelt werden.

Verdienste solten billig allenthalben, wo man sie findet, verehret werden. Sie befördern die Wohlfart einzelner Glieder des menschlichen Geschlechts, und folglich auch, wenn man sie alle zusammen nimmt, die Wohlfart des Ganzen. Sie erleichtern manche Unbequemlichkeiten. Sie schaffen vielen Menschen ihr Brod. Sie bereichern den Staat. Sie machen auch dem menschlichen Geschlecht wahre Ehre.

Ich behaupte nicht, daß ein jeder Verdienste hat, der sie zu haben glaubt. Denn bey manchen würde man mehr als eine Laterne haben, nur das geringste davon zu entdecken. Aber ich bedaure nur, daß man nicht auf alle geschickte Köpfe acht giebt, und ihrer Geschicklichkeit auf alle mögliche Art fortzuhelfen sucht. Mancher muß seine Verdienste im Staube vergraben, weil er keinen hat, der sie aufsucht, und gebrauchen will. Sie sind wie rohe Edelgesteine, die der Unwissende mit Füssen tritt, weil sie noch kein Feuer haben. Aber ich will mich bey diesen Betrachtungen nicht länger aufhalten, sondern nur an einem Exempel zeigen, wie sehr man sich auch um die Tugend verdient machen kan.

D. Gr. von M = = erbte durch seine Vermählung ein Ländgen, das aber so wohl gelegen war, daß es jährlich große Summen eintrug. Die Kentniß die dieser Herr von dem menschlichen Herzen, von der Welt und von Künsten und Wissenschaften hatte, machten ihn fähig, die Wohlfahrt seiner Unterthanen auf eine ausnehmende Art zu befördern.

Er gab sich selbst durch herumreisen und nachforschen die Mühe, die fähigsten Köpfe kennen zu lernen, und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihre Geschicklichkeit zu erweitern. Zu allen Aemtern, die er nur zu vergeben hatte, suchte er Männer aus, die er hinlänglich geprüft hatte, und von deren Sorgfalt er sich auch für die geringsten Unterthanen Vortheile versprechen konte. Er vergaß auch nicht sein gnädiges Wohlgefallen an ihrem Eifer zu bezeigen,

gen, und durch ansehnliche Belonungen ihren Fleiß aufzumuntern.

In diesem Staat war alles von dem höchsten bis zum niedrigsten in beständiger Bewegung. Der Graf arbeitete mit seinen Räthen alle Tage, und hatte nur wenige Stunden zu seiner Ergötzlichkeit ausgesetzt, die aber auch oft von der Menge der Geschäfte weggenommen wurden. Nach seinem Muster bildeten sich die Unterthanen. Man fand keinen Müßiggänger, der seine Tage verschleudert hätte, denn die Einwohner der Städte und Dörfer litten niemanden unter sich, der ein träges Geblüt hatte. Im Anfang hatte der Graf viele Mühe eine allgemeine Liebe zur Arbeit in seinem Gebiete einzuführen, endlich gelung ihm seine Absicht, daß er allenthalben, wo er hinsahe, fleißige Hände antraf.

Weil die Unwissenheit sehr groß war, und wenige von seinen Unterthanen eine rechte Erkentniß von Gott und Christo hatte, so ließ er auf seine Unkosten einige 1000 Bibeln kommen, die er unter das Volk austheilte. Er befahl auch, daß man den Leuten gute Anweisung geben möchte, die heilige Schrift zu gebrauchen, und daß man nie unterlassen solte, ihnen die Glaubenswahrheiten auf eine recht faßliche und leichte Art vorzutragen.

Oft sprach er mit einem und dem andern ganze Stunden von solchen Wahrheiten, und wenn er merkte, daß seine Erkentniß sehr unvollkommen war, so wuste er durch Frage und Antwort einen so ange-

nehmen Unterricht zu geben, daß viele beschämt wurden, und vor sich weiter nachdachten.

Weil dieser Herr alle Ausschweifungen haßte, so konte er es auch nicht an seinen Unterthanen dulden. Es war vornehmlich sein gutes Exempel, das sie davon abhielt. Er liebte die Verschwendung eben so wenig als den Geitz. Er beging keine Ungerechtigkeiten. Er war mäßig und keusch. Leutseligkeit war eine von seinen Haupttugenden, und wenn ich alles mit wenigen Worten sagen soll: er war ein Muster vortreflicher Fürsten.

Die Klugheit.

Eine Ode.

Erhebe mich auf sanften Schwingen,
O Klugheit deinen Ruhm zu singen,
Denn du verdienst das Lob der Welt.
Wenn Gott im lauten Donner wettert,
Die Thorheit stürzt und sie zerschmettert,
So steht dein Thron der niemals fält;
Er steht auf ewgen Säulen feste,
Und ihn umstrahlt der Gottheit Licht,
Du wählst und sprichst für uns das beste,
Du gründest unser Glück, doch wir, wir achtens nicht.

Der Thor will seine Thorheit loben,
Kühn hat er seine Hand erhoben,
Und schwert ihr ewig treu zu seyn:

Ein

Ein Schimmer der ihn künstlich blendet,
Sein Auge reitzt, sein Herz entwendet,
Verwandelt ihn in Stahl und Stein.
Er eifert gegen deine Lehren,
Entzieht sein Ohr und lästert dich,
Nur seine Lust, die will er hören,
Die schmeichelt seinem Stolz, darin erhebt er sich.

Stolz wird er seinen Händen trauen,
Sein Glück mit Kunst und Lust zu bauen,
Ein Glück das niemand untergräbt,
Er will der Klugen Rath nicht achten,
Noch sehn was seine Väter dachten,
Die rühmlicher als er gelebt.
Der süsse Traum wird bald verschwinden,
Und Glück und Sonne untergehn,
O armer Thor, denn wirst du finden,
Daß Träume flüchtig sind und mit der Nacht vergehn.

Du wilst dich groß und prächtig zeigen,
Und über deine Brüder steigen,
Und es geschicht durch ihren Fall;
Zu groß auf Bitten noch zu achten,
Der Arme mag in Elend schmachten,
Genug man ehrt dich überall.
Doch wie? du wilst dich weiter wagen,
Und deiner Hoheit Glanz verbleicht,
So wie der Mond nach hellen Tagen,
Wenn ihm die trübe Nacht den dicksten Schleier reicht.

Die Thorheit spielt in jungen Jahren,
Heißt frölich seyn, das Urtheil sparen,
Weil man im Alter denken kan;
Ein Jüngling brauche nur zu lachen,
Vergnügt zu seyn, sich Lust zu machen,
Was gingen ihm die Sorgen an:
Er lasse andern Gram und Kummer,
Und denke nicht was kommen soll,
Er träume nur und sey in Schlummer,
Sey unverschämt und wild und auch zuweilen toll.

Sie folgen ihr, die blinden Thoren,
Und gienge Gut und Glück verloren,
Ihr Eifer wird doch immer kühn.
Bezaubert vom entfernten Glücke,
Erwählen sie das Band, die Stricke,
Die schleunig ins Verderben ziehn.
Der Eigensinn läßt sich nicht brechen,
Er steift den Hals und widerspricht,
Bis daß ihm seine Laster schwächen,
Das starre Herz zerfält, und wie ein Scherbe bricht.

Verbant vom göttlichen Geschlechte,
Entfliehen sie die Götzenknechte,
Und donnernd rauscht dein Urtheil nach.
Ein Urtheil, das mit Zorn zerstreuet,
O hätten sie es ehr gescheuet,
Da noch die Liebe für sie sprach.
Vergeblich sucht er sich zu decken,
Wo weder Schutz noch Zuflucht ist,

Ent-

Entsetzlich wüthen deine Schrecken,
Und der entbrante Grim der Mark und Knochen frißt.

So zürnt der Herr, wer wird entfliehen,
Wenn um ihn tausend Wetter glühen,
Und unter ihm die Erde bebt:
Nur der, der seine Hände stärket,
Sein Haupt erhebt, erkent und merket,
Wie man durch dich, o Klugheit lebt.
Durch dich, die du die Wege kennest,
Die unser Fuß betreten muß,
Sie selber zeigst, den Abweg nennest,
Und uns zufrieden sprichst bis auf der Tage Schluß.

Dein Wink heißt uns die Thoren zehlen,
Die sich mit leerer Hofnung quälen,
Und ohne Hofnung untergehn.
Du lehrst uns bessre Ziele setzen,
Die unsre Hofnung früh ergetzen,
Und nicht auf feuchten Gründen stehn,
Du giebst uns Muth und Geist und Leben,
Und hältst den stolzen Feind zurück,
Nur fort, was kann sich denn erheben,
Wir sehen es voraus, du schärfest unsern Blick.

Und lernten wir vernünftig wählen,
O großes Glück was kan uns fehlen,
Wenn uns die Klugheit lehrt und führt,
Du füllst mit Reichthum unsre Hütten,
Uns folgt das Glück mit schnellen Schritten,
Und giebt uns was der Thor verliert:

Der

Der Thor, der sich betrogen findet,
Wenn sich in ihn nur Unglück häuft,
Und neben ihn das Glück verschwindet,
Wornach er noch im Traum mit beyden Händen greift.

Ja lerne dich im Guten üben,
Erwähle sie, nur sie zu lieben,
Die Klugheit, die vom Himmel ist.
O möchtest du sie unterscheiden,
Die reine Quelle wahrer Freuden,
Die nicht vom Stuhl der Laster fließt.
Und höre nicht der Arglist Lügen,
Die wie die Pest im Finstern schleicht,
Sie wagts dein Auge zu betrügen,
Doch widerstehe nur bis diese Schlange weicht.

Sey nicht zu kühn auf Kunst und Wissen,
Ein Unkraut wird bald weggerissen,
Wenn es sein Haupt ganz kühn erhebt.
Die Klugheit schlägt den Stolzen nieder.
Schlägt und erhebt ihn niemals wieder,
Und sucht die Demut, wo sie lebt.
Sie krönt ihr Haupt mit Glanz und Ehren,
Trägt ihren Ruhm zur Ewigkeit,
Und singt ihr dort in lauten Chören,
Der Weise überlebt Welt, Tage, Jahr und Zeit.

Der Rabe.

Eine Fabel.

Ein Rabe, der ganz ungemein gefräßig war, und bey aller Gelegenheit raubte, hatte sich dadurch die Feindschaft seines ganzen Geschlechts zugezogen. So oft als er zu den andern kam, schalten sie auf ihn daß er in seinem Leben niemals satt werden könte. Er wuste nichts weiter darauf zu sagen, als daß sein Magen ein großes Behältniß sey, welches für mehr als einen Raben gemacht wäre: mit welcher Entschuldigung die andern gar nicht zufrieden waren, weil sie immer dabey einbüßten.

Sie bemüheten sich deswegen ihn mit Vorstellungen zu gewinnen. Die Beyspiele, die sie von dem traurigen Lebensende einiger seiner Vorfahren anführeten, welche das lange Leben, das sonsten ein Vorzug ihres Geschlechts sey, durch eine unmäßige Gierigkeit eingebüsset, waren bey ihm fruchtlos angebracht. Er dachte immer, daß der Neid seinen Mitbrüdern diese Sprache lehrete, und daß sie nur so weitläuftig in ihren Ermahnungen wären, damit seine Enthaltsamkeit ihnen ein größeres Antheil von dem schmackhaften Raube übrig lassen möchte. Seine Einbildung schien seine Begierde zu rechtfertigen: er glaubte das nächste Recht an dem allen zu haben, dessen er habhaft werden könte; der Liebe zu sich selbst müste er ia ein vollkommenes Gnüge thun.

Er

Er setzte also seine wollüstige Lebensart fort, schlich sich heimlich von seiner Rabengesellschaft, und saß den ganzen Tag an solchen Orten, wohin die Ausdünstungen des faulen Fleisches die Raben zu locken pflegen. Wenn die andern noch schliefen, so war er schon über alle Berge geflogen, damit er das erste und beste verschlucken könte, und des Abends war er der letzte, der mit Raub ausgestopft zurück kehrte. Diese Freude wehrte so lange, bis er endlich einen langgedehnten Bissen in den Hals bekam, der nicht rück noch vorwärts wollte; davon er auch mit vieler Angst erwürget wurde.

Der Wollüstige, der nur darum lebt, daß er essen und trinken möge, und nicht nur seine, sondern auch anderer Güter durchbringt, eröfnet eben dadurch dem Tode den Eingang zu allen Theilen seines Leibes: der zuletzt mit großer Gewalt, ehe er es glaubt, mitten unter seinen Mahlzeiten einbricht, seine thierische Maschine wandelbar, und zuletzt völlig unbrauchbar macht.



Der Tugendfreund.

Das 25. Stück.

Ist unser Herz von Lastern rein,
So lieben wir die Tugend nur allein:
Sie wird uns innerlich vergnügen,
Kein falscher Schein wird uns betrügen.

Nur noch ein Bogen ist mir nächst dem gegenwärtigen übrig, in welchem ich mich als einen Freund der Tugend erklären kan. Bisher habe ich das geschrieben, was sich hauptsächlich in meinem Gemüth geregt hat. Ich liebe die Tugend aufrichtig, und also geht es mir so wie allen Freunden. Je stärker ihre Neigung ist, desto zarter ist auch der Geschmack in der Freundschaft. Man kan es nicht leiden, wenn der Geliebte verkant, durch unrichtige Beschreibungen und Vorurtheile verunehrt wird, oder seinen liebenswürdigsten Eigenschaften nach verborgen bleiben muß. Man sucht jederman einen gründlichern und richtigern Begriff von ihm beyzubringen.

Ich fand das Bild der Tugend in vielen Schriften; ich will auch die Pflichten der Bescheidenheit gegen andere Tugendlehrer gar nicht übertreten: aber ich muß gestehen, daß ich dieses Bild in allen Copien nicht mit gleichen Augen ansehen konte. Oft habe ich mich über die Mahler betrüben müssen. Die mehresten hatten die wesentlichen Züge desselben nicht getroffen, und dagegen so viel eitle Reitzungen auf die Bildung gestreut, daß ich, um gelinde zu urtheilen, das ganze Gemählde für ein Spiel ihrer Einbildungskraft halten muste.

Nun wolte ich der Tugend Freunde und Liebhaber anwerben, konte also nicht zugeben, daß sie an eine unrechte Person geriethen und also betrogen würden. Ich entwarf ihre wesentliche Gestalt. Ich entlehnte ihr wahres Bild nicht aus dieser Welt, sondern aus dem Himmel. Ich drang auf die innern Schönheiten, und zwar auf die besten. Ich erfoderte eine wahre Ausbesserung aller Seelenkräfte, und des gesamten Zustandes der Neigungen. Andere foderten dieses auch: aber sie begnügten sich mit der schlechtern Art derselben, mit derjenigen, die der Mensch aus eigenen Kräften vornimt, und doch wolten sie das Ansehen haben, als hätten sie die Tugend aufs möglichste verschönert. Ich suchte zu zeigen, daß bey einem noch nicht von Gott gebessertem Gemüth, die Aehnlichkeit mit der Tugend nur eine Larve ist. Diese Larve habe ich auf mancherley Weise in Gleichnissen und im belehrenden Vortrage abgezogen. Den der Tugend angedichteten eitlen Schmuck habe ich verworfen: sie

braucht

braucht ihn nicht, sie kan nicht prahlen. Der Leichtsinn ist ein Laster, und die Zierrathen desselben verstellen sie viel zu sehr.

Andere Mahler hatten einige Züge ihrer Bildung getroffen, aber die wesentlichsten weggelassen und die zufälligen desto mehr erhoben. Wie könte ich ein Freund der Tugend seyn, wenn mir dieses gleichgültig wäre? Diesen Betrug habe ich hauptsächlich gerne entdecken wollen. Und ich bitte alle meine Leser, wo sie noch einige Freundschaft für die Tugend haben, gegen diese List ihrer Feinde recht wachsam zu werden. Wer nicht alles, was vor Gott und vor vernünftigen Menschen angenehm ist, und wer nicht dieses allein zur Tugend rechnet, der ist ein Verräther der Tugend, er mag ihr in mancher Absicht schmeicheln, wie er will: Dis ist meine ernstliche Meinung. Ich kan nicht begreifen, nach welcher Regel das lächerliche, das unehrbare (es mag nun in Erzehlungen, in Schäferspielen, in Sinngedichten, oder wie es wolle, vorgetragen seyn) das eitle und der gewöhnliche Witz, in den Sittenschriften, oder auch nur in den Schriften des guten Geschmacks seinen Platz hat. Wirft man ein, daß diese Dinge nicht eigentlich zur Tugendlehre, sondern nur zu dem angenehmen in der Beredsamkeit und Dichtkunst gehören: so antworte ich, daß keine Beredsamkeit und Dichtkunst bey einem andern, als bey Tugendhaften, möglich sind, daß sie also durch die leichtsinnigen Auszierungen keine wahre Schönheit gewinnen, und daß der allerniederträchtigste Mensch in der Versamlung des Pöbels, gewiß nicht aus Ver-

druß, sondern wie er glaubt, um sich angenehm zu machen, ungezogene Reden führt. Ein lustiger Jüngling darf sich doch nicht erdreisten, in einer Gesellschaft ehrwürdiger und ernsthafter Männer seine Einfälle anzubringen: wie darf denn ein Schriftsteller, der vor der ganzen Welt auftritt, diese Regel des Wohlstandes so öffentlich übertreten?

Noch andere Mahler hatten sehr viel Kunst bewiesen. Das ganze Gemählde, worauf die Tugend sich zeigen solte, war sehr schön, und vergnügte die besten Kenner. Es war ganz voll von Vorstellungen. Die Tugend erschien, sie war sich ähnlich, sie war sehr angenehm, sie hatte ungemein zärtliche und vergnügte Mienen, wer sie ansahe, der liebte sie: aber ihr Bild sahe eben so aus, wie die Bilder vornehmer Personen, die man vorstellt, wie sie von Mohren bedient werden, deren schwarze Farbe durch Perlenbänder und schöne Kleidung ersetzt wird. Auf eben dem Gemählde erschien die Tugend, der Gott des Weins, die Satyren mit ihren Nimpfen hinter den Gebüschen, und die schwärzesten Laster, damit ein jeder, der die Tugend lieben wollte, den Lastern ja nicht die Freundschaft aufkündigen möchte.

Dieses habe ich jederzeit für die allergrößeste Beleidigung der Heiligkeit und Tugend gehalten. Habe ich gleichwol manchesmal damit angestossen, so hält mich das Bewustseyn einer aufrichtigen Absicht genugsam schadloß, wenn meine Sittenlehre auch noch so übertrieben scheinen solte.

Man

Man wird also in dieser Schrift viele Grundsätze finden, die meines Erachtens nach in der gewöhnlichen Tugendlehre, wenigstens wie sie in dieser Art von Schriften gemeiniglich vorgetragen wird, nicht genug getrieben werden. Und ich hoffe in dieser Absicht die Pflichten eines Freundes der Tugend erfüllt zu haben.

Hiernächst habe ich andere Freunde der Tugend betrachtet, und sie unter mancherley Stand und Geschäften aufgesucht, auch endlich in manchen Stücken einzelne Tugenden abgebildet, um allerley Lesern zu guten Betrachtungen Gelegenheit zu geben. Auch jetzt will ich dis Geschäfte noch vornehmen, und die Dankbarkeit beschreiben, wie ich sie mir vorstelle.

Weder derjenige, der Wohlthaten empfängt, noch auch der, der Wohlthaten empfangen hat, ist sicher, daß seine Empfindung gegen den Wohlthäter unfehlbar eine Dankbarkeit seyn solte, und daß nichts anders als die Regungen derselben in seinem Herzen sich finde. Ein Niederträchtiger kan niemals satt werden. Wer ihn sich verbindlich machen will, muß an ihm allein so viel verschwenden, daß er zehen andere damit vergnügen und beschämen könte. Aber es giebt auch eine gewisse feine Art des Stolzes, die nichts weniger vertragen kan, als Wohlthaten. Ich nenne diesen Stolz fein, nicht weil ich ihn rechtfertige, sondern weil er sehr unmerklich und von den mehresten, die an dieser Leidenschaft krank liegen, unerkant ist. So wie es niederträchtige Geizige giebt, in deren Augen die Habsucht funckelt und die auch von dem ärmsten gern alles geschenkt nehmen: so giebt es auch solche

zur Unzeit edle und großmüthige Menschen, die, ob sie gleich nicht dazu im Stande sind, wol lieber zehen Ducaten verschenken, ehe sie einen geschenkt nehmen. Verbindlich zu seyn, ist ihnen sehr peinlich. Sie denken mit grosser Emsigkeit auf Mittel, wie sie sich dieser Pflicht entledigen, und selbst den, dem sie verpflichtet waren, sich verpflichten wollen. Sie empfangen also in der Noth die Wohlthaten eines Gönners mit großer Unruhe, es komt ihnen vor, als wenn sein Zustand durch Austheilung, nicht aber der ihrige durch den Empfang der Wohlthaten verbessert wäre. Sie schämen sich aus seiner Hand zu nehmen, was er ihnen darbietet. Sie faßen eine große Liebe zu ihm, wenn er es auf die Weise thut, daß kein anderer etwas davon merkt, und wenn er selbst, so wenig als möglich ist, in dem Charakter eines Wohlthäters erscheinet. Was sie nur zur Wiedervergeltung aufzubringen wißen, das geloben sie in demselben Augenblick ihrem Freunde schon an, sie danken mit unruhigem Gemüth und beschämten Mienen, und freuen sich, wenn sie das Angesicht ihres Wohlthäters nur nicht mehr sehen dürfen. Ist ihnen die Wiedervergeltung möglich, so ist wol kein Schuldner, der mit mehrerer Freude seine Schuld abzahlt, als eben sie.

Aber unter dieser Gesinnung und unter der wahren Dankbarkeit ist noch ein sehr großer Unterscheid. **Die wahre Dankbarkeit besteht in einer Neigung und Arbeitsamkeit, die Pflichten gegen einen Wohlthäter zu erfüllen.** Wenn das Wiedererstatten die ganze Pflicht seyn soll, so ist derjenige, der mir

gutes

gutes gethan hat, nicht mein Wohlthäter, sondern ich bin sein Schuldner. Ein Schuldner kan an und für sich betrachtet, in keiner weitern Verbindung mit seinem Gläubiger gedacht werden, so bald er das entlehnte wieder entrichtet hat. Aber ein Wohlthäter giebt das seinige nicht um der Nutzung willen einem andern, sondern aus Liebe, um dem Triebe seines Gemüths genug zu thun. Ein Gläubiger verpflichtet nächst dem bestimten Wucher, so viel von dem meinigen, als er mir von dem seinigen geliehen hat, und bis ich so viel aufbringen kan, verpflichtet er mich selbst. Ein Wohlthäter aber verbindet mich selbst, ohne auf das meinige eine Absicht zu haben. Ich bin also dem Gläubiger nur etwas von meinem Gelde schuldig, dem Wohlthäter aber bin ich etwas ganz anders schuldig. Jener giebt mir das äußere auf gewiße Zeit. Es bleibt sein, ob es gleich in meinen Händen ist. Dieser schenkt mir die Zuneigung seines Gemüths, und von derselben ein Pfand, welches ich ihm nicht wiedergeben soll. Er verpflichtet mich also nicht nur zu eben derselben Zuneigung, sondern zu noch mehrern: ich trete mit ihm in ein Verhältniß, wo seine Gemüthsneigung der Bestimmungsgrund von der meinigen wird. Das Geschenk muß nach meiner Bedürfniß eingerichtet seyn, es wird sonst keine Wohlthat, sondern nur ein Unterpfand der Liebe. Indem aber jemand meiner Dürftigkeit abhilft, so übt er eine Art des Mitleidens, er läßt sich von der Höhe des Glücks, die er vor mir voraus hatte, liebreich zu mir herunter, ich bleibe geringer als er, er aber verachtet mich nicht.

Die erste Verpflichtung, welche hieraus entstehet, ist diese, daß man sich seines Verhältnißes gegen den Wohlthäter bewust bleibt, und zwar mit eben der Gemüthsfaßung, mit welcher man in dasselbe getreten ist. Wer von einem andern Wohlthaten empfangen hat, der muß sich immer in gewisser Maße geringer halten, als den andern. Man wird nicht leicht ein Exempel aufweisen können, wo nicht der Wohlthäter fast in aller Absicht etwas voraus hat. Er mag aber so viel oder so wenig voraus haben, als er will, so werden seine wahren Vorzüge dem, der ihm verpflichtet ist, größer als vorher. Ist er geehrter, so ist dieser verbunden ihn mehr zu ehren, als andere seines gleichen, die nichts von ihm empfangen haben. Und so geht es durchgehends. Denn wer andern gutes thun will, wird unter denen, die ihm ungleich sind, viele finden, welchen er gutes thun könte. Wen er nun vor andern dazu wehlt, den verbindet er auch vor andern. Wer Wohlthaten empfangen hat, der muß sein Verhältniß gegen den Wohlthäter nicht bloß nach der Größe deßen, was er empfangen hat, abmeßen. Es komt hier mehr in Betrachtung. Warum wehlte er unter mehrern möglichen Vorwürfen seines Wohlwollens eben diesen? Ueberhaupt, was bewog ihn, das seinige umsonst hinzugeben? Man muß sich an diese Betrachtung gewöhnen, und oft damit umgehen, und die Kaltsinnigkeit gegen den Wohlthäter für eine Beleidigung desselben halten. In dieses Verhältniß ist man getreten, so bald die Wohlthaten angenommen worden. Theils die

Noth,

Noth, deren Anblick den Wohlthäter zum geben, und den andern zum annehmen bewog, brachte in dem Gemüth deßen, der etwas empfing, eine Art der Freude zuwege; theils würde es höchst boshaft und unnatürlich gewesen seyn, das Gute mit störrigem Wiederwillen hinzunehmen. Mit eben der Freude muß man hernach auch sich dem Wohlthäter verbunden erkennen. Es muß mir lieb seyn, daß ich ihm verpflichtet bin. Gesetzt auch, daß sich die Umstände umkehrten; gesetzt, daß jener meiner Hülfe bedürfte, und ich im Stande wäre, ihm größere Wohlthaten zu erzeigen, als er mir erwiesen, so muß ich mich nicht so erheben, auf ihn herab zu sehen, und ihn als einen Clienten zu betrachten.

Diese gesamte Pflicht, dieses erste Stück der Dankbarkeit, heißt mit einem Worte: Erkentlichkeit.

Nach dieser Beschreibung zeigt sich die Verschiedenheit der Gesinnungen gar bald, welche durch empfangene Gutthaten in der Seele erregt werden können. Alle Geschäfte sind von der Art, daß entweder die Ausführung derselben für das Gemüth etwas angenehmes hat, oder daß das Vergnügen sich nur erst bey Endigung derselben findet. So können sich auch zwo Personen an den Pflichten der Dankbarkeit vergnügen. Der eine freuet sich, daß er sie beobachten, der andere aber, daß er sich davon loß machen kan. Jener hält sich auch nach Vollbringung derselben, dem Wohlthäter noch eben so gern, als vorher, verpflichtet; dieser ist nur aus dem Grunde in seiner Pflicht sorgfältig gewesen, damit er derselben entledigt würde. Jener übt sie mit völliger Zufriedenheit seines Gemüths, dieser mit

einer Unruhe, die das Ende nicht erwarten kan. Also zeigt sich schon bey dem ersten Stück der Dankbarkeit, wie sehr man sich selbst schmeicheln, und wie bald man sich fälschlich für dankbar halten könne.

Die andere Pflicht ist diese, **daß man dem Wohlthäter seine Erkentlichkeit zeiget.**

Alle Gemüthsneigungen sind von der Art, daß sie offenbart und bekant gemacht seyn wollen. Hievon zeuget die Unruhe, die sich in der Seele findet, so bald sie eine Leidenschaft gegen einen andern fühlet. Die Liebe, wie bitter macht sie der Seele alles andere Vergnügen, bis sie dem Geliebten entdeckt ist. In der Erkentlichkeit fand sich eine Art von Liebe, und zwar eine solche, die durch die unverdiente Zuneigung eines andern erregt war. Auf diese Weise findet sich der Dankbare gedrungen, dem Wohlthäter zu zeigen, daß er sich seines Verhältnißes gegen ihn bewußt ist. Worte, mit welchen man diese Empfindung ausdrückt, heißen: **Danksagungen.** Folglich sucht ein Dankbarer seinem innern Triebe durch Danksagungen genug zu thun. Die Eitelkeit der Menschen hat hiebey freylich Gelegenheit gefunden, mancherley zu erdenken, was hernach zur Gewohnheit geworden ist. Einer spricht dem andern die von ihm erlernten Danksagungsformeln nach. Aber weil sie fremde Erfindungen sind, so verfallen auch die Menschen gemeiniglich auf einen von diesen zween Fehlern, daß sie entweder aus niederträchtiger Schmeicheley mehr sagen, als sie wollen, oder etwas dahin reden, wovon ihr Herz sehr wenig weiß. Wer das innere erfährt, was bey der Dankbarkeit im Gemüthe vorgeht,

der

der wird aus der Natur schon lernen, was er sagen oder schreiben soll. Er nent seinen Gönner mit dem Namen, den ihm die Erkentlichkeit giebt, er bekent die Ueberzeugung, daß er seine Zuneigung nicht verdient habe, er beschreibt die Wohlthat so groß, wie er sie inwendig schätzet.

Doch der Dankbare ist sich nicht nur seines Verhältnißes gegen den Wohlthäter bewust, sondern er empfindet auch ein Vergnügen darüber, daß er in demselben stehet. Er freuet sich, verbindlich zu seyn. Also gehört auch diese Empfindung zu denen, welche bekant gemacht seyn wollen, und die Danksagung erfodert noch dieses als ein wesentliches Stück, daß man seine Freude bezeuge und die Willigkeit, dem Wohlthäter verbunden zu seyn.

Nebst den Worten, oder Danksagungen, giebt es auch Handlungen, welche die Empfindungen der Erkentlichkeit ausdrücken können. Und diese heißen: **Dankerweisungen.** Doch sind diese Handlungen von andern eben so unterschieden, wie sich ein beständiger Gemüthszustand von einer Neigung unterscheidet, die bald vorüber geht. Selbst unter den sittlichen Handlungen giebt es weniger und mehr sittliche. Die erstern gehen auf äußere Dinge und richten sich bey denselben nach der Zeit und Gelegenheit. Die letzteren gehen auf das innere, auf den Menschen, und auf sein Gemüth selbst, und werden auch bey und unter den äußern fortgesetzt. Zu den erstern gehöret, so zu reden, nur immer eine einfache Entschließung, zu den letzten, ein

Zustand

Zustand der Entschließungen, die einmal vor allemal festgesetzt sind und immer erfüllt werden.

Die Erkentlichkeit erfoderte einen solchen Zustand, da man sich seines Verhältnißes gegen den Wohlthäter immer bewust blieb, mit Vergnügen bewust blieb, und getrieben wurde, diese Empfindungen ihm zu zeigen. Folglich gehören auch die Dankerweisungen mehr zu der letztern, als erstern Art sittlicher Handlungen. Sie betreffen also mehr den Dankbaren selbst; er nimt aus Dankbarkeit nicht sowol außer sich, als vielmehr in sich selbst Veränderungen vor. Ich darf nicht weiter schliessen, es ist nun schon klar, daß ein Dankbarer sich der empfangenen Wohlthaten und der Zuneigung des Gönners würdig zu machen sucht. Nur die Aehnlichkeit der Gesinnung und der Sitten giebt Zuneigung. Die Unähnlichkeit macht ganz natürlicher Weise eine Abneigung. Ich muß hier zugeben, daß die Pflicht der Dankbarkeit mit der Pflicht gegen sich selbst manches mal nicht bestehen kan. Gesetzt, ich hätte einen Wohlthäter, dem ich mich aus Dankbarkeit gefällig, und also ähnlich machen wolte, um seine Zuneigung zu verdienen; Ich fände aber in seiner moralischen Beschaffenheit nichts nachahmungswürdiges: so würde ich die Selbstliebe übertreten, wenn ich ihm nachahmen wolte. Aber ich bin in diesem Fall zu desto sorgfältigerer Beobachtung anderer äußerer Pflichten verbunden. Zum Exempel, zur Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, zur Geduld mit seinen Fehlern, zur Höflichkeit in meinem Betragen gegen ihn, u. s. w.

Findet

Findet man aber einen recht liebens- und nachahmungswürdigen Wohlthäter: wie süß ist alsdenn nicht die Pflicht der Dankerweisung, in welcher man ihm ähnlich zu werden sucht? Ich finde hier den Hauptsatz, worin diese Abhandlung zusammen fließt: die Dankbarkeit des Herzens gegen GOtt ist ein seliger Seelenzustand, und sie wird ganz gewiß der Trieb und Bestimmungsgrund aller Dankbarkeit gegen Menschen. Wer ist höher über mich erhoben, als dieses majestätische Wesen? Wer hat mir größere Wohlthaten erwiesen, als er? Wer hat mir unter allem, was er mir gutes thun konte, so die höchsten Wohlthaten erzeigt, als er? Weßen Zuneigung habe ich weniger verdienet, als die seine? Weßen Abneigung mehr, als die seine? Gegen wen stehe ich also in einem so vollkommenen Verhältniß der höchsten Verpflichtung, als gegen ihn? Wie könte ich wol irgend einem andern so hoch und so gern verbunden seyn wollen, als ihm?

Gegen wen solte mich die Empfindung des Gemüths wol so starck zu Offenbarung der Dankbegierde treiben können, als gegen ihn? Wen kan ich ohne Niederträchtigkeit so hoch erheben, und wer ist, den ich niemals genug erheben kan, als er? Gegen wen muß ich mich in der Unwürdigkeit alles Guten so tief herab setzen, als gegen ihn? Weßen Wohlthaten kan ich so wenig zehlen und mit Worten beschreiben, als die seinigen? Und welche geben, wenn man sie überdenkt, ein so süßes Vergnügen, als eben diese? Welche Danksagungen können mit einer so innigen

Lust

Lust und Freude abgelegt werden, als die Anbetungen der ewigen Güte?

Wem kan ich zum ewigen höchsten Glück meiner Seele wohlgefällig zu werden suchen, als ihm? Weßen Bild ist glänzender, als das seine? Welches Geschäfte kan seliger seyn, als der unaufhörliche Fleiß, sich in dis Bild zu bilden? Welche Dankbarkeit kan also vollkommener seyn, und doch weniger erfüllt werden, als eben diese? Hier bittet man, indem man danck-saget. Hier nimt man, indem man sich selbst opfert. Hier genießt man Liebe, indem man Liebe erzeigen will. Hier empfängt die Seele unaufhörlich. Hier wird sie immer mehr verpflichtet. Und GOtt würde keinen Dank von uns annehmen können: **wenn dieses nicht der einzige Weg wäre, uns sein Heil zu zeigen!**

Hochzuehrender Herr Tugendfreund,

Ich bin gewiß einer von ihren beständigen Lesern und kan wol sagen, daß ich mich einigermaßen wundere, da mir zu Ohren gekommen, daß Sie Dero Schrift bald beschließen wollen. Es sind noch manche Betrachtungen übrig, deren Erörterung ich zu lesen gewünscht hätte. Doch, was jetzt nicht geschehen soll, dazu kan sich vielleicht eine andere Gelegenheit finden, und vielleicht gefält es Ihnen, einige moralische Sätze noch weiter auszuarbeiten, und uns dieselben unter einer veränderten Aufschrift in die Hände

zu

zu geben. Ich werde allemal ihre Arbeiten mit Vergnügen lesen. Meine Aufmerksamkeit bey ihren Blättern ist so groß gewesen, daß sie auch die kleinen Druckfehler nicht übersehen hat. Ich werde Sie deswegen gar nicht tadeln, weil ich wol weiß, wie leicht diese großen Kleinigkeiten unsern Augen entwischen können. Ich würde mich auch deswegen nicht rühmen, wenn ich mich anders einer solchen, vielleicht übertriebenen Aufmerksamkeit noch rühmen darf, wofern ich nicht in der Fabel des funfzehenden Stücks dieses vierten Teils einen Druckfehler bemerkt hätte, welcher manchen einigermaßen fremd vorkommen könte. Ich habe es selbst erfahren, daß ein lieber Mann sich lange den Kopf zerbrechen muste, ehe er hinter die richtige Leseart kommen konte. Ich muste schon seiner Schwachheit zu Hülfe kommen und ihm sagen, daß die ohnfehlbar kurz vor dem Abdruck verschobene Zeilen also gelesen werden müsten: Der Hund wurde müde, ging nach Hause, legte sich auf den Hof und schlief endlich ein.

Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen diese Begebenheit eröfne. Sie können daraus erkennen, daß man sich auch nach denen richten müsse, die nicht allemal im Stande sind, Kleinigkeiten entweder zu verbessern oder zu übersehen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, Sie werden mir meine Freyheit zu gute halten, da ich sonst ohne dasselbe die Feder gewiß nicht angesetzt haben würde.

Vor den Fleiß, den Sie bishero angewandt haben, bin Ihnen an meinem Teil höchstens verbunden. Ich wünsche nur, mit ihnen persönlich bekant zu werden, da

ich

ich denn nicht unterlassen würde, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen. Bis dahin beharre

Meines Hochzuehrenden Herrn Tugendfreundes

C. den 7. Sept. 1756.

unbekanter,
Diorthon.

Wir sind dem Herrn Diorthon sehr verbunden, daß er uns einer Mühe überhoben, die wir nicht gar zu gern würden auf uns genommen haben. Es ist wahr, daß wir selbst hin und wieder kleine und unerhebliche Druckfehler wahrgenommen. Allein wir haben eine Anzeige derselben als eine Beleidigung unserer werthgeschäzten Leser angesehen, als welche dieselben ohne unsere Bitte schon längst werden gütigst übersehen haben. Unsre öftere Entfernung von dem Orte des Drucks hat zuweilen eine verschiedene orthographische Schreibart veranlasset, die man, wie wir von der Billigkeit unserer Leser hoffen, nicht hoch anschreiben wird. Mit dem Fehler, den Herr Diorthon anmerket, ist es würklich so zugegangen, wie er sich denselben vorgestellet hat, und wir müßen mit dem schuldigsten Danck anzeigen, daß derselbe ihn ganz richtig verbessert habe.

Die Nachricht, welche dem Herrn Diorthon von dem Beschluß dieses Werks gegeben worden, ist so glaubwürdig, daß wir weiter nichts thun, als denselben auf das nächstfolgende Stück verweisen wollen. Der Beyfall, womit uns viele beehret, verdienet unsere aufrichtige Dankbarkeit, und wir wollen hiemit öffentlich bezeugen, daß wir der obigen Abhandlung gemäß zu leben, uns äußerst angelegen seyn laßen werden.

Der Tugendfreund.

Das 26. Stück.

Verfehlest du die wahre Ruh der Seelen,
So wird der Trost für dich und andre fehlen.

Es ist Zeit, daß sich die Geschichte des Fortunatus entwickelt und endigt. Was zwischen ihm und seinem betrübten Freunde vorgegangen, können sich alle, die zu dergleichen Empfindungen fähig sind, von selbst vorstellen. Es war keine geringe Probe für sein Herz, mit einem Menschen umzugehen, der ihm seinen größesten Freund geraubt hatte. Aber es wäre doch auch eine Grausamkeit gewesen, dem schon aufs höchste gequälten Gemüth auch nur durch die geringste Betrübniß einen Vorwurf zu machen. Er ging ihm allenthalben nach, er kam seiner heftigen Gemüthsbewegung immer zuvor. Er wieß ihn auf die Grundsätze des Trostes, die wir ohne göttliche Offenbarung nicht wüsten; er führete ihn von Tage zu Tage näher zu den Quellen, woraus diese höchst ermattete Seele nur allein erquickt werden konte.

Er wuste aus längerer Bekantschaft mit Gott und aus mancher Erfahrung zu reden. Die Stunden waren ihm noch im lebhaften Andenken, wo er Trost und Hülfe gesucht, in seinem Gewissen aber einen Wiederspruch gefunden hatte, welchen zu heben er zur Ausübung der Lehren des Christenthums seine Zuflucht nehmen muste. Auf eben diesem Wege wolte er seinen Freund auch zum Ziel bringen. Deswegen stelte er ihm vor, wie es die natürliche Unart der Menschen sey, daß sie nach ausgestandenem harten Schicksal in eine Art der Empfindungslosigkeit gerathen, und weder von Trost noch Freude mehr wissen wollen; daß dieses aber unmöglich der Zweck Gottes seyn könne, warum er so harte Zufälle über sie zuläßt. Er bewieß ihm aus der von ihm gehörten Beschreibung seines Lebenslaufes, daß Gott an ihm einen Menschen gefunden, der sich aller guten Ordnung und aller Möglichkeit, gebessert zu werden, entzogen hätte. Er ließ ihn selbst nachdenken, durch welches Mittel die göttliche Güte ihn zu seinem Heil hätte bändigen und die an ihm versäumte Zucht ersetzen können. Er erzehlte ihm die Beyspiele vieler Personen, von denen die Offenbarung uns harte Schickungen meldet, wodurch Gott ihr unbiegsam böses Herz endlich zerbrochen. Er suchte ihm die ganze Absicht Gottes mit den Menschen begreiflich zu machen, und überredete ihn mit unermüdeter Geduld und Sanftmuth, daß auch diese grausame That des Vatersmordes ein schönes Mittel zum ewigen Glück werden könte und solte.

Die

Die Tage wurden mit diesen Unterredungen zugebracht. Der Abend fand das unruhige Gemüth beschäftiget und der Hofnung nahe: aber des Morgens war alles wieder verloren, was den Tag zuvor gewonnen worden, und Conons unglücklicher Sohn, schien einem Schwimmenden gleich zu seyn, der sich gegen sanfte Wellen vertheidigt, aber unter jeder heftig schwellenden Welle begraben wird. Oftmals fand ihn Fortunatus in einem Zimmer verschlossen, er erbrach dasselbe, und sein Freund saß gedankenloß auf einem Stuhl, oder er lag auf der Erde. Einmal fand er ihn, da er eben einen Strick an dem Boden befestigte, um sich zu erhenken. Fortunatus muste alle Stunden besorgen, daß sich dieser gequälte Mensch das Leben nehmen würde; und doch war kein ander Mittel übrig, als dieses, daß er die bisher vergeblich angewendete Sanftmuth, Liebe und guten Vorstellungen, immer wiederholte. Ohne so viel vorhergegangene Uebung, seine Ungeduld, Schwermuth und Mistrauen zu bändigen, würde ihm dieses nicht möglich gewesen seyn.

Endlich bat Fortunatus seinen Freund, er möchte ihm erlauben, daß er ihn Tag und Nacht nicht eine Stunde verliesse. Der betrübte willigte nach langer Verweigerung zuletzt in dieses Begehren, und sie waren beständig beysammen. Fortunatus versuchte in dieser Zeit etwas, was er bisher noch nicht gewagt hatte. Weil sein Freund nicht mehr seiner selbst mächtig war, so stellete er ihm die Nothwendigkeit vor, daß er sich in allen Stücken dem Rath, und auch nach Befinden dem Befehl eines andern überlassen müste; er bot sich

aus Liebe zu diesem höchst beschwerlichen Amt an. In den Stunden der heftigsten Betrübniß, wenn die Anfälle des Schmerzens unerträglich waren, so wol mitten in der Nacht, als auch am Morgen, befahl er ihm aufzustehen, er gab ihm eine Arbeit auf, er gab ihm eine Axt, oder eine Säge, oder was sonst bey der Hand war, befahl ihm Holz zu spalten, oder zu sägen, ließ ihn auch wohl graben, und foderte so lange strengen Gehorsam, bis die Müdigkeit so groß war, daß er ihm in der folgenden Nacht einige Ruhe versprechen konte. Auf diese Weise kam er ihm sehr wohl zu statten, und ersparte ihm manche beängstete Stunde. Im täglichen Umgange gab er ihm wichtigere Dinge und wichtigere Sünden zu denken, als diejenige That war, die er sich selbst zur allergrößesten Sünde machte. Er belehrte ihn von der Unwissenheit der Menschen, die sich nur alsdenn für strafbar halten, wenn sie in eine große Uebelthat gerathen sind, die Beschaffenheit ihrer Natur aber nicht merken.

Er zeigte ihm, wie seine Traurigkeit noch gar nicht rechter Art sey, wie er noch zu ganz andern Empfindungen würde kommen müssen, wenn er sich selbst wolte kennen lernen. Alsdenn, sagte er, wird auch die begangene That ganz klein werden, die euch jetzt nur deswegen so sehr angreift, weil sie so viel Leidenschaften in euch rege machen kan, und weil die ganze Natur sich wieder euch empöret. Ihr wisset, daß ihr von dem Vorsatz, diese That zu begehen, frey gewesen seyd; aber ihr habt mir selbst gestanden, daß ihr den Führer, welchen euch eure Großeltern mitgeben wolten, gerne

ermor-

ermordet hättet, wenn es euch nur möglich gewesen wäre. Sehet also jetzt von der an sich ganz unschuldigen That weg; suchet dagegen in euch einen muthwilligen Vatermörder. Erkennet die Anlage eurer ganzen Natur zu den allergrößesten Sünden; haltet euch nicht rein von dem, was ihr nicht begangen habt; haltet euch alles dessen schuldig, wessen ihr fähig seyd; lernt glauben, daß die Entschliessung des Herzens um so viel strafbarer wird, je mehr die Allmacht entgegen treten muß, um die Ausübung derselben unmöglich zu machen. Aus grosser Liebe muß ich hart mit euch reden. Alle eure Seelen- und Leibeskräfte sind verdorben, und euer Bild ist in den Augen der Heiligkeit ganz abscheulich, jeder Augenblick eures Lebens ist so schwarz, als der, den ihr nicht vergessen könnt, ja die That an eurem Vater verübt, ist unter allen euren Uebelthaten die unschuldigste und kleinste.

Die unermüdete Liebe, mit welcher Fortunatus diese Wahrheiten wiederholte, und die unsichtbar gesegnete Kraft derselben, gewannen endlich das ungestüme Gemüth. Conons Sohn hörte auf zu rasen, und fing an zu weinen. Er brachte seine einsamen Stunden mit Verkleinerung seiner selbst zu, er wuste nun kein anderes Geschäfte, als die veralteten Greuel seines Herzens aufzusuchen. Es war ihm nicht möglich viel zu reden; aber seine Reden waren lauter Empfindungen seines ihm selbst unerträglichen Zustandes, und sie zeugeten von der grossen Einsicht, welche er in das angeborne und durch immerwährende Uebungen vermehrte Verderben des Herzens hatte. Leib und

Geist ermüdeten unter dieser Beschäftigung und doch konte er davon nicht ablassen.

Fortunatus hatte ihn einige Tage hingehen lassen, und ihn in seinen Betrachtungen nicht anders gestört, als dadurch, daß er ihm liebreich zugeredet, und ihm den erwünschten Zustand der Seelenruhe beschrieben, wenn sie von aller Furcht der Strafe freygesprochen ist. Nun glaubte er, es sey keine Zeit zu versäumen, das erweichte Herz wäre nun leicht zu verändern und anders zu bilden, und das ermüdete Gemüth würde die Ruhe gerne annehmen, und sich vor der Unruhe ewig hüten. Er fragte ihn also mit der Beredsamkeit der Erbarmung: mein Herzensfreund, habt ihr in euren Unterredungen mit Gott nicht gemerkt, daß euch eine höhere Kraft betrübt gemacht hat? O ja, rief der andre: der Herr hat alle meine Gebeine zerschlagen! Fortunatus fragte weiter: Habt ihr eurem beleidigten Gott nicht zugesagt, daß wenn er euch zur Ruhe bringt, ihr alsdenn nie wieder sündigen wolt? Ich kan ja fast nicht glauben, war die Antwort, daß sich mein Herz verstelt, mich deucht, der allerschmerzlichste Tod würde mir etwas leichtes seyn, ehe ich wieder sündigen solte.

Der enge Raum dieses Bogens und der verwöhnte Geschmack der mehresten Leser verhindern mich, das Lob Gottes zu erzehlen, welches die gottergebene Seele des Fortunatus über diese Antwort aussprach, und wodurch dem betrübten die erste Hofnung aufging, daß der unschuldigste Tod des Mittlers aller Welt auch ihm würde zugesprochen werden, wenn er nur recht ernstlich und recht anhaltend darum bitten würde.

Alle

Alle diese Unterredungen, Ermahnungen, Standhaftigkeit, Gelassenheit und Gebet hatten den schönen Beschluß, daß Conons Sohn, in den wilden Gegenden, in den verlassenen Wüsten, in der fürchterlichsten Einsamkeit, fern von der Eitelkeitsseuche der Menschen, an welcher in grossen Städten und Königreichen gesitteter Völker fast alles stirbt, daß er eben zu der Stunde, da er verworfen zu seyn glaubte, durch die Versicherungen der Liebe Gottes ein seliger Mensch wurde, wie sein Freund Fortunatus, der sich nun eben so mit ihm freuete, als er vorher zärtlich mit ihm geweint hatte.

Nun war das grösseste Unglück zum höchsten Glück geworden, nun triumphirte die stille Gelassenheit, die innerlich ein gutes Ende weissaget, wenn auch die Augen voll Thränen hangen. Nun lebte die Freundschaft in zwo Seelen, die von einem Triebe gezogen, mehr flogen als liefen, und in einer der Welt unbekanten Sehnsucht nach einem gewissen Freudenleben, gegen das Wohl und Weh der Erden sehr gleichgültig wurden. Doch die wahre Gelassenheit des Gemüths macht das Herz je länger je zarter, und man findet in solchen Seelen gewiß keine Unempfindlichkeit. Conons Sohn hatte auf Erden nichts zu befürchten, seine Bestimmung war ihm gewiß, seine Schuld war ihm geschenkt. Aber er konte doch die Empfindung der Betrübniß nicht loß werden; es schien, als wenn die Gegend, die er mit dem Blut seines Vaters gefärbt hatte, beständig etwas fürchterliches für ihn behalten würde. Er offenbarte seinem Freunde seine

Gesinnung, und sie wurden eins, nach Europa zurück zu gehen, wenn das Landgut, welches in Amerika angelegt war, für einen billigen Preiß verkauft werden könte. Fortunatus sagte, man müßte den Bedienten des Conons auch fragen, ob er in Europa noch Verwandten hätte, und ob er sie wieder sehen wolte? Dieser erzehlte kurz, daß er noch eine Schwester am Leben gehabt, die aber eben gestorben, als er aus Europa gegangen wäre; daß er einen kleinen Bruder gehabt hätte, welcher aber sehr jung gleich nach der Eltern Tode von fremden Leuten aufgenommen und wol schon tod seyn würde. Doch, setzte er hinzu, wer weiß ob ich ihn nicht noch wieder finde? Wenn er nur noch lebt und ich an den Ort komme, wo er sich aufhält, so wird er mich wol wieder kennen, wenn ich ihn gleich nicht kenne. Als unsre Mutter starb, war ich schon auf Reisen und hielte mich bey einem Goldschmid in Madrit auf, wo ich an den Conon gerieth und auf erhaltene Nachricht von meiner Eltern Tode nach einer langwierigen dreyvierteljährigen Reise endlich zu Hause ankam. Mein Bruder war unter dessen schon fort. Die Mutter hatte ihm bey dem Abschiednehmen diesen Ring geschenkt. O rief Fortunatus, der bisher mit innerer Gemüthsbewegung zugehört hatte, gütiger Gott, ist dis mein Bruder? und da umarmten sich zwey Brüder, deren nahe Verwandschaft in einem Ringe verborgen gewesen war, welchen Fortunatus, ehe er seines Vaters Haus verließ, verloren, und der andere gefunden hatte.

Nun

Nun gingen diese drey das genaueste Bündniß ein. Conons Sohn fand Gelegenheit, mit einem Spanier einen Kauf zu schliessen, und diese drey Freunde setzten sich zu Schiffe. Ihre Fahrt ging erst sehr langsam, sie wurden auch weiter Südwärts an die Peruanischen Küsten getrieben. Weil ihr Schiff schadhaft war, so dungen sie sich auf ein anderes, das nach Cadix segelte, und fuhren bey gutem Wetter ab. Ein günstiger Wind trug sie schnell über die schwimmenden Berge des weiten Oceans, und ihr Schiff legte mit denen über ihnen fliehenden Wolken einen gleichen Weg fast in gleicher Zeit zurück.

Conons Sohn empfand ein großes Verlangen, die zurück gelassene Gemahlin seines Vaters zu sehen, welche sich in Wien aufgehalten, wo Conon die Angelegenheiten des Spanischen Hofes besorgt hatte, bis ihm die Reise nach Amerika aufgetragen war. Seine Gefährten begleiteten ihn mit Freuden noch einmal auf das Meer, weil eben ein Schiff nach Venedig segelfertig lag. Bey ihrer Ankunft in Wien wurde Conons Sohn von seinem ehemaligen Führer erkant, der nun ein vornehmer Kaufmann in Holland war und sich eben in Wien befand, um die verwaiseten Kinder des Conons nach Holland zu holen, welche ihre Mutter verloren hatten und von ihrem Vater gar nichts wusten.

Conons Sohn fand einen Bruder, der vor der Abreise seines Vaters, und eine Schwester, die gleich nach derselben geboren war. Er merkte keinen Unterschied der Zärtlichkeit gegen diese Kinder, ob sie gleich

eine

eine andere Mutter gehabt hatten, als er. Er erbte ein sehr großes Vermögen und übergab dasselbe dem Fortunatus mit der Bitte, er möchte ihm nur erlauben, sein Leben bey ihm zuzubringen.

Der Leser begleite diese nun glücklichen Freunde mit seinen Gedanken nach Holland und bilde sich ihren Zustand so erwünscht ein, als er nur kan. Anstatt aber zu fragen, ob diese Geschichte wahr oder erdichtet sey, nehme er eine nützlichere Untersuchung vor, ich meine die Untersuchung seines Herzens und seiner Neigungen, in wiefern sie den beschriebenen Bildern ähnlich sind.

Folgende Ode mag den übrigen Raum ausfüllen.

Der Beschluß.

Die Sterblichkeit ist den Begrif gewohnt,
Daß der Beschluß den Fleiß belohnt
Der endlich nach dem Ende blicket.
Nur ein Geschäfte ohne Zeit
Erreicht und dauret eine Ewigkeit!
O, die ihr euch zur Arbeit schicket,
Meßt bey dem Anfang schon die Grenzen ab:
Wie das Gebot, das uns das Leben gab
Den ersten Tag, und auch den letzten wuste,
Der unsre Arbeit schliessen muste.

Der Müßiggang ist nie des Lebens werth.
Wer recht ein menschlich Leben ehrt,

Der

Der sieht es an als ein Geschäfte!
O großes Werk, o allzukurze Zeit!
O allzunahe Ewigkeit!
O allzusehr geschwächte Kräfte!
O thöricht träges Herz, das sich zerstreut!
Und Lebensjahre Eitelkeiten weiht!
O schwerer Zwang! muß denn noch hier auf Erden
Das große Werk vollendet werden?

Es muß! so heißt das heiligste Gebot.
Hier warte funfzig Jahr, o Tod,
Dort achzig, dort noch dreyßig Tage;
Dem Faulen gieb noch etwas Zeit:
Dem sehnsuchtsvollen Fleiß, verkürze heut
Des Tages Hitze, Last und Plage.
Um Welten ist nicht eine Stunde feil!
Wer nicht sein Werk vollbracht, der hat kein Theil
Am Gnadenlohn, man findet keine Siege
Als nur durch Mühe und durch Kriege.

Hier ist der Strand, hier bricht sich Sturm und Fluth,
Hier komt beschwert mit reichem Gut
Ein Schiff von Ost und West geflogen!
Dort komt ein andres ohne Mast,
Und hat anstatt der reichen Perlenlast
Nur Schaum und Wasser eingesogen!
Da komt von seiner fröhlich kurzen Bahn
Ein schnelles Schiff mit Gold und Purpur an:
Dort schleppen andre sich von langen Reisen
Und haben doch nichts aufzuweisen!

Im

Im Hafen sind sie alle angelangt:
Der Reiche springt ans Land und prangt;
Der Arme netzt den Strand mit Thränen!
Der Fröhliche besingt sein Glück,
Ladt seine Schätze aus und sieht zurück,
Und darf sich nun nach nichts mehr sehnen!
O Mensch, so ist das Ende zweyerley!
Es komt wol bald: Doch, daß es fröhlich sey,
Das sey dein Wunsch, dein Fleiß, dein nächtlich Wachen,
Dein Zweck auch in den kleinsten Sachen!

O Tugend, ja, ich bleibe doch dein Freund!
Ich habe dich allein gemeint.
Ein schlechtes Werk! doch edle Triebe!
Gewinne dir noch manchen Feind,
Den hie und da dein treuer Freund beweint
Aus Tugend und aus Menschenliebe!
Erscheine dem, der diese Blätter ließt,
Bis er den Lastern feind geworden ist.
Der Wahrheit soll allein die Ehre bleiben!
Dis will ich frölich unterschreiben.

Ende des vierten und letzten Theils.

11. März 1958

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0421
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0422
DFG

folg, daß die Frau versp mehr zu ärgern,
und so viel ich weiß, ihr ich erfüllt hat.

Sie erzehlte hernach Schwester, die in
eben der Strasse wohn unversöhnlichen
Haß gegen sie gefaßt, in zwo Jahren
nicht besucht habe. , weil man sie
einmal in einer gewisse vorgezogen, und
ihre Schwester nicht so abe. Sie frug,
ob sie denn nicht ihrer gutes Wort ge-
geben, und ihre Freu r gesucht hätte?
Nein, sagte sie, das habe . Sie kan zuerst
zu mir kommen. O so n denken, sprach die
Eintracht. Lassen sie u mittag ihre Frau
Schwester besuchen. Ich mühen, eine Ver-
söhnung zu stiften. Nach n ging sie es end-
lich ein. Die Schweste nicht wenig über
einen so seltnen Besuc ie, und bat um
Vergebung. Sie kom r, sagte die Ein-
tracht, wir wollen sie um tten. Ich freue
mich, daß sie so genei Lassen sie uns
nun an diesem Tage re seyn. Dis ge-
schahe auch, und beyl sahen sich mit
zärtlicher Liebe an, daß nügen war, die-
sem Auftrit beyzuwohnen

Am folgenden Ta aufs Rathhaus.
Sie fand eine Menge arteien, die zum
Theil schon die Hälfte ih rch Processe ver-
loren hatten. Sie mis das Volk, und
nach angehörter Sache b er recht dringen-
den Vorstellungen, ihre en in der Güte
abzu-

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 150
Patch Reference numbers on UTT
the scale towards document
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845905/phys_0423
DFG